

terra

cognita

Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration
Revue suisse de l'intégration et de la migration
Rivista svizzera dell'integrazione e della migrazione

Demographie und Migration
Démographie et migration
Demografia e migrazione



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Impressum

terra cognita
Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration
Revue suisse de l'intégration et de la migration
Rivista svizzera dell'integrazione e della migrazione

No. 23 Herbst/automne/autunno 2013

Herausgeberin/Editrice

Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM
Commission fédérale pour les questions de migration CFM
Commissione federale della migrazione CFM
Federal Commission on Migration FCM

Quellenweg 6, 3003 Bern-Wabern
Tel.: 031 325 91 16, Fax: 031 325 80 21
E-Mail: ekm@ekm.admin.ch,
Internet: www.terra-cognita.ch, www.ekm.admin.ch, www.migration-news.ch

Redaktion/Rédaction/Redazione

Simone Prodolliet, Alice Galizia, Elsbeth Steiner, Sylvana Béchon

Übersetzung/Traduction/Traduzione

Alain Barbier, Yvonand (f), Servizio linguistico SG DFGP (i)

Gestaltung/Graphisme/Grafica

bertschidesign, Zürich

Druck/Impression/Stampa

Cavelti AG, Gossau

Titelbild/Page de couverture/Pagina di copertina

Andrea Diefenbach

Erscheint zwei Mal jährlich/Paraît deux fois par année/Esce due volte all'anno

Auflage/Tirage/Tiratura

11 000 Ex.
10.13 11000 860305147

© EKM/CFM

Nachdruck von Beiträgen mit Quellenangabe erwünscht. Belegexemplar an die EKM.
Reproduction autorisée avec indication de la source. Remise d'un exemplaire à la CFM.
Ristampa autorizzata con indicazione della fonte. Consegna di un esemplare alla CFM.

Vertrieb/Distribution/Distribuzione

BBL, Verkauf Bundespublikationen, CH-3003 Bern
www.bundespublikationen.admin.ch
Art.-Nr. 420.900.23/13

Abonnement/Abbonamento

ekm@ekm.admin.ch

Preis/Prix/Prezzo: gratis

Die in den einzelnen Artikeln geäußerte Meinung muss sich mit derjenigen der EKM nicht decken.

Les points de vue exprimés dans les divers articles ne doivent pas forcément coïncider avec l'opinion de la CFM.

I punti di vista espressi nei diversi articoli non devono necessariamente corrispondere con l'opinione della CFM.

Demographie und Migration
Démographie et migration
Demografia e migrazione

Editorial

Demographischer Wandel
in der Diskussion: keine simplen
Zusammenhänge.

Seite 4

Débat autour de l'évolution
démographique: un contexte
pas si simple que cela.

Page 6

Dibattito sui mutamenti
demografici: non vi sono
nessi causali semplici

Pagina 8

Illustrationen / Illustrations / Illustrazioni

Land ohne Eltern.

Pays sans parents.

Paese senza genitori.

Seite 10

Stand der Forschung

Migration und Demographie –
eine Übersicht zu Themen und
Fragestellungen.

Ilka Steiner

Seite 12

Demographiep Politik

Herausforderungen
bereichsübergreifend meistern.

Michael Hüther

Seite 18

Demographische Trends

Die wachsende und
die schrumpfende Schweiz.

Rainer Münz

Seite 20

Scénarios de l'évolution

démographique

La population étrangère en Suisse
va-t-elle changer à l'avenir ?

Raymond Kohli

Seite 26

Flux migratoires et croissance
démographique

Quelle serait la population
suisse sans immigration ?

Philippe Wanner

Page 30

Überfremdungsinitiativen

Politisieren mit dem
«Unbehagen des Volkes».

Thomas Buomberger

Seite 34

Bevölkerungspolitik

Wertvolle Menschen und
weniger wertvolle.

Urs Hafner

Seite 38

Statistiques et politique

La démographie des migrations aux
prises avec le débat public.

François Héran

Page 42

Littérature

Le chameau dans la neige.

Catherine Raetz-Biancolin

Page 46

Letteratura

Anno nuovo ... vita vecchia.

Stagionali.

Leonardo Zanier

Pagina 50

Literatur

Schwazzenbach.

Francesco Micieli

Seite 52

Veränderungen in der Stadt

Wachstum, Migration
und 24-Stunden-Gesellschaft.

Christof Meier

Seite 56

Typologien der Migrationsbevölkerung
in der Statistik

«Schweizer», «Ausländer» und

«Personen mit Migrationshintergrund».

Marcel Heiniger

Seite 58

Catégories statistiques

« Issu de la migration » : classification
légitime ou stigmatisante ?

Francesca Poglià Mileti

Page 66

Premières générations

Histoires de migration ordinaire :
réalités plurielles.

Toni Ricciardi, Sandro Cattacin

Page 72

Deuxième et troisième générations

« La Suisse doit reconnaître
ses enfants. »

Ada Marra

Page 76

Contre les perceptions

sur les «Secondos»

Les enfants de migrants :
un véritable potentiel.

Rosita Fibbi, Dina Bader

Page 78

Schwierige Übergänge

von der Schule in den Beruf
Gebremste Secondos.

Eva Mey

Seite 82

Storie di Secondos nel Canton Ticino

«Voglio che la mia voce si senta.»

Paolo Ruspini

Pagina 86

Diversität in der Armee

«Bei uns gibt es nur Schweizer!»

Interview mit Tibor Szvircsev Tresch

Seite 90

Generationensolidarität und Migration

Vermeintliche und reale Konfliktlinien.

Monica Budowski, Sebastian Schief

Seite 94

Sicherung der Sozialwerke

Fachkräftemangel als grösste
demographische Herausforderung.

Martin Flügge

Seite 98

Care Migration

«Rund um die Uhr für Sie da.»

Sarah Schilliger

Seite 102

La situazione degli immigrati anziani

Occorre una politica per la terza
età attenta alla diversità.

Hildegard Hungerbühler

Pagina 106

Ausländische Rentner im Tessin

Nicht nur ein Ghetto der
Reichen und Privilegierten.

Beat Allenbach

Seite 110

Mentorat entre générations

« Nous sommes une oreille
bienveillante pour eux. »

Ariane Gigon

Page 114

Infothek

Infothèque

Infoteca

Thema/Thème/Tema

Demografie, Migration, Generationen

Démographie, migration, générations

Demografia, migrazione, generazioni

Seite 118

Ausblick/Aperçu/Scorcio

Destination Liebe.

Destination amour.

Destinazione amore.

Seite 122

Demographischer Wandel in der Diskussion: keine simplen Zusammenhänge.

Wer sich mit den Zusammenhängen von Migration und Demographie beschäftigt, begibt sich unversehens in ein komplexes Feld unterschiedlichster Themenbereiche und Fragestellungen. Entgegen den in Politik und öffentlichem Diskurs immer wieder gemachten einfachen Gleichungen – etwa, dass ein Weniger oder ein Mehr an Einwanderung aktuelle Probleme lösen könnten – muss festgestellt werden, dass es so simpel nicht ist.

Schon allein ein Blick auf die Fülle an Literatur, die sich dem demographischen Wandel in Verknüpfung mit Migration widmet, verweist auf eine Vielzahl von Forschungsfragen, Argumentationslinien und Analyseansätzen. *Ilka Steiner*, die mit andern Autoren für eine Literaturstudie der EKM über 700 Titel ausgewertet hat, gibt einen kurzen Überblick über die wesentlichen Themenfelder, die sich dabei ergeben. Sie folgert, dass Migration in keinem der untersuchten Bereiche als alleiniger Faktor für eine bestimmte Entwicklung herangezogen werden kann. Einen ähnlichen Denkansatz verfolgt *Michael Hüther*, der angesichts der Herausforderungen alternder Gesellschaften für eine Demographiepolitik wirbt, die mehr ist als Familienpolitik, Altenpolitik oder Migrationspolitik, sondern bereichsübergreifend angelegt ist.

Demographische Trends und Szenarien

Wie sieht die aktuelle Situation in der Schweiz aus? *Rainer Münz* beschreibt die Entwicklungen einer wachsenden und einer schrumpfenden Schweiz, zeigt aber gleichzeitig auf, dass diese an den Grenzen unseres Landes nicht halt machen und generellen Trends entsprechen: Urbane Räume und deren Umländer werden wachsen, periphere Gebiete weiter schrumpfen. *Raymond Kohli* stellt Überlegungen betreffend künftiger Entwicklungen an und zeigt anhand von Annahmen eines «mittleren» Szenarios für 2030, wie die Bevölkerung – auch durch den Einfluss von Migration – zusammengesetzt sein wird. *Philippe Wanner* begeht gleichermassen den umgekehrten Weg und stellt die Frage, wie sich die Schweiz heute ohne Migration präsentieren würde: Sie wäre in demographischer Hinsicht «älter» und befände sich wirtschaftlich und gesellschaftlich auf ziemlich tiefem Niveau.

Politische Antworten auf Wachstum

Selbst wenn immer wieder aufgezeigt werden kann, dass die Schweiz ohne die Präsenz von Migrantinnen und Migranten bei Weitem nicht so wohlhabend und prosperierend wäre – es gab und gibt Kreise, die der Meinung sind, die Beschränkung von Zuwanderung und weitere bevölkerungspolitische Aktionen lösten aktuelle gesellschaftliche Probleme. *Thomas Buomberger* gibt eine Übersicht über die «Überfremdungs»-Initiativen der letzten vierzig Jahre, und *Urs Hafner* ordnet gegenwärtige Debatten um «Überbevölkerung» in einen historischen Kontext ein. Beide Autoren kommen zum Schluss, dass die vorgeschlagenen Lösungen keine adäquaten Antworten darstellen. Ob das «Volk» dies auch in Zukunft so einschätzen und sich an der Urne entsprechend verhalten wird, bleibt abzuwarten. Eine zentrale Rolle in der öffentlichen Debatte einnehmen werden sicherlich erneut Zahlen und Statistiken. *François Héran* weist dabei auf eine Gefahr hin: Er zeigt für Frankreich und andere europäische Länder, wie insbesondere rechtspopulistische Parteien sich in Wachstumsfragen auf Zuwachs durch Migration konzentrieren und andere Faktoren wie höhere Lebenserwartung oder veränderte Lebensstile ausblenden.

Zweifellos werden sich Veränderungen, wie sie *Christof Meier* für die 24-Stunden-Gesellschaft beschreibt, auch dann fortsetzen, wenn der Zuwanderung Einhalt geboten würde. Denn das urbane Leben hat längst Formen angenommen, die kaum mehr rückgängig gemacht werden können. Dass Migrantinnen und Migranten mit diesem Wandel weniger Mühe bekunden als Einheimische, mag zunächst nebensächlich erscheinen; es könnte aber auch aufzeigen, dass man davon lernen könnte. Die literarischen Beiträge von *Catherine Raetz-Biancolin*, *Leonardo Zanier* und *Francesco Miceli* rufen darüber hinaus in Erinnerung, dass der Umgang einer Gesellschaft mit «Fremden» für grosse Teile der Migrationsbevölkerung, die je nach Zählung einen Viertel bis einen Drittel der Wohnbevölkerung ausmacht, prägend ist. Wenn ein so grosser Anteil der Bevölkerung als «störend» angesehen wird, kann das nicht zum Wohl der Gesamtgesellschaft sein.

«Primo-Migranten», «Secondos» und «Personen mit Migrationshintergrund»

«Niemand war schon immer da.» Dieses Motto im Schweizerischen Landesmuseum zur Migrationsgeschichte, das vor einigen Jahren für eine aufgeregte Debatte sorgte, verweist darauf, dass sich die schweizerische Bevölkerung seit Jahrhunderten immer wieder verändert. Doch: Wie ist die Migrationsbevölkerung heute zu charakterisieren? Das Bundesamt für Statistik ist bei der Beantwortung dieser Frage zum Schluss gelangt, dass deren Einteilung in die Kategorien «Ausländer» und «Schweizer» nicht (mehr) der Realität entspricht. *Marcel Heiniger* erläutert, wie der Migrationsstatus einer Person, jener «mit» und jener «ohne Migrationshintergrund», neu definiert wird.

Die Bezeichnung «Person mit Migrationshintergrund», die noch vor wenigen Jahren als «politisch korrekte» Alternative zum Begriff «Ausländer» gefeiert wurde, kann allerdings auch eine stigmatisierende Wirkung entfalten, wie *Francesca Pogliani Mileti* warnt. Auch *Toni Ricciardi* und *Sandro Cattacin* halten in ihrem Überblick über die so genannte «erste Generation» italienischer Migranten fest, dass die Verwendung von Bezeichnungen wie «erster», «zweiter» und «dritter Generation» zwar eine gewisse Berechtigung haben, den historischen Realitäten aber dennoch nicht entsprechen. Einen Schritt weiter geht *Ada Marra*, die Konzepte wie «Secondos» aus grundsätzlichen Überlegungen aus dem politischen Wortschatz und der statistischen Begrifflichkeit gestrichen haben möchte. Für sie sind Menschen, die von Eltern ohne Schweizer Pass in diesem Land geboren und aufgewachsen sind, als Schweizer zu betrachten.

Begriffe schaffen offensichtlich oft Realitäten: Nachkommen von Zugewanderten haben es nicht immer leicht und müssen Benachteiligungen in Kauf nehmen. *Rosita Fibbi* und *Dina Bader* versuchen mit ihrem Beitrag mit den Vorurteilen aufzuräumen, die den «Secondos» entgegen gebracht werden. Ihr Potential solle besser wahrgenommen und genutzt werden. *Eva Mey* ihrerseits zeigt anhand einer Längsschnittuntersuchung, dass die Betroffenen längst die in unserer Gesellschaft zentrale Bedeutung von Bildung und Beruf internalisiert haben; schwierig werde es aber dann, wenn die notwendige Anerkennung für erbrachte Leistungen fehle. Dies könne zu «Anpassungen» führen, die in niemandes Interesse sein können: etwa der Rückzug in Aussenseiterpositionen. Auch *Paolo Ruspini*, der eingebürgerte junge Menschen im Tessin befragte, stellt fest, dass deren Erfahrungen von Ausgrenzung sich nachteilig auswirkten. Gefragt sei eine Integrationspolitik, die dieser Gruppe besondere Aufmerksamkeit schenke. In diesem Sinne ist es zu begrüßen, dass die Armee keine Unterscheidungen nach Herkunft machen will, wie dies *Tibor Szvircsev Tresch* im Interview zum Umgang mit Diversität im Militär ausführt: «In der Armee gibt es nur Schweizer.»

Herausforderung: demographische Alterung der Gesellschaft

Dass die Schweiz ein Interesse haben muss, jungen Menschen ungeachtet ihrer Herkunft dieselben Chancen und Möglichkeiten sich zu entfalten, einzuräumen, ist nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund der demographischen Alterung eine Notwendigkeit. *Monica Budowski* und *Sebastian Schief* erläutern die Zusammenhänge von Generationensolidarität und Migration und warnen davor, vermeintliche Konfliktlinien zwischen Einheimischen und Zugewanderten als real zu betrachten. Betreffend Sicherung der Altersvorsorge ist *Martin Flügel* der Ansicht, dass nicht diese als zentrales Problem zu betrachten sei, sondern der Fachkräftemangel. Zuwanderung allein könne allerdings diesen Mangel nicht beheben: Es brauche etwa auch Massnahmen zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Ältere und alte Menschen in der Schweiz sorgen für neue Bedürfnisse. *Sarah Schilliger* beschreibt den Boom eines neuen Marktes für die Betreuung von Menschen, die (noch) nicht ins Altersheim gehen möchten. Care-Migrantinnen vor allem aus mittelosteuropäischen Ländern arbeiten in diesem wachsenden Sektor unter oft prekären Bedingungen. *Andrea Diefenbach* hat in Bildern festgehalten, was es für Kinder in Moldawien und deren Eltern in Italien bedeutet, länger voneinander getrennt zu sein.

Nicht nur die einheimische, auch die ausländische Bevölkerung wird älter – eine Tatsache, mit der sich manche Institution in der Schweiz erst noch vertraut machen muss. *Hildegard Hungerbühler* plädiert dabei für eine diversitätsgerechte Alterspolitik, die auch den vielfältigen Migrationsbiographien alter Migrantinnen und Migranten Rechnung trägt. Wie sich die Situation im Tessin, dem viel gepriesenen Alterssitz ausländischer Senioren darstellt, schildert *Beat Allenbach* in seiner Reportage. Und schliesslich berichtet *Ariane Gigon* von einem Mentoring-Projekt, wie Schweizer Rentnerinnen spät nachgezogene Jugendliche begleiten – eine gewinnbringende Aktion für beide Seiten.

Demographische Veränderungen in unserer Gesellschaft weisen einmal mehr auf einen zentralen Punkt hin, der alle betrifft: Es gilt, die Zusammenhänge sorgfältig zu interpretieren und nicht meinen zu müssen, mit simplen Lösungen komplexe Fragen angehen zu wollen.

Simone Prodoliet ist Geschäftsführerin der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen EKM.

Débat autour de l'évolution démographique : un contexte pas si simple que cela.

Dès que l'on aborde les rapports entre la migration et la démographie, on se retrouve de manière inattendue face à un champ complexe de domaines thématiques et de questionnements. Contrairement aux discours que tiennent les milieux politiques ou le grand public et qui affirment qu'une immigration moindre – ou au contraire accrue – peut résoudre des problèmes qui se posent actuellement, force est de constater que rien n'est aussi simple qu'il n'y paraît.

Un simple coup d'œil sur la masse d'ouvrages de référence consacrés au rapport de connexité entre l'évolution démographique et la migration montre qu'il existe un grand nombre de questions en matière de recherche, de lignes d'argumentation et d'approches analytiques. *Ilka Steiner*, qui, avec d'autres auteurs, a analysé plus de 700 titres pour une étude portant sur les ouvrages de référence, donne un bref aperçu des principaux champs thématiques abordés. Il en ressort que dans aucun des domaines analysés la migration ne constitue le seul facteur déterminant en matière d'évolution démographique. Dans les grandes lignes, *Michael Hüther* a la même approche : étant donné le défi que constituent des sociétés vieillissantes, il convient d'adopter une politique démographique qui aille au-delà de la politique en matière de familles, de vieillesse ou de migration, car de fait, ces politiques se chevauchent.

Tendances démographiques et scénarios

Comment la situation actuelle en Suisse se présente-t-elle ? *Rainer Münz* décrit les flux et reflux de la Suisse, mais montre aussi que cette évolution ne s'arrête pas aux frontières de notre pays, mais correspond à des tendances générales : les espaces urbains et leurs banlieues continueront à croître alors que les régions périphériques continueront à se dépeupler. *Raymond Kohli* engage à des réflexions sur de futures évolutions et illustre, par le biais d'hypothèses fondées sur un scénario « moyen » pour 2030, comment sera composée la population – également de par l'influence de la migration. *Philippe Wanner*, quant à lui, emprunte la voie inverse et se demande quelle serait la situation de la Suisse sans la migration. A son avis, elle serait plus âgée sur le plan démographique et, du point de vue économique et sociétal, elle se situerait à un niveau assez bas.

Des réponses politiques à la croissance

Même si l'on peut encore et toujours démontrer que, sans la présence des migrants, la Suisse ne serait de loin pas aussi aisée et prospère, il y eut et il y a encore des milieux qui estiment que la restriction de l'immigration et d'autres mesures en matière de politique de la population pourraient résoudre certains problèmes sociétaux actuels. *Thomas Buomberger* donne un aperçu des initiatives contre l'emprise étrangère lancées ces quarante dernières années, et *Urs Hafner* replace les débats actuels sur la « surpopulation » dans un contexte historique. Les deux auteurs parviennent à la conclusion que les solutions préconisées ne constituent pas des réponses adéquates. L'avenir nous dira si le « Peuple » considérera lui aussi la situation de cette manière-là et confirmera sa vision des choses lors des votations. Les chiffres et les statistiques joueront certainement un rôle majeur dans les débats publics. *François Héran* expose qu'il y a cependant un danger. Il montre en effet comment dans les questions de croissance en France et dans d'autres Etats européens, les partis populistes tout particulièrement de droite se focalisent sur l'augmentation de la migration, tout en occultant d'autres facteurs, tels que l'espérance de vie accrue ou les changements de styles de vie.

Nul doute que les changements que nous décrit *Christof Meier* concernant une société « 24 heures sur 24 » se poursuivront même si l'immigration était freinée. Car la vie urbaine a de longue date pris des formes pratiquement irréversibles. Le fait que les migrants semblent avoir moins de mal à faire face à ces mutations et qu'elles leur apparaissent moins problématiques qu'aux autochtones peut sembler constituer a priori un détail insignifiant, mais cela pourrait aussi montrer que l'on peut en tirer des enseignements. Les contributions littéraires de *Catherine Raetz-Biancolin*, *Leonardo Zanier* et *Francesco Micieli* rappellent que la manière dont une société civile traite « les étrangers » est déterminante pour de larges pans de la population immigrée qui, selon les recensements, constitue un quart à un tiers de la population résidente globale. Il ne peut être bénéfique pour la société dans son ensemble qu'un pourcentage si élevé de la population soit considéré comme « dérangeant ».

« Primo-migrants », « Secondos » et « Personnes issues de la migration »

« Personne n'a toujours été là ». Cette devise choisie par le Musée national suisse à propos de l'histoire consacrée aux migrations et qui, il y a quelques années, avait fait beaucoup de bruit, rappelle que la population suisse n'a, depuis des siècles, jamais cessé d'être confrontée à des changements. Mais comment caractériser aujourd'hui la population migratoire ? Pour répondre à cette question, l'Office fédéral de la statistique est parvenu à la conclusion que sa distinction entre les catégories « étrangers » et « Suisses » ne correspond pas (plus) à la réalité. *Marcel Heiniger* explique dans son article comment le statut d'une personne en matière de migration – à savoir « issue ou non de la migration » est redéfini.

La dénomination « Personne issue de la migration » qui était, il y a quelques années, encore considérée comme une alternative « politiquement correcte » à la notion « d'étranger », peut toutefois également avoir un effet stigmatisant. *Francesca Poglia Mileti* nous y rend attentifs. *Toni Ricciardi* et *Sandro Cattacin* constatent quant à eux, dans leur propos sur la « première génération » d'immigrés italiens, que le recours à des dénominations telles que « première », « deuxième » et « troisième génération » sont dans une certaine mesure légitimes, mais qu'elles ne correspondent pas aux réalités historiques. *Ada Marra* fait un pas de plus, puisque, se fondant sur des réflexions fondamentales, elle souhaite que l'on éradique les concepts tels que « Secondos » tant du vocabulaire politique que des notions statistiques. Selon elle, les individus qui sont nés et ont grandi en Suisse, et dont les parents n'ont pas le passeport suisse, doivent être considérés comme Suisses.

Rosita Fibbi et *Dina Bader* tentent, dans leur contribution, de faire table rase des préjugés dont sont victimes les « Secondos ». Elles estiment que l'on devrait davantage prendre en compte et exploiter leur potentiel. *Eva Mey* démontre, par le biais d'une enquête portant sur une longue période, qu'il y a longtemps que les personnes concernées ont intériorisé l'importance cruciale que revêtent, dans notre société, la formation et la profession ; leur situation peut devenir problématique si les prestations qu'elles fournissent ne sont pas dûment reconnues. En effet, cela pourrait conduire à des « adaptations » qui ne seraient dans l'intérêt de personne, à savoir un repli sur soi en raison d'un sentiment d'exclusion. *Paolo Ruspini* a interrogé des jeunes naturalisés au Tessin et lui aussi constate que leurs expériences en matière d'exclusion ont eu pour eux un impact négatif. Il convient de mettre en œuvre une politique d'intégration qui accorde une attention particulière à ces groupes de la population. Dans ce contexte, il faut saluer le fait que l'armée ne veut faire aucune distinction fondée sur l'origine des militaires, comme l'exprime *Tibor Szvircsev Tresch* dans l'interview au sujet de la gestion de la diversité dans l'armée : « Au sein de l'armée, il n'y a que des Suisses ».

Un défi à relever : le vieillissement démographique de la société

La Suisse doit avoir un intérêt à octroyer à tous les jeunes, indépendamment de leur origine, les mêmes chances et les mêmes possibilités de s'épanouir. C'est une nécessité si l'on songe à la problématique du vieillissement démographique de notre société. *Monica Budowski* et *Sebastian Schief* évoquent les rapports de connexité entre la solidarité des générations entre elles et la migration. Ils émettent une mise en garde visant à ce que l'on ne considère pas les supposées lignes de conflits entre autochtones et immigrés comme une réalité. Quant à la garantie d'une prévoyance-vieillesse, *Martin Flügel* est d'avis qu'en matière de démographie, ce n'est pas la prévoyance-vieillesse qui constitue le problème majeur, mais le manque de main-d'œuvre spécialisée. Toutefois, l'immigration à elle seule ne saurait le combler. Il convient aussi de mettre en œuvre des mesures en vue d'une meilleure compatibilité de l'activité professionnelle avec la vie de famille.

Les personnes âgées en Suisse génèrent de nouveaux besoins. *Sarah Schilliger* décrit le boom d'un nouveau marché, à savoir l'encadrement de personnes qui ne souhaitent pas (encore) intégrer un EMS. Les migrants provenant essentiellement de pays d'Europe centrale de l'Est travaillent dans ce secteur en plein essor dans des conditions souvent précaires. La photographe *Andrea Diefenbach* a capturé en images ce qu'impliquent, pour des enfants vivant en Moldavie, les longues périodes de séparation d'avec leurs parents travaillant en Italie.

Certes, les autochtones vieillissent, mais la population étrangère aussi. Une réalité avec laquelle nombre d'institutions en Suisse doivent encore se familiariser. *Hildegard Hungerbühler* plaide pour une politique de la vieillesse adaptée à la diversité et prenant également en compte les multiples parcours de vie des migrants âgés. Dans son reportage, *Beat Allenbach* décrit la situation au Tessin, région très appréciée des « seniors » étrangers pour y résider après leur retraite. Enfin, *Ariane Gigon* relate un projet de mentoring où des retraités accompagnent des jeunes ayant immigré en Suisse tardivement : une démarche fructueuse pour les deux parties.

L'évolution démographique dans notre société permet de mettre une fois de plus le doigt sur un point crucial qui concerne toute la population : il convient d'interpréter avec soin les rapports de connexité et de ne pas vouloir croire qu'il existe des solutions simples pour résoudre des questions complexes.

Simone Prodolliet est Cheffe du Secrétariat de la Commission fédérale pour les questions de migration CFM.

Dibattito sui mutamenti demografici: non vi sono nessi causali semplici.

Chi intende esaminare i rapporti tra migrazione e demografia si trova ad affrontare un ambito complesso composto da vari argomenti e problematiche. La politica e l'opinione pubblica tendono a riproporre equazioni facili, sostenendo ad esempio che una maggiore o minore immigrazione riuscirebbe a risolvere i problemi attuali; va tuttavia ammesso che la soluzione non è così semplice.

Basta uno sguardo alla vasta bibliografia sui rapporti tra cambiamento demografico e migrazione per comprendere che esistono numerosi interrogativi scientifici, filoni argomentativi e approcci analitici. In occasione di uno studio bibliografico della CFM, *Ilka Steiner* ha esaminato assieme ad altri autori 700 titoli, offrendo una breve panoramica dei principali temi trattati. Conclude che in nessuno dei settori esaminati la migrazione può essere considerata l'unico fattore responsabile per un determinato sviluppo. Segue un approccio simile *Michael Hüther*, che in vista dell'invecchiamento della società promuove una politica demografica interdisciplinare oltre i limiti della politica della famiglia, della terza età o della migrazione.

Tendenze demografiche e possibili scenari

Come si presenta l'attuale situazione in Svizzera? *Rainer Münz* descrive l'evoluzione di una Svizzera la cui popolazione aumenta e diminuisce, e illustra nello stesso tempo che tali fenomeni non si arrestano ai confini del nostro Paese, ma corrispondono a tendenze generali: gli spazi urbani e i loro agglomerati cresceranno, mentre le zone periferiche continueranno a restringersi. *Raymond Kohli* s'interroga sulla futura evoluzione demografica e abbozza, sulla scorta di un ipotetico scenario «medio» 2030, la possibile composizione demografica, anche in seguito agli effetti della migrazione. *Philippe Wanner* percorre lo stesso cammino ma in senso inverso, chiedendosi come sarebbe oggi la Svizzera senza la migrazione: più «anziana» demograficamente e con un livello economico e sociale assai basso.

Le risposte della politica alla crescita demografica

Sebbene sia stato dimostrato a più riprese che senza gli immigrati la Svizzera sarebbe lungi dall'essere così benestante e

prospera, alcune cerchie erano e sono dell'opinione che, limitando l'immigrazione e adottando altri provvedimenti di politica demografica, si riuscirebbe a risolvere gli attuali problemi sociali. *Thomas Buomberger* offre una panoramica delle iniziative d'«inforestierimento» degli ultimi quarant'anni e *Urs Hafner* colloca in un contesto storico gli attuali dibattiti sulla «sovrappopolazione». Ambedue gli autori giungono alla conclusione che le soluzioni proposte non forniscono risposte adeguate. Si vedrà se anche in futuro il «Popolo» valuterà la situazione nello stesso modo comportandosi di conseguenza alle urne. Nel dibattito pubblico le cifre e le statistiche svolgeranno sicuramente un ruolo fondamentale. In tale contesto *François Héran* fa notare il rischio che in Francia e in altri Paesi europei, nelle questioni riguardanti la crescita, soprattutto i partiti populistici di destra si concentrino sull'aumento della popolazione in seguito all'immigrazione, sottacendo altri fattori quali la più elevata aspettativa di vita o il cambiamento dello stile di vita.

È indubbio che i cambiamenti descritti da *Christof Meier* per la società delle 24 ore non si fermeranno neppure limitando l'immigrazione. La vita urbana ha da tempo assunto forme ormai irreversibili. Il fatto che gli immigrati abbiano meno difficoltà degli autoctoni ad accettare questo cambiamento può in un primo momento sembrare irrilevante, potrebbe però anche essere interpretato come incentivo ad imparare da loro. I contributi letterari di *Catherine Raetz-Biancolin*, *Leonardo Zanier* e *Francesco Micieli* ricordano come gran parte della popolazione migrante risente del trattamento che una società riserva agli «stranieri». Gli immigrati costituiscono un quarto o un terzo della popolazione residente, a seconda del censimento. Considerare «elemento di disturbo» una percentuale così alta della popolazione non può giovare al benessere della società.

Immigrati della «prima» e della «seconda» generazione e «persone con passato migratorio

«Nessuno era qui da sempre». Il motto scelto dal Museo nazionale per la storia della migrazione, discusso vivacemente alcuni anni fa, ricorda che da secoli la popolazione svizzera continua a subire cambiamenti demografici. Ma come caratte-

rizzare oggi la popolazione migrante? Cercando una risposta, l'Ufficio federale di statistica conclude che classificare la popolazione in «straniero» e «svizzero» non corrisponde (più) alla realtà. *Marcel Heiniger* espone come viene ridefinito lo stato d'immigrato di una persona, «con» o «senza passato migratorio».

Se fino a pochi anni fa l'espressione «persona con passato migratorio» si era imposta sul termine «straniero» per motivi di correttezza politica, *Francesca Poglià Miletì* ritiene tuttavia che oggi il termine può avere anche un effetto stigmatizzante. Nella loro panoramica sulla «prima generazione» d'immigrati italiani, anche *Toni Ricciardi* e *Sandro Cattacin* constatano che i termini «prima», «seconda» o «terza generazione» hanno una loro giustificazione, pur non corrispondendo alla realtà storica. *Ada Marra* va oltre proponendo, in seguito a riflessioni di principio, di stralciare termini come «secondos» dal vocabolario politico e dalla terminologia statistica: i figli nati in Svizzera da genitori senza passaporto svizzero vanno considerati cittadini svizzeri.

Apparentemente i termini usati creano spesso realtà: la situazione nel Paese d'accoglienza non è sempre facile per i discendenti d'immigrati che si ritrovano a dover accettare discriminazioni. *Rosita Fibbi* e *Dina Bader* cercano di rimuovere i pregiudizi nei confronti dei «secondos». Sono dell'opinione che il loro potenziale andrebbe maggiormente riconosciuto e sfruttato. Dall'analisi longitudinale di *Eva Mey* emerge che gli interessati hanno ormai interiorizzato la fondamentale importanza della formazione e della professione nella nostra società; la situazione diventa difficile quando manca il riconoscimento per quanto è stato fatto. Ne potrebbero, infatti, conseguire «adattamenti» contrari agli interessi di tutti, ad esempio l'autoemarginazione. *Paolo Ruspini* ha intervistato giovani naturalizzati in Ticino constatando che le loro esperienze di emarginazione producono effetti negativi. Secondo lui occorre una politica dell'integrazione che presti particolare attenzione a questo gruppo di persone. In questo senso è positivo che l'esercito non intenda distinguere tra cittadini di provenienza svizzera e straniera, come spiega *Tibor Szvirsev Tresch* in occasione di un'intervista riguardo al trattamento delle diversità e aggiunge: «L'esercito svizzero non conosce stranieri.»

La sfida dell'invecchiamento demografico

L'interesse della Svizzera a offrire le stesse opportunità ai giovani, a prescindere dalla loro provenienza, è una necessità – non per ultimo visto l'invecchiamento demografico. *Monica Budowski* e *Sebastian Schief* illustrano i rapporti tra solidarietà generazionale e migrazione e ci diffidano dal considerare reali le presunte linee di conflitto tra autoctoni e immigrati. Riguardo alla garanzia della previdenza per la vecchiaia, *Martin Flügel* afferma che il problema centrale non è la garanzia in sé, ma la carenza di personale specializzato. L'immigrazione non può costituire di per sé

l'unica soluzione, sono necessarie anche misure per meglio conciliare famiglia e lavoro.

Con l'aumentare di persone più vecchie e anziane in Svizzera nascono nuove esigenze. *Sarah Schilliger* descrive il boom di un nuovo mercato per l'accudimento di persone che non vorrebbero (ancora) essere ospitate in una casa di riposo. In questo settore lavorano soprattutto «badanti» provenienti dall'Europa mediorientale, spesso in condizioni precarie. *Andrea Diefenbach* ha riassunto in immagini cosa significhi per bambini moldavi e i loro genitori emigrati in Italia essere separati per lungo tempo.

Non invecchia solo la popolazione autoctona, ma anche quella straniera, un fatto al quale alcune istituzioni in Svizzera devono ancora abituarsi. A questo proposito *Hildegard Hungerbühler* propone di attuare una politica per la terza età attenta alle diversità, che tenga conto delle varie biografie migratorie. Nel suo reportage *Beat Allenbach* descrive la situazione in Ticino, il tanto decantato rifugio per la vecchiaia. *Ariane Gigon* giudica vantaggioso per tutte le persone coinvolte il progetto di mentoring in cui pensionati svizzeri assistono giovani che hanno tardivamente raggiunto i genitori in Svizzera.

I mutamenti demografici ci rendono ancora una volta attenti a una conclusione importante per tutti noi: dobbiamo interpretare con cura le varie correlazioni e non pensare di trovare soluzioni semplici a questioni complesse.

Simone Prodoliet è responsabile della Segreteria della Commissione federale della migrazione.

Land ohne Eltern.

«Als ich im April 2008 in der ersten Klasse der Schule eines kleinen Dorfs im Südosten der Republik Moldau stand, wo die Lehrerin fragte, «Wessen Eltern leben in Italien?», und etwa zwei Drittel der Kinder mit einer Mischung aus Stolz und Verlegenheit aufzeigten, war ich erschrocken. Es ist etwas völlig anderes, all die Statistiken über Arbeitsmigranten und Rücküberweisungen zu lesen, als in einem kalten Klassenraum vor 30 Sechsjährigen mit Wollmützen zu stehen und zu wissen: Diese Kinder haben ihre Eltern oft seit Jahren nicht gesehen.»

Andrea Diefenbach beschreibt in ihrem Buch «Land ohne Eltern» die Lebenssituation von Arbeitsmigrantinnen und -migranten aus Moldawien, einem der ärmsten Länder Europas. Ihre Photographien verdeutlichen geradezu schmerzhaft die Distanz zwischen zwei räumlich voneinander getrennten Welten: die der in der Heimat zurückgelassenen Kinder und jene der Eltern in der Ferne. Es ist eine paradoxe Konstellation, die dadurch typischerweise entsteht: Moldawische Frauen und Männer kümmern sich weit weg für Geld um Fremde, während ihre Kinder selbst Unterstützung bräuchten.

Andrea Diefenbach arbeitet als freie Photographin für verschiedene Printmedien. «Land ohne Eltern» wurde mit mehreren Preisen ausgezeichnet. Der Abdruck der Bilder erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Photographin.

Pays sans parents.

«Lorsqu'en avril 2008 je me trouvais dans une classe de première année d'un petit village du sud-est de la République de Moldavie et que l'enseignante a demandé à ses élèves: « Qui a ses parents qui vivent en Italie ? » et qu'environ les deux tiers des enfants levèrent la main avec un mélange de fierté et d'embarras, j'ai été effarée. Une chose est de lire les statistiques sur les travailleurs migrants et les envois d'argent au pays, une autre est de se trouver dans une salle de classe froide et vétuste devant 30 enfants de 6 ans portant des bonnets de laine et d'apprendre que ces enfants n'avaient souvent pas vu leurs parents depuis des années. »

Dans son livre «Land ohne Eltern» (pays sans parents), Andrea Diefenbach décrit les conditions de vie de travailleurs migrants de Moldavie, l'un des pays les plus pauvres d'Europe. Ses photographies bouleversantes illustrent la distance entre deux mondes bien distincts: celui des enfants laissés en Moldavie et celui des parents qui vivent loin d'eux. On se trouve face à une constellation paradoxale, mais typique de telles situations: pour de l'argent, des femmes et des hommes moldaves s'occupant d'étrangers dans un pays lointain alors que leurs enfants auraient eux-mêmes besoin de soutien.

Andrea Diefenbach travaille en tant que photographe indépendante pour divers médias de la presse écrite. «Land ohne Eltern» a été couronné de plusieurs prix. Les images sont publiées avec l'aimable autorisation de la photographe.

Paese senza genitori.

«Aprile 2008 nella scuola di un piccolo villaggio del Sudest moldavo: l'insegnante chiede ai suoi alunni di prima elementare «Chi ha i genitori che vivono in Italia?», al che due terzi dei bimbi alzano la mano, combattuti tra orgoglio e imbarazzo. Ero sgomenta. Una cosa è leggere tutte le statistiche su lavoratori migranti e rimesse, altra trovarsi in una fredda aula di fronte a trenta scolaretti di sei anni nei loro berretti di lana, ben sapendo che nel più dei casi non vedono i genitori da anni.»

Nel suo libro «Land ohne Eltern» (Paese senza genitori) Andrea Diefenbach narra la situazione di lavoratori migranti della Moldavia, uno dei Paesi più poveri d'Europa. Le sue fotografie mettono in dolorosa evidenza la lontananza tra due mondi distanti sulla cartina geografica: quello dei bimbi lasciati in patria e quello dei genitori lontani. Il paradosso che ne scaturisce è in certo qual modo tipico: per denaro, donne e uomini moldavi accudiscono estranei in un Paese lontano, mentre i loro stessi figli avrebbero bisogno di sostegno.

Andrea Diefenbach, fotografa, lavora come libera professionista per varie testate. Le immagini tratte dal libro pluripremiato «Land ohne Eltern» sono state riprodotte con gentile concessione dell'artista.



Kinder in der Schulkantine | Des enfants à la cantine de l'école | Bambini alla mensa della scuola



Kinder mit Lehrerin beim Unterricht | Des enfants avec leur maîtresse d'école | Bambini con la maestra durante la lezione

Migration und Demographie – eine Übersicht zu Themen und Fragestellungen.

Sowohl Demographie als auch Migration sind breite und interdisziplinäre Themenfelder. Sie betreffen nicht nur die Bevölkerungspolitik und -struktur, sondern werfen unter anderem auch Fragen der Mobilität, der damit verbundenen wirtschaftlichen und sozialen Rechte und des Umgangs mit Ressourcen auf. Entsprechend umfangreich ist die wissenschaftliche Literatur in den beiden Forschungsfeldern. Eine vom Schweizerischen Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien SFM ausgeführte Literaturstudie hatte zum Ziel, die in der Schweiz und darüber hinaus bestehenden Wissensbestände abzufragen.

Welche Zusammenhänge bestehen zwischen den Themenfeldern Demographie und Migration? Wie sind Wanderungsbewegungen und deren Einfluss auf Bevölkerungsdynamik, Wirtschaft, Gesellschaft und Umwelt zu beurteilen? Die EKM hat das Schweizerische Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien SFM beauftragt, den aktuellen Forschungsstand dazu zu erheben. Die Ergebnisse der Recherchen liegen in einer Literaturstudie vor, deren wichtigste Resultate hier zusammengefasst werden.

Komplexe Verflechtungen

Um die Fülle an Studien einzugrenzen, wurde der Schwerpunkt auf die Schweiz und auf die Literatur der letzten zehn Jahre gelegt. Zunächst wurden wissenschaftliche Zeitschriften, Datenbanken, Schweizer Dokumentenserver und Suchmaschinen auf relevante Literatur im Dokumentationszentrum durchsucht. Nach einer ersten kritischen Beurteilung wurden die Suchresultate in einem weiteren Schritt eingegrenzt. Aus der Beziehungsstruktur der Titel konnten vier prominente Schwerpunkte identifiziert werden, die das argumentative Grundgerüst der Studie bilden: Demographische Dynamik, Wirtschaft und Arbeitsmarkt, Infrastruktur, Umwelt. Graphik 1 zeigt, wie die zentrale Studienthematik in die vier Haupt-

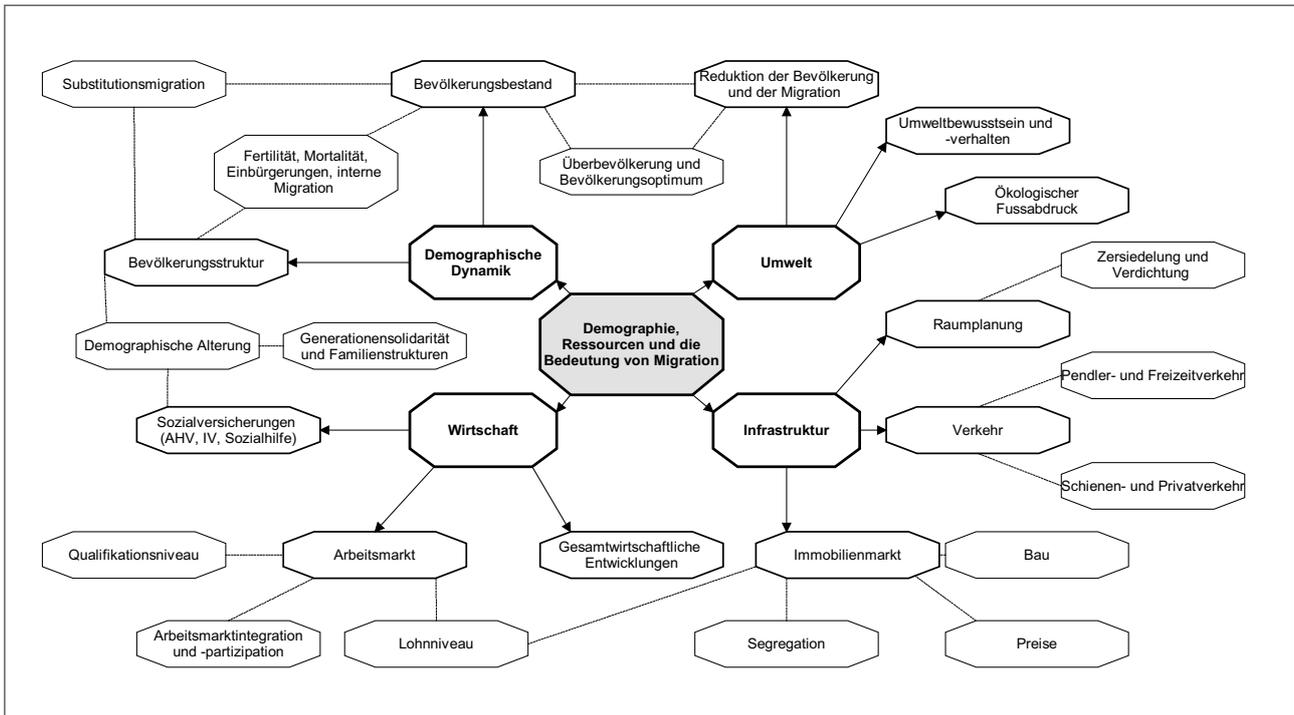
themenfelder aufgegliedert wurde und sich diese wiederum in Nebenthemenfelder verzweigen. Es handelt sich dabei nicht um eine umfassende Darstellung aller Themen. Zudem sind der Lesbarkeit halber nicht alle möglichen Verbindungen zwischen den einzelnen Feldern vollständig dargestellt.

Demographische Dynamik

Seit der ersten Hälfte des 19. bis weit ins 20. Jahrhundert waren die Geburten der hauptsächliche Grund für das Bevölkerungswachstum der Schweiz. Dies änderte sich in den 1960er-Jahren zugunsten internationaler Wanderungsbewegungen. Seit dem Inkrafttreten der bilateralen Abkommen von 2002 und bis zur Finanzkrise 2008 hat der Migrationssaldo, also die Differenz zwischen Ein- und Auswanderungen, von 49 000 auf 98 000 stetig zugenommen. Somit verzeichnete die Schweiz trotz Krise ein kontinuierliches Bevölkerungswachstum: 2012 überschritt die Wohnbevölkerung zum ersten Mal die 8-Millionen-Marke. Studien zeigen, dass die Schweizer Bevölkerung ohne die Zuwanderung seit Mitte der 1990er-Jahre rückläufig gewesen wäre und 2009 nur 6,3 anstatt 7,7 Millionen Personen gezählt hätte.

Die Zuwanderung hat jedoch nicht nur einen Einfluss auf die Bevölkerungsgrösse, sondern auch auf deren Struktur. Die meisten Industriestaaten erfuhren in den letzten Jahren eine Alterung ihrer Bevölkerung. Die Schweiz stellt hier keine Ausnahme dar. Auslöser ist einerseits eine tiefe Geburtenrate, die seit 1971 unter der Marke von 2,1 Kindern pro Frau liegt und somit den Generationenbestand nicht mehr zu sichern vermag. Andererseits beeinflusst die zunehmende Lebenserwartung aller Altersklassen die Bevölkerungsstruktur. Betrug die Lebenserwartung bei Geburt im Jahr 2001 noch 77,4 Jahre für die Männer und 83,1 Jahre für die Frauen, stieg diese bis 2011 auf 80,3 bzw. 84,7 Jahre an.

Weil die Zuwanderung zunehmend zum Zweck der Erwerbstätigkeit erfolgt (2010 waren es 47%, gefolgt vom Familiennachzug mit 34%), weisen Neuzuziehende ein «positives» Altersprofil auf. Die demographische Alterung der Bevölkerung, welche mit dem Altersquotienten (Verhältnis zwischen den 65-



Graphik 1: Themen-Mapping

Jährigen oder Älteren und den 20- bis 64-Jährigen) gemessen werden kann, konnte so dank der Zuwanderung seit den 1990er-Jahren abgeschwächt werden (siehe Graphik 2). Während dieser Quotient von 20% im Jahr 1960 auf 27,6% im Jahr 2010 gestiegen ist, hätte er ohne die Zuwanderung bereits 35% betragen. Die Anzahl Rentnerinnen und Rentner auf 100 Personen im erwerbstätigen Alter wäre also beträchtlich höher. Somit konnten das stark zunehmende Ungleichgewicht zwischen den Generationen und die daraus resultierenden finanziellen (erhöhte Ausgaben der Sozialversicherungen), sozialen bzw. intergenerationellen Konflikte und gesundheitspolitischen Konsequenzen vorerst abgeschwächt werden

In einem im Jahr 2000 erschienenen Bericht gingen Expertinnen und Experten der UNO basierend auf Bevölkerungsprojektionen davon aus, dass die künftigen Entwicklungen in Bezug auf die Alterung der Bevölkerung ein unaufhaltsames Phänomen darstellten. Sie unterstrichen dabei die ausgleichende Wirkung von Einwanderung, die zur «Verjüngung» einer Bevölkerung (in Europa) beitragen könne. Die Szenarien stiessen auf grosse Skepsis: Kritiker monierten, migrationspolitische Massnahmen müssten von einer angemessenen Gesellschaftspolitik begleitet werden, die verschiedene Politikfelder einschliessen sollte. So gesehen stelle Zuwanderung alleine keinen ausschliesslichen Lösungsansatz zur Begrenzung der demographischen Alterung und des damit einhergehenden Arbeitskräftemangels dar.

Andere Massnahmen müssten deshalb geprüft werden: Die Ausweitung des Arbeitskräfteangebots könnte zum Beispiel durch eine Erhöhung des Rentenalters, die Mobilisierung von Frauen – durch eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf und der Förderung der Gleichstellung von Frauen und Männern auf dem Arbeitsmarkt – oder durch Mobilisierung von Personen mit Migrationshintergrund erreicht werden. Schliesslich müssten auch die Rentensysteme der neuen Realität angepasst und Überlegungen über eine Reduktion der Bezüge bzw. eine Erhöhung der Sozialversicherungsbeiträge angestellt werden.

Einfluss auf Wirtschaft und Arbeitsmarkt

Weil mit der Einführung der Personenfreizügigkeit nicht mehr der Staat, sondern der Arbeitsmarkt und dessen Nachfrage nach Arbeitskräften die Zuwanderung der EU- und EFTA-Bürgerinnen und -Bürger «steuert», ist der Wanderungssaldo der letzten Jahre vor allem vor dem Hintergrund der konjunkturellen Lage zu beurteilen, wenn auch leicht zeitverzögert (Graphik 3).

In der Literatur sind Fragestellungen zum steigenden Ausbildungsniveau der Zuzügerinnen und Zuzüger, zum internen Fachkräftemangel, zu Arbeitsmarktzugang und -partizipation von Zugewanderten sowie zur Fiskalbilanz (Gegenüberstellung von Steuer- und Sozialversicherungsbeiträgen und -be-

zügen von Ausländerinnen und Ausländern) von besonderem Interesse. Am meisten Beachtung fand jedoch die Frage, ob Migration eine Substitution einheimischer Arbeitskräfte darstelle oder aber komplementär wirke. Kommt es durch die verstärkte Zuwanderung zu einer Verdrängung Schweizer Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern auf dem Arbeitsmarkt? Hat die neue Zuwanderung einen Einfluss auf das hiesige Lohnniveau?

Die Forschung kommt zu folgenden Schlüssen: Die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt scheint sich seit der Ratifizierung des Personenfreizügigkeitsabkommens verstärkt zu haben. Verschiedene Studien konnten allerdings auf nationaler Ebene keine Verdrängung der einheimischen Arbeitskräfte feststellen. Es zeigte sich eher, dass die zugewanderten Arbeitskräfte aus dem EU/EFTA-Raum in der Mehrzahl eine gute Ergänzung zum inländischen Arbeitsmarktpotential darstellen, insbesondere in stark wachsenden Arbeitsmarktsegmenten. Personalengpässe konnten so entschärft werden, was positive Auswirkungen auf das schweizerische Wirtschaftswachstum und die Beschäftigung hatte. Einige Studien weisen jedoch darauf hin, dass sich in einigen Wirtschaftszweigen und Grenzregionen infolge Migration ein Konkurrenzdruck entwickelt hat.

Die Resultate zu Auswirkungen der Zuwanderung auf das Lohngefüge verschiedener Bevölkerungsgruppen nach Herkunftsregion und Qualifikationsniveau sind je nach Studie und angewandter Methodik unterschiedlich. Während einige Forschende von einer Kompression der höheren Löhne ausgehen, jedoch keinen Lohndruck im Tieflohnsegment feststellen konnten, identifizierten andere Studien gerade bei niedrig qualifizierten Ausländerinnen und Ausländern aus Nicht-EU17/EFTA-Ländern einen Lohnrückgang. Ein Grossteil der Literatur geht hingegen davon aus, dass einheimische und ausländische Arbeitskräfte im Allgemeinen nur beschränkt

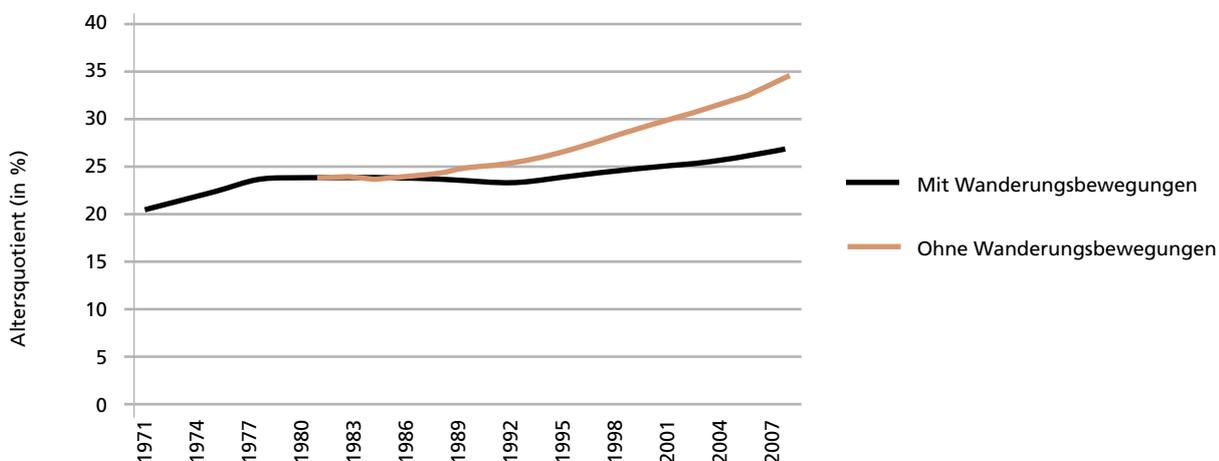
in direkter Konkurrenz stehen und somit die Löhne, wenn überhaupt, nur marginal beeinflusst werden. Wiederum scheint es auch bei den Löhnen in einigen Wirtschaftsbranchen und vor allem in den Grenzregionen unterschiedliche Entwicklungsverläufe gegeben zu haben.

Immobilienmarkt, Verkehr und Raumplanung

Studien im Infrastrukturbereich betreffen den Immobilienmarkt, den öffentlichen und privaten Verkehr wie auch die Raumplanung. Dabei widmen sich nur sehr wenige Analysen der Bedeutung der Migration für die letzten beiden Themengebiete. Aufgrund unterschiedlicher Entwicklungen konzentrieren sich die Studien zudem meist auf einzelne Regionen, deren Lage (Zentrum oder Peripherie) oder Grenzgebiete.

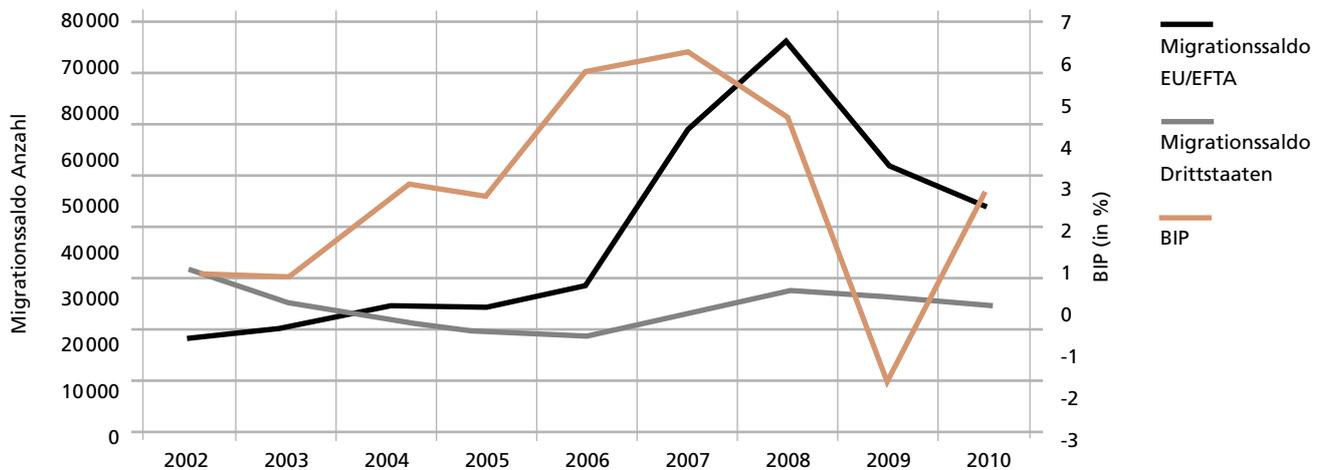
Die Infrastrukturentwicklung wird einerseits durch die Nachfrageseite – die Bevölkerungsgrösse, die Zahl der Haushalte sowie deren Kaufkraft, Wohnpräferenzen, Arbeits- und Lebensstile – und andererseits durch das Angebot, welches über Neubau-, Renovations- und Unterhaltstätigkeiten beeinflusst wird, bestimmt. Dabei sind Angebot und Nachfrage der drei Bereiche eng miteinander verflochten: Die Verkehrserschließung eines Gebietes prägt zum Beispiel dessen Siedlungsstruktur und damit auch den Immobilienmarkt.

Eine der wichtigsten Fragestellungen in der Literatur betrifft den Einfluss der Zuwanderung auf den Mietwohnungsmarkt. Studien bestätigen, dass es aufgrund der Zuwanderung durchaus zu einer quantitativen und qualitativen Veränderung der Nachfrage kam. Dabei führte das durch die Migration ausgelöste Haushaltswachstum zu einem grösseren Bedarf an Wohnraum. Die erhöhte Kaufkraft von neu zuziehenden Hochqualifizierten löste eine Umschichtung der Haushalts- und



Graphik 2: Entwicklung des realen Altersquotienten (65+/20-64) und jenem unter der Annahme keiner Wanderungsbewegungen

Quelle: Wanner, Philippe (2012). La démographie des étrangers en Suisse. Zürich: Seismo, p. 179.



Graphik 3: Entwicklung des Bruttoinlandproduktes (BIP) im Vergleich zu den Migrationssaldi nach Herkunftsregion der Zugewanderten, 2002-2010

Quelle: Bundesamt für Statistik (BFS) – BIP: Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung / Migration: PETRA

Siedlungsstrukturen aus. Neuzuzügerinnen und Neuzuzüger bewohnten Wohnungen des oberen Preissegmentes. Dies nicht nur aufgrund ihrer finanziellen Mittel, sondern auch deshalb, weil sie bei der Wohnungssuche nur auf offizielle Kanäle zurückgreifen können. Ein grosser Teil der Bevölkerung, vor allem alteingesessene Mieterinnen und Mieter, scheint zudem aufgrund der kommunalen Wohnungspolitik, des Zugangs zu Genossenschaftswohnungen und des Mieterschutzes von den Entwicklungen auf dem Immobilienmarkt abgeschirmt zu sein. Die betreffenden Personen halten weiterhin ihre oft unter dem Marktpreis liegenden Immobilien. Es sind somit vor allem Neuzuzügerinnen und Neuzuzüger aus dem Ausland und aus anderen Kantonen, welche von den ansteigenden Preis- und Angebotsentwicklungen auf dem Mietwohnungsmarkt betroffen sind.

Es ist jedoch wichtig, dass diese Entwicklungen, die nur zum Teil von Zuwanderung beeinflusst werden, nicht isoliert betrachtet werden. Ebenso bedeutsam ist die steigende Nachfrage der bereits länger ansässigen Bevölkerung nach mehr Wohnraum. Individualistischer Lebensstil, veränderte Wohnpräferenzen, zunehmende Zahl von Single- und Zwei-Personenhaushalten sowie steigende Scheidungsraten haben in den letzten Jahrzehnten dafür gesorgt, dass der Bedarf nach mehr Wohnfläche pro Person gestiegen ist.

Umgang mit natürlichen Ressourcen

Bei Fragen rund um die Bedeutung und den Einfluss von Migration auf die Umwelt können zwei Themenstränge unterschieden werden. Einerseits untersuchen Studien das Umweltbewusstsein und -verhalten von Zugewanderten. Internationale

Studien finden allerdings keine oder nur minimale Anzeichen für ein abweichendes Umweltbewusstsein bei Migrantinnen und Migranten im Vergleich zu Einheimischen. Schweizer Forschende verweisen auf die ausschlaggebende Rolle der Bildung, des kulturellen Kapitals und des Wohlstands bei der Aneignung von Umweltbewusstsein und -verhalten – Faktoren, welche in der Schweiz häufig mit der Nationalität korrelieren.

Andererseits findet seit einigen Jahrzehnten eine von der US-amerikanischen Forschung dominierte kontroverse Debatte für und wider eine Reduktion der Bevölkerung und deshalb auch der Zuwanderung statt, um die ökologischen Grundlagen unseres Planeten nicht zu gefährden. Für die einen sind die Grenzen des Wachstums bereits erreicht: Eine Zunahme der Bevölkerung führe unweigerlich zu einer Katastrophe. Insbesondere das Argument von zusätzlichen Konsumentinnen und Konsumenten wird dabei häufig angeführt. Andere Beobachter interpretieren die Lage nicht so düster und verweisen auf die Möglichkeiten des «Geo-Engineerings», der Möglichkeit, durch ökonomische, soziale und technische Entwicklungen einen Wandel in Gang zu setzen, den die bisherigen Entwicklungsmodelle nicht voraussehen. Die Migration sei dabei ein möglicher Antrieb, der solche Prozesse wahrscheinlicher mache.

Auffallend sind die ähnlich gelagerten Argumente beider Seiten, welche die Interessen der Einheimischen in den Vordergrund stellen: Für die einen «schützt» eine Beschränkung der Zuwanderung die natürlichen Ressourcen im Hinblick auf deren Nutzung durch die ansässige Bevölkerung, während für die anderen Migration dazu dient, den Wohlstand dieser zu erhöhen. Expertinnen und Experten weisen demgegenüber darauf hin, dass bei Überlegungen zur Nachhaltigkeit der Schutz des

Migrazione e demografia – panoramica dei temi e questioni

globalen Allgemeinwohls im Zentrum stehen sollte. Eine Engführung der Perspektive auf nationalstaatlich limitierte Lösungen könne keine Antwort auf die weltumspannenden Herausforderungen geben. Gerade Umweltprozesse und -risiken sind nicht unmittelbar mit Migration verbunden: Ob der Verbrauch von Ressourcen diesseits oder jenseits einer Grenze geschieht, hat auf den globalen ökologischen Fussabdruck und am Ende auf die Umwelt keinen Einfluss.

Migration ändert zudem nichts an der Bevölkerungszahl weltweit, sie beeinflusst lediglich deren geographische Verteilung. Auch die Unterscheidung eines «illegitimen Bevölkerungswachstums», das durch Migration erfolgt, und eines «legitimen Bevölkerungswachstums», das über die Steigerung der Fertilität erfolgen könnte, ist als nicht wirklich weiterführend zu beurteilen. Auch wenn die zweite Variante in gewissen wissenschaftlichen und politischen Kreisen als «sozial verträglicher» betrachtet wird, hat sie letztlich den gleichen Effekt auf die Umwelt wie Wanderungsbewegungen.

Komplexe Zusammenhänge ohne einfache Lösungen

Der aktuelle Forschungsstand zeigt: Die Zusammenhänge zwischen Demographie und Migration sind vielschichtig, facettenreich und niemals eindimensional. Bei aller Komplexität lässt sich allerdings eines feststellen: Migration kann in keinem der untersuchten Themenfelder als alleiniger Faktor für eine bestimmte Entwicklung herangezogen werden. Dementsprechend müssten für die Schweiz wachstumsbezogene Fragen in die Gesamtbetrachtung einfließen. Im Sinn einer sachlich abgestützten Lösungsfindung wäre es zweifellos gewinnbringend, den Fokus von vielfach kontrovers diskutierten Migrationsfragen auf eine Neuregelung von Mobilität, Arbeit, Siedlungsstrukturen, Märkte und vieles andere mehr zu lenken. Demographische Überlegungen können dabei für eine pragmatische und lösungsorientierte Auseinandersetzung wichtige Anhaltspunkte liefern.

Literatur

Steiner, Ilka; Gianni D'Amato und Aronne Watkins, 2013, Demographie, Ressourcen und die Bedeutung der Migration. Eine Literaturstudie. Bern: Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM.

In che rapporto stanno la demografia e la migrazione?

Come vanno valutati i flussi migratori e la loro influenza sulla dinamica demografica, l'economia, la società e l'ambiente? La CFM ha incaricato il Forum svizzero per lo studio delle migrazioni e della popolazione SFM di rilevare lo stato attuale della ricerca. I risultati del rilevamento sono pubblicati nello studio «Demographie, Ressourcen und die Bedeutung der Migration». Sono stati individuati quattro temi principali: l'influsso della migrazione sulla dinamica demografica, sull'economia, sul mercato del lavoro e sul settore delle infrastrutture. Infine, lo studio ha trattato anche il tema, finora trascurato dalla ricerca, del comportamento e della consapevolezza dei migranti nei confronti dell'ambiente, affrontando anche il dibattito sulla limitazione dell'immigrazione a difesa dell'ambiente.

Le relazioni tra demografia e migrazione sono molteplici, complesse e pluridimensionali. Ma nonostante questa complessità si può scoprire che in nessuno dei settori analizzati la migrazione può essere definita l'unico fattore per un determinato sviluppo. Le questioni concernenti la crescita in Svizzera dovrebbero pertanto essere affrontate in un'ottica globale. Per trovare una soluzione oggettiva sarebbe senza dubbio utile spostare l'attenzione dalle questioni spesso controverse della migrazione a quelle riguardanti la nuova impostazione della mobilità, del lavoro, delle strutture d'insediamento, dei mercati, ecc. In tale contesto gli aspetti demografici possono fornire punti di orientamento importanti per una discussione pragmatica e risolutiva.

Ilka Steiner ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Schweizerischen Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien (SFM). Im Rahmen ihrer Doktorarbeit beschäftigt sie sich mit den Migrationsverläufen der seit 2002 eingewanderten Deutschen.



Suppenteller in der Schulkantine | Assiettes à soupe à la cantine | Piatti di minestra alla mensa

Herausforderungen bereichsübergreifend meistern.

Der demographische Wandel und insbesondere das Altern der Gesellschaft sind beachtliche Herausforderungen in westlichen Ländern, doch nichts, was die Gesellschaft grundsätzlich bedrohen muss. Es gibt hinreichend Gestaltungspotenzial. Allerdings greift eine isolierte, an klassischen Ressortzuschnitten ausgerichtete Politik zu kurz, sie verengt den Handlungsbereich insbesondere auf die Sozialpolitik und die Bildungspolitik. Anhand von sechs Vorschlägen wird aufgezeigt, wie mit den aktuellen Herausforderungen aus einer demographiepolitischen Perspektive umgegangen werden kann.

Angesichts von Alterung und Schrumpfung der Gesellschaft geht es darum, die Wachstumsdynamik nachhaltig zu mobilisieren: Hier ist eine «vorsorgende Demographiep politik» gefragt. Sie soll zum einen aufzeigen, wie der Handlungsspielraum künftiger Generationen erweitert werden kann, um im Sinne einer «allgemeinen Versicherung» gegen Unvorhersehbares gewappnet zu sein. Ebenso geht es andererseits darum, den demographischen Trend zu beeinflussen. Im Auge behalten werden müssen dabei folgende Aspekte und Rahmenbedingungen, die eine umfassende Demographiep politik beinhalten muss:

Demographische Veränderungen betreffen sowohl die Gesellschaft als Ganzes als auch den einzelnen älter werdenden Menschen. Insofern sind demographischer Wandel und kollektives Altern der Bevölkerung eine gesellschaftliche und individuelle Gestaltungsaufgabe zugleich. Dabei sind den individuellen Gestaltungspotenzialen Bedingungen gesetzt, die beispielsweise durch den familiären Kontext, Lebensverlauf, sozialen Status, die ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit oder Regionalität erklärt sind. Dennoch müssen beide Perspektiven in einer politisch überzeugenden Konzeption von Demographiep politik gleichermassen gewürdigt werden.

Demographiep politik ist daher mehr als Familienpolitik, Altenpolitik oder Migrationspolitik. Auf der gesellschaftlichen Ebene geht es dabei um verschiedene Faktoren: um bewusste und konsistente politische Gestaltung und Orientierung für Familien und Generationen, Wohnen, Infrastruktur, Zuwanderung, Arbeit und Wirtschaft, Alterssicherung, Gesundheit und Pflege sowie entsprechenden Versorgungssystemen einschliesslich der jeweiligen Zuständigkeits- und Finanzierungserfordernisse sowie ihrer stabilen ökonomischen Absicherung. Wichtig ist vor allem das Aufzeigen von Handlungsoptionen und ihrer Folgeabschätzungen. Diese können sich sowohl auf die Hauptfaktoren des demographischen Wandels selbst (also Geburten, Alterung und Migration) als auch auf seine Konsequenzen beziehen.

Demographiep politik muss von der Lebenslaufperspektive des einzelnen Menschen ausgehen. Dafür sollte der Begriff «Alter» durch den des «Alterns» ersetzt werden. Der Potentialdiskurs des Alterns bestärkt das individuelle Vertrauen und fordert die individuelle Verantwortung. Selbstsorge und Mitsorge für andere sowie für den öffentlichen Raum setzen Vertrauen in die eigenen Kräfte genauso wie Vertrauen in die Institutionen voraus. Staat, Gesellschaft und Wirtschaft bieten Koordinationsversprechen für unterschiedliche Interessen, Perspektiven und Möglichkeiten. Demographiep politik muss die Voraussetzungen dafür schaffen, dass der Einzelne demographisch veränderte Lebensphasen, Lebenslagen und damit verbundene individuelle Herausforderungen – kurzum die Konsequenzen des langen Lebens – nicht nur zufriedenstellend bewältigen, sondern den demographischen Wandel annehmen, ernst nehmen und mitgestalten kann. Ohne die aktive Beteiligung der betroffenen Menschen selbst – idealerweise eingebunden in bürgerschaftlichen Strukturen – kann die gesamtgesellschaftliche Dimension von Demographiep politik nicht hinreichend zum Tragen kommen.

Demographiep politik ist stets eingebettet in eine Generationenperspektive, das heisst, sie muss um einen fairen Ausgleich zwischen den verschiedenen Generationen bemüht sein und auf Generationengerechtigkeit zielen. Demographiep politik ist somit immer auch Generationenpolitik. Sie muss

Una politica pluridisciplinare per superare le sfide demografiche

I cambiamenti demografici, con l'invecchiamento della popolazione in primis, costituiscono notevoli sfide nei Paesi occidentali, pur non mettendo seriamente a rischio la società. Difatti sono concepibili vari interventi. Una politica isolata, impostata sui classici indirizzi settoriali, è tuttavia inadeguata perché restringe il margine operativo alla sola politica sociale e culturale. Sulla scorta di sei aspetti specifici, l'articolo illustra come affrontare le attuali sfide nell'ottica di una politica demografica, e come impostare una tale politica. L'approccio da seguire dev'essere di tipo globale, affinché tenga conto delle prospettive di vita del singolo, senza perdere di vista la società nel suo insieme. L'autore caldeggia l'idea di avviare una politica demografica autonoma per consentire l'attuazione sistematica e sintonizzata di obiettivi politici pluridisciplinari.

sich auf verändernde und insbesondere längere Lebensläufe beziehen, muss sie mitgestalten und sowohl ihre «Modernisierung» als auch ihre vor allem in den späten Phasen wachsende «Verletzlichkeit» stützen und sozial absichern. Zugleich muss sich Demographiepolitik bei begrenzten Eigensorgefähigkeiten und -möglichkeiten dem Postulat einer angemessenen staatlichen Daseinsverantwortung und -vorsorge öffnen. Hier liegt die Hauptverantwortung für demographisches Handeln. Angesprochen sind dadurch vor allem die Gemeinden.

Die Komplexität einer Demographiepolitik rechtfertigt es, Demographie als eigenständiges Politikfeld zu etablieren.

Es geht um die systematische und aufeinander abgestimmte Umsetzung von ressortübergreifenden Politikzielen und Politikbereichen. Erstere sind noch überzeugend zu entwickeln, um darauf aufbauend Handlungsräume zu identifizieren und Gestaltungsansprüche für Demographiepolitik zu begründen. Demographiepolitik als Zuweisung von Verantwortlichkeiten und Gestaltung von Prozessen muss sich auch institutionell prominent und strategisch verorten: Gefordert ist ein *eigenständiges Demographieressort* und dessen strategische Vernetzung mit allen übrigen betroffenen Politikfeldern. Um im Bundesstaat Deutschland erfolgreich agieren zu können, sollte eine *Demographieministerkonferenz* etabliert werden, auf der hochgradig arbeitsteiligen kommunalen Ebene ist eine institutionelle Verankerung durch intrakommunale Koordination unerlässlich. Die bereits mit dem Demographiebericht der deutschen Bundesregierung eingeleitete *Demographiebericht-erstattung* muss auf den relevanten politischen Ebenen um ein Screening jeder Politikmassnahme in Bezug auf ihre *Demographiefestigkeit* ergänzt werden, so wie dies bereits die Demographie-Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages in ihrem Anschlussbericht 2002 gefordert hat.

Die Erfolgsaussichten einer Demographiepolitik hängen nicht zuletzt davon ab, ob und inwieweit in der breiten Bevölkerung ein Bewusstsein für die neuen Herausforderungen und eine zuversichtliche Perspektive für deren Bewältigung vorhanden sind. Dies erfordert unter anderem auch neue Leitbilder für eine alternde Gesellschaft, so wie sie zum

Beispiel im 6. Altenbericht der Bundesregierung mit den Konzepten der Selbstverantwortung und Mitverantwortung insbesondere im gesellschaftlichen Raum mit Blick auf die wachsende Heterogenität und die Verletzlichkeit des hohen Alters eingeführt worden sind. Jeder ist verpflichtet «durch eine selbstverantwortliche Lebensführung Potenziale auszubilden, zu erhalten und für sich selbst und andere zu nutzen». Demographiepolitik muss diese legitimen – weil fairen – Zumutungen der Gesellschaft an den Einzelnen deutlich machen und realistisch werden lassen. Daraus leiten sich zwei Handlungsorientierungen ab: **zum einen die Verantwortung des einzelnen für die Gestaltung seines Lebenslaufs, zum anderen die Vorleistungsverpflichtung der Gesellschaft zu ihrer Ermöglichung.** Die Demographiestrategie der deutschen Bundesregierung «Jedes Alter zählt» (2012) ist dafür ein wichtiger, wenn auch später Ansatz.

Literatur

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Altersbilder in der Gesellschaft. Berlin 2010.

Michael Hüther, Gerhard Naegle (Hg.): Demographiepolitik. Herausforderungen und Handlungsfelder. Wiesbaden: Springer VS 2013.

Michael Hüther ist Honorarprofessor an der Universität für Wirtschaft und Recht in Oestrich-Winkel und Direktor des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln. Er ist Herausgeber des Buchs «Demographiepolitik. Herausforderungen und Handlungsfelder».

Die wachsende und die schrumpfende Schweiz.

Die Schweiz wächst – nicht an Fläche, aber an Einwohnern, Haushalten, Wohnraum und Verkehrsaufkommen. Das hat ganz wesentlich mit internationaler Zuwanderung zu tun. Für regionales Wachstum sind überdies die Binnenwanderung und die Errichtung von Zweitwohnsitzen mitverantwortlich. Demographisch zu den Gewinnern gehören dabei alle Teile der Schweiz mit einem attraktiven Angebot an gut bezahlten Arbeitsplätzen und Bildungseinrichtungen sowie Gemeinden in touristisch attraktiver Lage. Parallel dazu gibt es Gemeinden, Regionen und Kantone, die im Standort-Wettbewerb demographisch, aber auch wirtschaftlich zu den Verlierern gehören. Zugleich altert die Bevölkerung der Schweiz. Dies ist ein genereller Trend. In den demographisch schrumpfenden Regionen ist er etwas ausgeprägter als in den wachsenden Regionen. Für Raumordnung, Regional- und Infrastrukturpolitik bedeuten diese Trends eine ganze Reihe von Herausforderungen.

Anfang des 20. Jahrhunderts hatte die Schweiz 3,3 Millionen Einwohner. Die Hälfte von ihnen war unter 30 Jahre alt. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es rund 4,6 Millionen. Heute leben über 8 Millionen Menschen auf helvetischem Boden. Das Durchschnittsalter liegt bei etwa 41 Jahren. Und als Spätfolge des Baby-Booms der 1960er-Jahre sind heute die 45- bis 55-Jährigen die «stärkste» Generation. Gleichzeitig hat sich – dank steigender Lebenserwartung – die Zahl der Älteren gegenüber früheren Zeiten vervielfacht.

Nur in zwei Perioden nahm die Einwohnerzahl kurzfristig ab: nach Ende des Ersten Weltkriegs und nach dem Anwerbestopp, als Mitte der 1970er-Jahre etliche ausländische Arbeitskräfte in ihre Herkunftsländer zurückkehren mussten. Ansonsten gab es während der letzten 110 Jahre fast immer Bevölkerungswachstum (Abb. 1).

Hauptursache dieses Wachstums war bis in die 1970er-Jahre der Geburtenüberschuss. Erst seit Mitte der 1980er-Jahre trugen die Wanderungen stärker zum Bevölkerungswachstum bei. Analysiert man die jüngere Vergangenheit, dann zeigt sich: Die Zeit des ausbleibenden Wirtschaftswachstums in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre wirkte sich auch auf die Wanderungen aus. 1996 und 1997 war der Wanderungssaldo negativ, 1998 war er neutral. Zwischen 1988 und 1994 sowie seit dem Jahr 2001 war und ist der direkte Beitrag der Wanderungen zum Wachstum der Einwohnerzahl deutlich grösser als das Geburtenplus (Abb. 2). Daneben gibt es einen indirekten Beitrag der internationalen Migration. Denn es ziehen hauptsächlich junge Erwachsene in die Schweiz. Von ihnen bekommen etliche später hier ihre Kinder. Das ist der Grund, warum es in der Schweiz trotz relativ niedriger Kinderzahl pro Familie (TFR = 1,5 Kinder pro Frau) mehr Geburten als Sterbefälle gibt.

Wachstum – aber nicht überall

Die Bevölkerung der Schweiz wächst, aber sie wächst nicht überall. Neben Regionen mit wachsender Einwohnerzahl gibt es auch demographisch stagnierende und schrumpfende Regionen. Im Jahrzehnt von 2000 bis 2010 wuchsen vor allem Teile der Romandie (Freiburg, Genf, Waadt, westliches Wallis) und der Grossraum Zürich. Dagegen schrumpften in diesem Zeitraum Grenzregionen der Kantone Neuenburg und Jura sowie Teile des Oberwallis, Graubündens, Luzerns und des Kantons St. Gallen. Nur schwach positiv war die Bevölkerungsentwicklung in den Kantonen Basel-Stadt, Glarus, Neuenburg und Uri sowie in Teilen des Kantons Bern.

Bei dieser Betrachtung der Bevölkerungsentwicklung und ihrer Folgewirkungen darf eines nicht vergessen werden: Die für den Arbeitsmarkt und die Nutzung der Infrastruktur relevante Bevölkerung endet nicht an den Grenzen der Schweiz. Die Agglomerationen von Basel, Genf, Lausanne und Zürich reichen beträchtlich nach Savoyen, ins südliche Elsass und nach Südbaden hinein. Kleinräumige Verflechtungen gibt es auch zwischen der Ostschweiz, Liechtenstein und Vorarlberg sowie zwischen dem Raum Lugano und der Lombardei (Abb. 3). Hinzu kommt eine beträchtliche Zahl an Zweitwohnsitzen vor

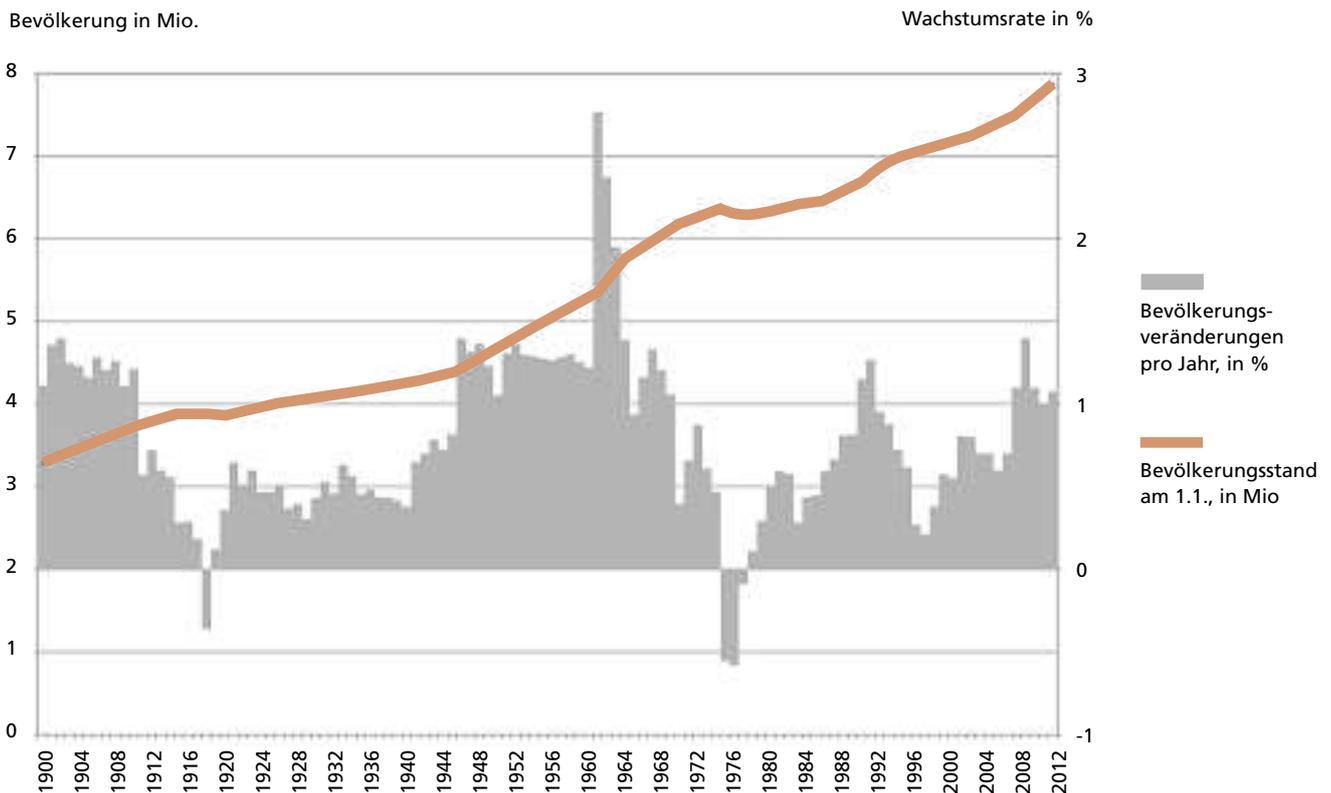


Abbildung 1: Grösse der Bevölkerung (in Millionen) und jährliches Wachstum der Bevölkerung (in %), 1900-2011

Quelle: BFS

allein in Regionen mit touristisch attraktivem Angebot. Deren in- und ausländische Bewohnerschaft und Nutzer sind zwar in der Statistik weder als Wohnbürger noch als Steuerzahlende «sichtbar», fallen aber lokal sehr wohl ins Gewicht: bei der Kaufkraft, aber auch beim Verkehr, beim Ressourcen-Verbrauch sowie bei den lokalen Kosten für Mietwohnungen und Eigenheime.

Die Dynamik wachsender und schrumpfender Räume

Dynamische Räume haben eine wachsende und etwas jüngere Bevölkerung mit einem höheren Anteil an Zuwanderern. Peripherien (ausserhalb der Hauptziele des Tourismus) und wirtschaftlich schwächere Räume haben durchwegs eine etwas ältere Bevölkerung mit einem höheren Anteil an Einheimischen. Ein Teil dieser peripheren und/oder wirtschaftlich schwächeren Regionen hat eine schrumpfende Einwohnerzahl. Dies hat nicht zuletzt mit Binnenabwanderung zu tun.

Sowohl die internationale Zuwanderung als auch die Binnenwanderung zielen auf die attraktiveren Räume. Deshalb ist die ausländische Bevölkerung vor allem in den dynamisch wachsenden Agglomerationen konzentriert. Am grössten ist ihre Zahl in Genf und im Grossraum Zürich, gefolgt von Basel, Bern und Lausanne. Internationale Zuwanderung und Binnen-

wanderung begünstigen überdies höhere Geburtenzahlen, weil die mobilen Personen in der Mehrzahl junge Erwachsene sind und ihre Kinder später überwiegend am neuen Wohnort in der Schweiz zur Welt bringen. Somit hängen internationale Migration, Binnenwanderung und Geburtenüberschüsse eng miteinander zusammen.

Geburtenüberschüsse gibt es derzeit vor allem in weiten Teilen der Romandie (Freiburg, Genf, südliches Neuenburg, Waadt, westliches Wallis), im Grossraum Zürich, im nördlichen Teil der Innerschweiz und im Alpenrheintal zwischen Bodensee und Chur. Das sind (mit Ausnahme des Alpenrheintals) die dichter besiedelten Teile der Schweiz. Mehr Sterbefälle als Geburten gibt es vor allem in den Kantonen Appenzell Ausserrhoden, Basel-Stadt, Glarus, Schaffhausen und Uri, in weiten Teilen der Kantone Bern, Graubünden und Tessin sowie in grenznahen Teilen der Kantone Jura und Neuenburg.

Im Gegensatz dazu fällt die Wanderungsbilanz fast in der ganzen Schweiz positiv aus. Generell hat dies mit einem attraktiven Angebot an gut bezahlten Arbeitsplätzen und Bildungseinrichtungen zu tun. Für manche Zuwanderer spielen die – im Vergleich zu den meisten anderen Staaten Europas – geringere Steuerbelastung und der hohe Freizeitwert etlicher Regionen eine Rolle. Auch die liberalisierte Niederlassung für EU-Bürgerinnen und -Bürger hat einen Einfluss.

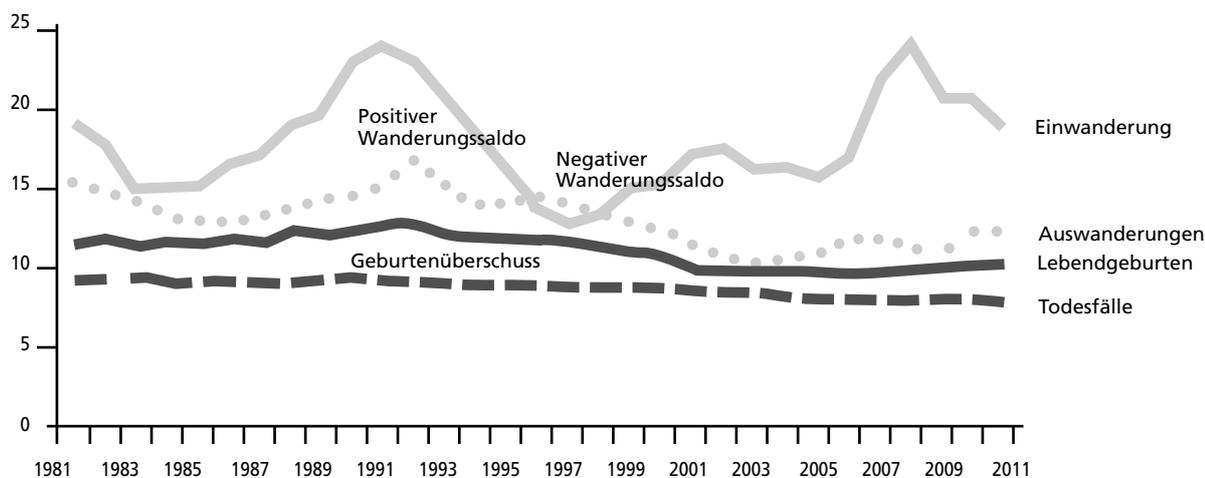


Abbildung 2: Geburten, Sterbefälle, Ein- und Auswanderungen, Geburten- und Wanderungssaldo, 1981-2011 (pro 1000 Einwohner)
Quelle: BFS

Es fällt in diesem Zusammenhang auf, dass nicht bloss die urbanen Räume, sondern auch die meisten peripheren Regionen der Schweiz mehr Zuwanderung als Abwanderung registrieren. Dies hat nicht zuletzt damit zu tun, dass die Binnenabwanderung aus peripheren Regionen in die urbanen Zentren der Westschweiz, des Mittellandes und der Grossraums Zürich zum Teil durch gezielte Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte (insbesondere im Gesundheitssektor, in Hotellerie, Gastgewerbe, in Verkehrs- und Tourismusbetrieben) kompensiert wird. Darüber hinaus gibt es eine Einwanderung älterer Menschen in die Peripherie. Nicht mehr berufstätige Personen aus dem In- und Ausland übersiedeln in touristisch oder klimatisch attraktive Gemeinden insbesondere auf der Alpensüdseite (Engadin, Tessin, Wallis) sowie in sonstiger attraktiver Lage (z.B. Genfersee). Trotz allem reicht der positive Wanderungssaldo in etlichen Gemeinden nicht, um die Verluste durch einen Überschuss an Sterbefällen auszugleichen.

Die Prognosen des Bundesamts für Statistik gehen davon aus, dass die gegenwärtigen Trends – niedrige Kinderzahl pro Frau, steigende Lebenserwartung, beträchtliche internationale Zuwanderung, Binnenwanderung in die urbanen Räume und deren Umland – anhalten werden. Das bedeutet in Zukunft eine weiterhin alternde Bevölkerung, mehr ausländische Zuwanderer, anhaltende Binnenwanderung und damit ein weiteres Wachstum der urbanen Räume der Romandie, des Mittellandes und des Grossraums Zürich, der Umländer dieser urbanen Räume sowie ein weiteres Schrumpfen der Peripherien.

Was bedeutet dies für Planungsprozesse?

Raumordnung und Raumplanung, Regional- und Infrastrukturpolitik, aber auch die Bildungspolitik stehen angesichts der

aktuellen und zu erwartenden demographischen Entwicklung vor einer ganzen Reihe von Herausforderungen. Sie müssen – je nach Standort und Planungsregion – mit einer wachsenden oder schrumpfenden Bevölkerung und in allen Fällen mit einer alternden Bevölkerung und deren Bedürfnissen rechnen. Wichtigste Erkenntnis ist: Die bereits hoch verdichteten Regionen zwischen Genfersee und Bodensee werden noch mehr wachsen. Denn die Bevölkerung nimmt zurzeit – und wohl auch in Zukunft – in jenen Regionen zu, wo heute schon viele Menschen leben. Zugleich wird die Bevölkerung in diesen verdichteten Räumen durch Zuwanderung kulturell heterogener.

Als Folge dieser Entwicklungen braucht es in wachsenden Regionen mehr Wohnraum, mehr Schulen, zusätzliche Gesundheits- und Pflegeeinrichtungen, mehr Verkehrsmittel und Verkehrswege, aber auch mehr Angebote und Anstrengungen zur Integration der Neuzuwandernden und ihrer Kinder. Zusätzlich müssen die grenznahen Agglomerationen, aber auch andere urbane Räume die Nutzung ihrer Verkehrsinfrastruktur durch Grenzgänger und andere Zupendler einplanen (Abb. 3). Ähnliches gilt für touristisch attraktive Gemeinden, in denen bloss temporär genutzte Zweitwohnsitze eine Rolle spielen. Denkt man all dies mit, dann geht es unter dem Gesichtspunkt der Raumplanung nicht um eine Schweiz mit 8,1 Millionen, sondern eher um eine Schweiz mit 9 Millionen Einwohnern.

Die Schweizer Peripherie wird hingegen rascher altern und weiter schrumpfen. Das bedeutet: Abwanderung, weniger Kinder und Jugendliche, ein geringeres Angebot an einheimischen Arbeitskräften, dadurch eine weitere «Ausdünnung» der Bevölkerung. Damit geht es letztlich um zwei Möglichkeiten: Umsteuern oder das Schrumpfen besser managen. Dahinter

steht die Frage, ob und wie sich ein akzeptables Niveau an Grundversorgung, Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen auch bei schrumpfender Einwohnerzahl aufrechterhalten lässt.

Asymmetrie von Verantwortlichkeiten

Eine grosse Herausforderung besteht in der Asymmetrie der Verantwortlichkeiten, Zuständigkeiten und Kostenbelastungen. Arbeitsplätze entstehen vor allem in urbanen Räumen. Zuwandernde Arbeitskräfte und deren Familien finden da aber nicht immer ausreichenden bzw. bezahlbaren Wohnraum. Viele ziehen daher ins nähere oder weitere Umland. Darauf müssten Raum- und Infrastrukturplanung, aber auch die Bildungspolitik koordiniert reagieren. Denn in der Folge steigen auch in den

Umländern der urbanen Zentren die Nachfrage und damit die Preise für Wohnraum und Bauland. Kindergärten und Schulen müssen mehr Kinder integrieren, deren Muttersprache weder Deutsch noch Französisch ist. Zugleich vergrössern sich die Pendeldistanzen – mit den bekannten Folgen: überfüllte Züge zu den Stosszeiten, Staus auf der Strasse. Gemeinden und Kantone, die eine steigende Zahl von Beschäftigten haben oder gezielt neue Betriebe ansiedeln, stimmen sich allerdings in vielen Fällen nicht mit jenen ab, die im näheren oder ferneren Umland davon mitbetroffen sind.

Migrationspolitik ist ein gutes Beispiel für die Asymmetrie der Verantwortlichkeiten. Über sie wird im Prinzip auf Bundesebene oder durch Abstimmungen entschieden, an denen alle

- Agglomeration und isolierte Stadt BFS
- Alpines Tourismuszentrum
- Ländliches Zentrum
- Kernbereich des Metropolitanraums
- Weiterer Ausstrahlungsbereich des Metropolitanraums

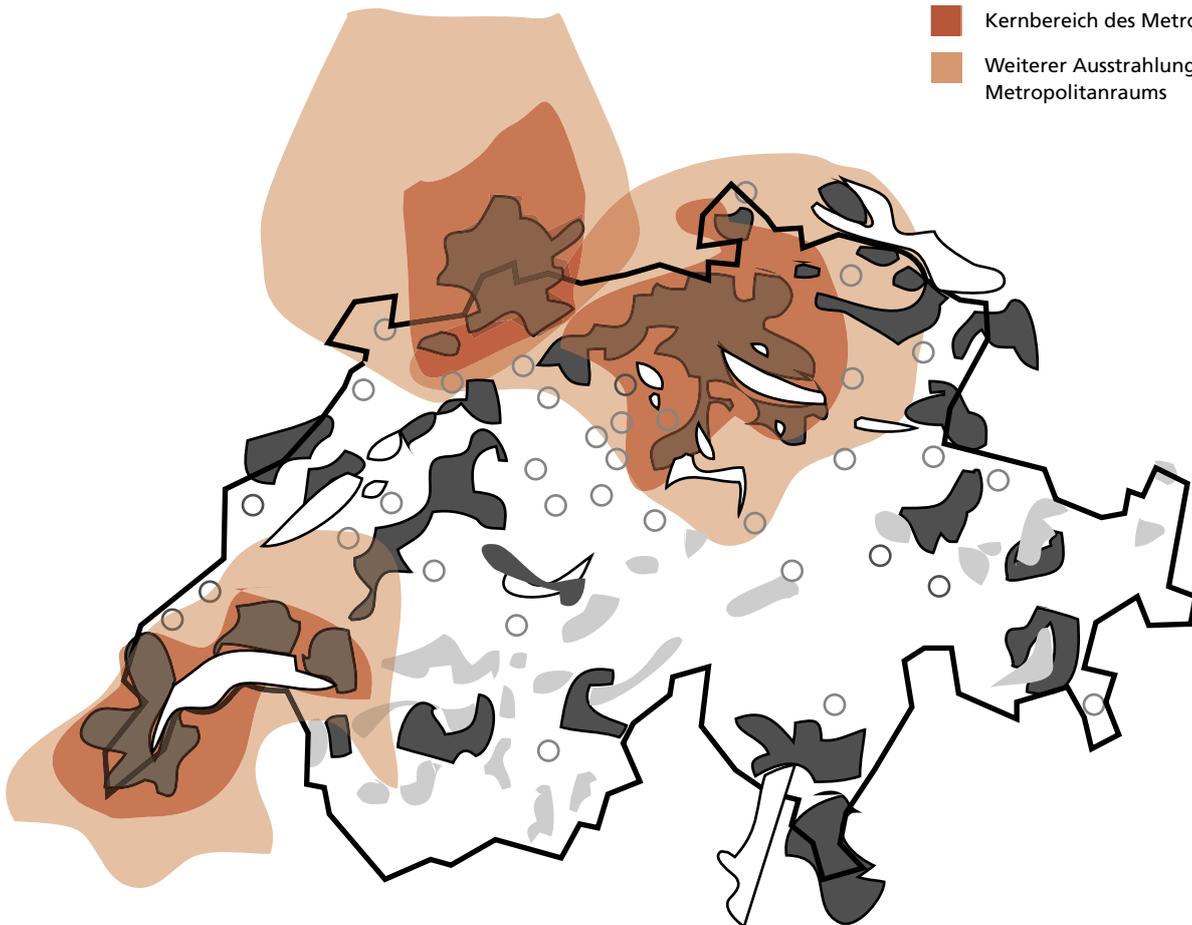


Abb. 3: Die Schweiz, ihre grenzüberschreitenden Agglomerationen und Tourismuszentren

Quelle: Bundesamt für Raumentwicklung

Schweizer Bürgerinnen und Bürger beteiligt sind. Die Folgen migrationspolitischer Entscheidungen (bzw. der Weigerung, solche Entscheidungen zu treffen) berühren jedoch in erster Linie die von Zuwanderung besonders betroffenen Gemeinden, in zweiter Linie die Kantone, in denen solche Gemeinden konzentriert sind. Gleichzeitig schafft Zuwanderung gerade auf lokaler und kantonal-er Ebene eine weitere Asymmetrie. Ein grösserer Teil der Zuwandernden ist erwerbstätig. Sie zahlen Steuern und nutzen die bestehende Infrastruktur, besitzen aber kein Wahlrecht und können auch an lokalen, kantonalen und eidgenössischen Abstimmungen nicht teilnehmen.

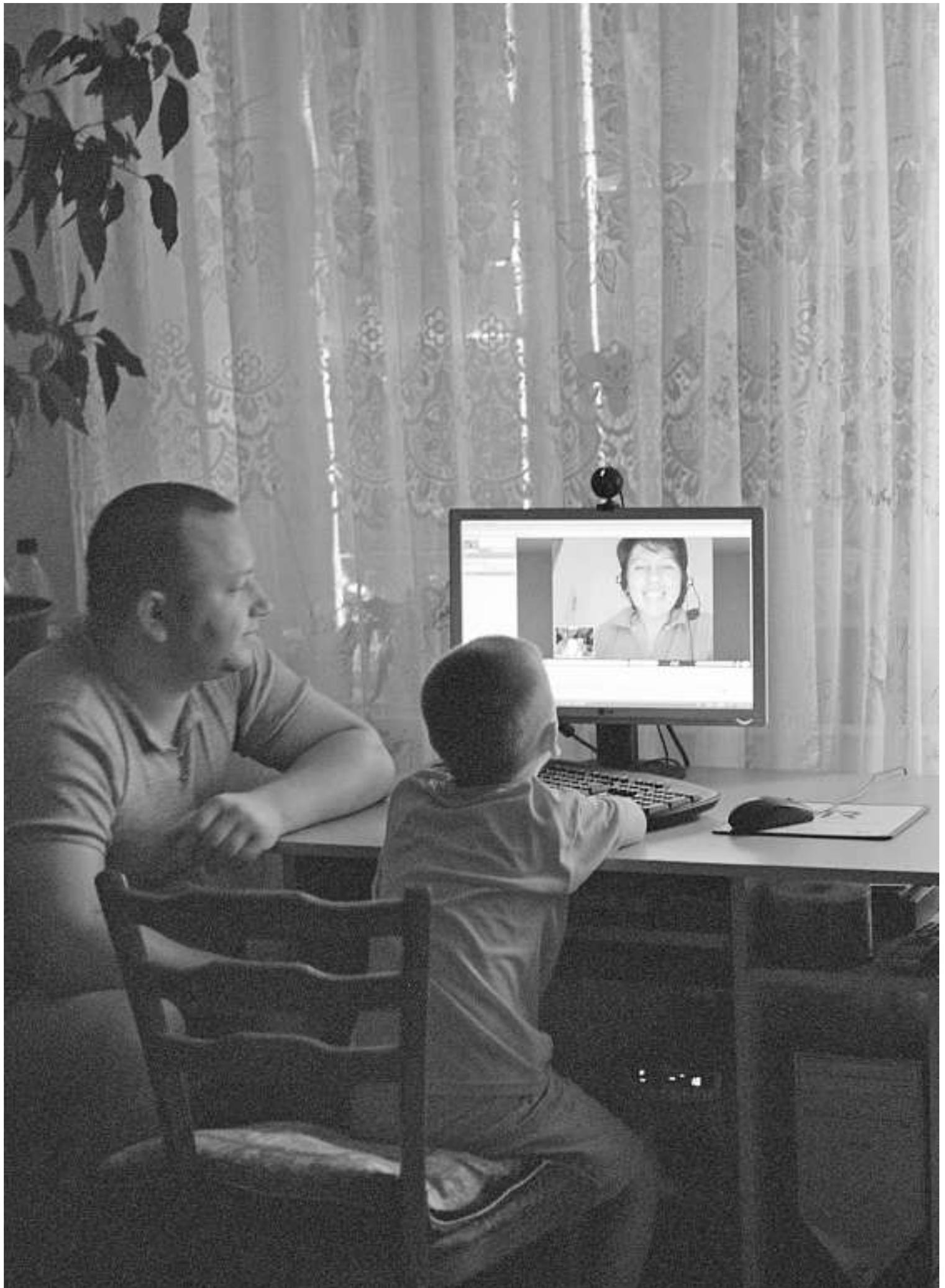
Auch jenseits aller Fragen der Koordination stehen Raumordnung und Raumplanung, Regional- und Infrastrukturpolitik immer vor einer Reihe hoch politischer Fragen, auf die es nicht notwendigerweise richtige oder falsche, aber immer interessensgebundene Antworten gibt. Auf der einen Seite: Wie viele Ressourcen sollen in die Anpassung an wachsende Einwohnerzahlen und Siedlungsstrukturen investiert werden? In welchem Umfang soll dieser Wachstumsprozess, der stark von Mobilität und Migration, aber auch von verfügbarem Bauland und von der Schaffung von Wohnraum und Verkehrsverbindungen abhängt, gesteuert oder gebremst werden? Und auf der anderen Seite: Welche Ressourcen sollen bereitstehen, um alternde und schrumpfende Gemeinden und Regionen zu unterstützen? Geht es darum, die Schrumpfung bloss zu begleiten? Oder kann und soll dabei auch versucht werden, solche Schrumpfungsprozesse durch Umverteilung öffentlicher Mittel zu stoppen, vielleicht sogar «umzudrehen»?

La Suisse en croissance et en déclin

La Suisse croît – pas en superficie, mais en habitants, en ménages, en zones d’habitation et en trafic routier. Ce phénomène est essentiellement lié à l’immigration internationale. Quant à la croissance à l’échelon régional, elle s’explique par les migrations internes et les résidences secondaires. Les régions de Suisse qui voient leur population augmenter sont en premier lieu celles qui disposent d’une offre attractive d’emplois bien rémunérés et d’établissements de formation ainsi que les communes situées dans des régions attrayantes en matière de tourisme. Mais il y a aussi des perdants : ce sont les communes, les régions et les cantons qui, de par leur situation géographique, sont préterités tant sur le plan démographique qu’économique. Par ailleurs, la population suisse vieillit. Il s’agit là d’une tendance générale qui, dans les régions en déclin, est un peu plus marquée que dans les régions en plein essor.

L’asymétrie des responsabilités, des compétences et des charges liées aux coûts constitue l’un des plus importants défis à relever. Les postes de travail se créent surtout dans les espaces urbains. Mais la main-d’œuvre immigrée et leurs familles n’y trouvent pas toujours des logements en suffisance, respectivement qui soient financièrement accessibles. Par conséquent, nombre d’immigrés s’établissent dans des agglomérations périurbaines ou dans des régions plus éloignées des grandes villes. L’aménagement du territoire et l’urbanisme, mais aussi la politique de l’éducation et de la formation doivent réagir à ce phénomène de manière coordonnée. Les garderies et les écoles doivent intégrer davantage d’enfants dont la langue maternelle n’est ni le français ni l’allemand, ni l’italien. En parallèle, les distances entre le domicile et le poste de travail augmentent avec pour corollaire des trains bondés aux heures de pointe et des embouteillages sur les routes. Or, les communes et les cantons, dont le nombre de travailleurs augmente ou qui accueillent de manière ciblée de nouvelles entreprises, ne tiennent que rarement compte de ce développement. Une politique de concertation d’actions devrait être menée avec les communes avoisinantes.

Rainer Münz leitet die Forschungsabteilung der Erste Group Bank AG, ist Senior Fellow am Hamburgischen WeltWirtschaftsinstitut (HWWI) und unterrichtet an der Universität St. Gallen. Er ist Experte zu Fragen von Bevölkerung und Migration und Autor zahlreicher Publikationen.



Svetlana, Ion + Artemie: Artemie telefoniert mit seiner Mutter über Skype | Artemie téléphone à sa maman par Skype | Artemie telefona alla mamma per Skype

La population étrangère en Suisse va-t-elle changer à l'avenir ?

L'accroissement démographique de la Suisse va-t-il se poursuivre au cours des prochaines décennies ? Les migrations vont-elles empêcher le vieillissement de la population de la Suisse ? La population de nationalité étrangère résidant en Suisse va-t-elle changer significativement lors des cinquante années à venir ? Les scénarios de l'évolution de la population de la Suisse de l'Office fédéral de la statistique ont pour but de donner des réponses plausibles à ces questions. Les principaux résultats de ces projections démographiques sont présentés dans cet article.

Depuis 1984, l'Office fédéral de la statistique OFS calcule environ tous les 5 ans des scénarios de l'évolution de la population de la Suisse. Les scénarios de chaque série reposent sur des nouvelles hypothèses élaborées avec des experts et discutées avec des représentants de l'Administration fédérale. Ces hypothèses prennent en compte les évolutions démographiques les plus récentes et les nouvelles connaissances en démographie.

La dernière série de scénarios de l'OFS a été produite en 2010. Elle comprend trois scénarios de base, deux scénarios alternatifs et dix-neuf variantes. Seuls les résultats du scénario de référence, le scénario « moyen », seront présentés en détail ci-dessous.

Les facteurs influençant l'évolution démographique

L'évolution démographique des prochaines décennies dépend d'une part de la structure par âge actuelle de la population et d'autre part de l'évolution future de la fécondité, de la mortalité et des migrations. Pour projeter au mieux l'évolution future de la population, il est ainsi nécessaire de déterminer des évolutions plausibles de ces différentes composantes démographiques.

En raison des contextes sociaux, culturels et économiques, la fécondité en Suisse ne devrait guère changer au cours des cinquante prochaines années. Le nombre moyen d'enfants par femme fluctuera vraisemblablement autour de 1,5 durant cette période.

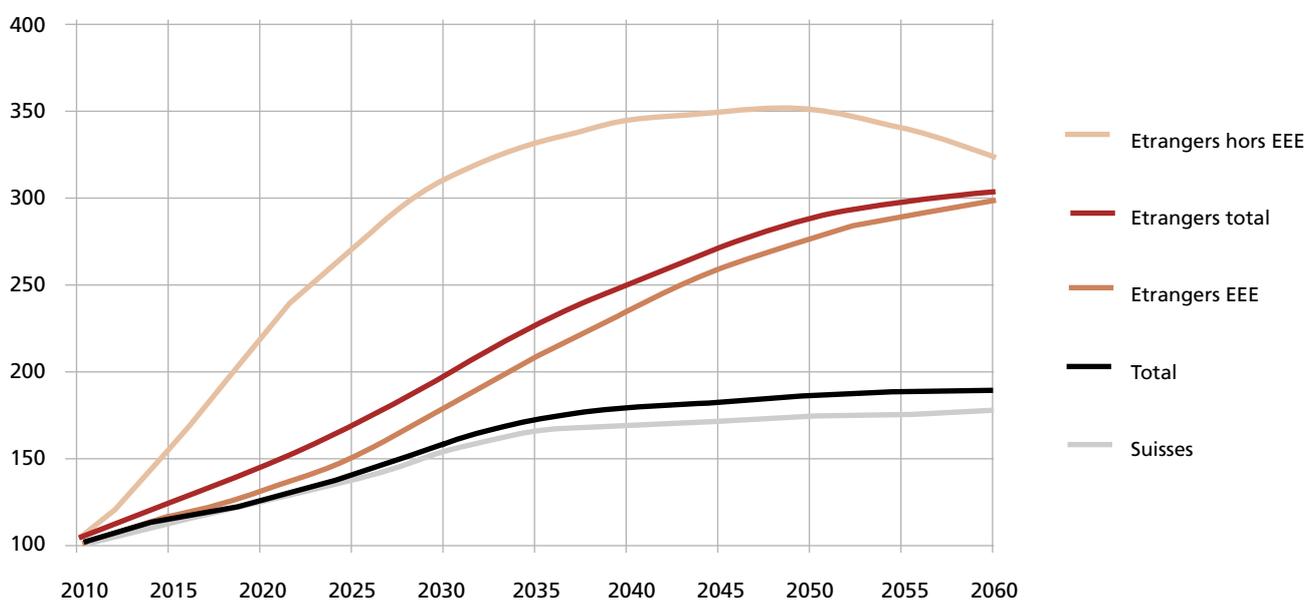
Les progrès médicaux et d'autres facteurs liés à la santé publique permettront une poursuite de la baisse de la mortalité, mais les améliorations seront dorénavant plutôt pour les personnes âgées. Entre 2010 et 2060, l'espérance de vie des hommes passera de 80 ans à 86 ans et celle des femmes de 85 à 90 ans.

En raison de la situation économique difficile de certains pays européens et d'une conjoncture économique plutôt favorable à la Suisse, les flux migratoires resteront élevés probablement encore quelques années. Ces flux seront ensuite vraisemblablement freinés par différents facteurs structurels et économiques. Ils resteront par la suite à des niveaux moins élevés d'une part à cause de la baisse prononcée de la population active des pays européens liée au vieillissement démographique généralisé et d'autre part en raison d'une probable convergence socioéconomique entre les pays de l'Union européenne et la Suisse. Selon le scénario de référence, le solde migratoire, autrement dit la différence entre le nombre d'immigrations et le nombre d'émigrations passera entre 2010 et 2030 d'un peu plus de 50 000 à 22 500 et par la suite fluctuera autour de cette valeur moyenne.

Un accroissement plausible de la population

Selon le scénario de référence, le nombre de résidents permanents en Suisse passera de 7,9 millions en 2010 à 9 millions en 2060. Au cours de cette période, la structure par âge de la population changera passablement. Le pourcentage de personnes de 65 ans ou plus augmentera de 17% à 28%. Celui des 0 à 19 ans baissera légèrement d'un peu moins de 21% à un peu plus de 18% et celui des 20 à 64 ans diminuera de 62% à 53%.

L'accroissement prononcé du pourcentage de personnes en âge d'être à la retraite sera dû d'une part à une augmentation rapide de leur nombre et d'autre part à une stabilisation du



Graphique 1 : Accroissement du nombre de personnes de 65 ans ou plus selon la nationalité (base 2010: 100)

nombre d'enfants et de personnes en âge de travailler. Le nombre des 65 ans ou plus passera en effet de 1,3 million en 2010 à 2,5 millions en 2060, alors que le nombre des 20 à 64 ans fluctuera autour de 4,8 millions et celui des 0 à 19 ans restera proche de 1,7 million.

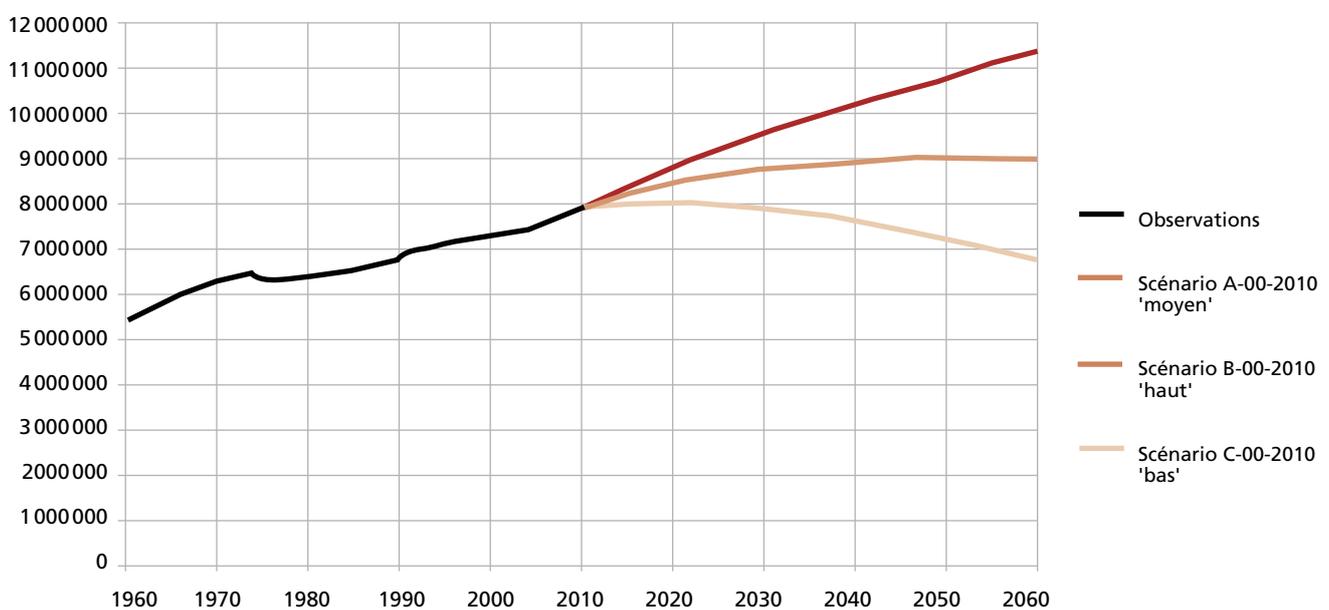
Un vieillissement démographique inéluctable

La cause principale du vieillissement de la population sera la structure par âge de la population. En effet, les personnes nées lors du baby-boom seront nombreuses à dépasser l'âge de la retraite au cours des prochaines années. Une grande part de ces dernières atteindra par la suite des âges élevés en raison de l'augmentation de l'espérance de vie. Ainsi, le nombre de personnes de 80 ans ou plus doublera en 25 ans. Il passera d'environ 380 000 en 2010 à près de 770 000 en 2035. Il continuera de croître jusque vers 2050 et se stabilisera ensuite à près de 1,1 million.

La population de nationalité étrangère résidant en Suisse, comptant actuellement encore peu de personnes âgées, vieillira fortement au cours de cette période (voir graphique 1). Entre 2010 et 2060, le nombre de personnes de nationalité étrangère en âge d'être à la retraite triplera en passant de près de 140 000 à un peu moins de 420 000. Le pourcentage de résidents permanents de 65 ans ou plus dans la population de nationalité étrangère passera de 8% à 20% de cette population.

L'importance des acquisitions de la nationalité suisse

Le nombre de personnes de nationalité étrangère augmentera de 1,7 à 2,0 millions entre 2010 et 2060. Cet accroissement peut sembler relativement faible à prime abord. Sa limitation sera due aux acquisitions de la nationalité suisse. Selon le scénario « moyen », le nombre d'acquisitions de la nationalité se stabilisera entre 2010 et 2060 à environ 35 000 par année. Près



Graphique 2: Evolution de la population résidante permanente de 1960 à 2060 selon les 3 scénarios de base

de 1,9 million de personnes obtiendront ainsi un passeport suisse au cours de cette période, ce qui permettra à la population de nationalité suisse d'augmenter. Elle passera de 6,1 millions de personnes en 2010 à près de 7 millions en 2060.

Des changements fondamentaux en raison de la politique migratoire

Entre 2010 et 2060, la population de nationalité étrangère provenant d'un pays de l'Union européenne augmentera de 1,1 million à près de 1,5 million de résidents permanents. Le nombre de personnes de nationalité étrangère originaires d'un pays hors de l'Union européenne diminuera quant à lui d'un peu plus de 680 000 personnes en 2010 à près de 560 000 personnes en 2060. Cette baisse sera due d'une part aux restrictions légales limitant les immigrations de ces personnes et d'autre part aux acquisitions de la nationalité suisse. Leur pro-

portion dans la population étrangère passera ainsi de 37% à 27%. La population de nationalité étrangère en Suisse sera ainsi plus « européenne ».

Une atténuation des différences entre les populations de nationalité étrangère et suisse

La population de nationalité étrangère a actuellement une structure relativement différente de la population de nationalité suisse. Elle est plus masculine et relativement plus jeune. Lors des prochaines décennies, ces différences s'atténueront. Entre 2010 et 2060, le rapport de masculinité, c'est-à-dire le nombre d'hommes pour 100 femmes diminuera de 114 à 99 pour les résidents permanents de nationalité étrangère, alors que, pour les Suisses, il augmentera de 93 à 97. Au cours de cette même période, l'âge médian séparant la population en deux groupes de même taille passera de 36 ans à 43,5 ans pour

la population de nationalité étrangère et de 44 ans à 48,5 ans pour la population de nationalité suisse, soit un écart se réduisant de 8 à 5 ans.

Une croissance de la population dépendant de plus en plus des migrations

L'accroissement démographique des prochaines décennies dépendra avant tout des flux migratoires. Il n'existe cependant pas de méthode sûre pour déterminer l'évolution future des migrations. En effet, ces dernières dépendent de nombreux facteurs économiques et politiques peu prévisibles. Comme des hypothèses proches sur les soldes migratoires engendrent à long terme des accroissements démographiques très différents, de grandes incertitudes subsistent au sujet de l'évolution de la taille de la population. Les scénarios « bas » et « haut », délimitant la fourchette des évolutions plausibles, indiquent ainsi que la population pourrait s'élever tout aussi bien à 6,8 millions de personnes qu'à 11,3 millions en 2060 (voir graphique 2).

Il n'est guère possible de dire avec certitude quel sera le niveau du solde migratoire au cours des prochaines années. Par contre, en raison du niveau bas et relativement stable de la fécondité, de la baisse régulière de la mortalité et de la structure par âge actuelle de la population, il est vraisemblable que le nombre de décès dépassera durablement le nombre de naissances à partir de 2030 environ. La population de la Suisse ne pourra augmenter depuis cette date que si le solde migratoire reste suffisamment élevé pour compenser le déficit des naissances par rapport aux décès.

Bibliographie

Office fédéral de la statistique, 2010, Les scénarios de l'évolution de la population de la Suisse 2010-2060. Neuchâtel : OFS.

Seit 1984 berechnet das Bundesamt für Statistik in regelmässigen Abständen die Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Schweiz. Die Szenarien werden jeweils von Fachleuten entwickelt und mit Vertreterinnen und Vertretern der Bundesverwaltung auf deren Plausibilität hin diskutiert. Die Berechnungen der zuletzt erarbeiteten Szenarien gehen davon aus, dass – angenommen das «mittlere» Szenario kommt zum Tragen – die Einwohnerzahl von 7,9 Millionen permanent residierender Personen im Jahr 2010 auf 9 Millionen im Jahr 2060 anwachsen wird. Der Anteil der 65-Jährigen und älter wird von 17 auf 28 Prozent zunehmen. Die Bevölkerungsgruppen schweizerischer und ausländischer Nationalität werden beide grösser werden: Die Zahl der Schweizerinnen und Schweizer wird – insbesondere durch Einbürgerungen verursacht – von 6,1 auf 7 Millionen ansteigen, die Zahl ausländischer Staatsangehöriger wird von 1,7 auf 2 Millionen wachsen.

In knapp fünfzig Jahren wird sich die Bevölkerungszusammensetzung durch eine Verlagerung von Personengruppen auszeichnen: Bei den ausländischen Staatsangehörigen wird es mehr Personen europäischer Herkunft und mehr Frauen, bei der Gesamtbevölkerung mehr ältere Menschen geben. Betreffend die Gesamteinwohnerzahl bestehen grosse Fragezeichen, da die demographische Entwicklung im Wesentlichen davon abhängt, ob Zuwanderung weiterhin anhält, sich stabilisiert oder gar abnehmen wird. Die Szenarien «tief» und «hoch», welche die Schere der sich abzeichnenden Möglichkeiten der Entwicklung darstellt, gehen davon aus, dass im Jahr 2060 die Bevölkerungszahl in der Schweiz entweder 6,8 Millionen oder 11,3 Millionen betragen könnte. Da die Geburtenrate voraussichtlich weiterhin auf niedrigem Niveau verbleiben wird, wird die Zahl der Todesfälle diejenige der Geburten ab 2030 übersteigen. Ab diesem Zeitpunkt kann die Bevölkerung in der Schweiz nur noch wachsen, wenn der Migrationsaldo genügend hoch bleibt, um das Defizit bei den Geburten zu kompensieren.

Raymond Kohli est collaborateur scientifique de la section Démographie et Migration à l'Office fédéral de la statistique chargé du calcul des scénarios et de la méthodologie démographique.

Quelle serait la population suisse sans immigration ?

La Suisse a connu récemment de très importants flux migratoires conduisant à une croissance démographique soutenue et un développement économique rapide. L'augmentation de la population observée au cours des trois dernières décennies – la population passa de 6,2 à 8 millions d'habitants entre 1981 et 2012 – est quasi-exclusivement imputable à la migration internationale. Sans les migrations, la Suisse présenterait un tout autre visage, que nous esquissons dans cet article en reconstituant ce qu'aurait été la population suisse en l'absence de migrations. Cet exercice théorique dresse le contour des conséquences démographiques, économiques et sociales des migrations contemporaines et met en évidence la dépendance de la Suisse vis-à-vis des flux migratoires.

Afin de mesurer l'impact démographique de la migration, les démographes adoptent en règle générale une approche dite par simulation, visant à reconstituer l'évolution dans le temps de la population, à partir d'une date de référence, en supposant différentes hypothèses migratoires qui s'écartent de la réalité. Classiquement, l'une de ces hypothèses est celle dite de fermeture des frontières, où l'on mesure l'évolution de la population dans une situation où le nombre d'immigrants et le nombre d'émigrants est nul. Seules les naissances et les décès modifient alors l'évolution démographique.

La migration, un déterminant essentiel de l'évolution démographique

Utilisant cette approche, on peut constater que la migration d'après-guerre avait contribué en Suisse à plus de la moitié de la croissance démographique du pays qui avait été observée jusqu'en 1980 (l'autre moitié étant imputable au baby-boom, ce pic des naissances qui a été observé entre 1945 et 1970).

Ainsi, la Suisse avait bénéficié de la conjonction de deux forces – naturelle et migratoire pour voir sa population augmenter rapidement, passant de 4,2 à 6,3 millions d'habitants. Dans cet article, nous nous intéressons spécifiquement aux trois dernières décennies et mesurons donc l'impact de la migration au cours de la période allant de 1980 à 2010.

Durant cette récente période, la Suisse a connu deux principales vagues migratoires entrecoupées de quelques années de stabilité dans les flux. La première vague a pris naissance en 1985 pour atteindre son paroxysme en 1991 avec un solde migratoire de +61 400 personnes. Puis, le nombre d'immigrants diminua progressivement, conduisant à un solde migratoire légèrement négatif en 1996 et 1997. La deuxième vague migratoire émergea dès la fin des années 1990 mais fut accélérée en 2001 par la proximité des accords sur la libre circulation des personnes (ALCP), puis en 2007 par la demande accrue de travailleurs observée en Suisse. En 2008, le solde migratoire flirta avec la barrière des 100 000 personnes, avant de diminuer légèrement.

Ces deux vagues ont évidemment contribué à l'accroissement démographique de la Suisse, ceci d'autant plus que la fécondité se situe, durant la période sous étude, à un niveau plutôt faible (environ 1,5 enfant par femme), ce qui limite considérablement la croissance dite naturelle de la population. Les trois décennies ont été en outre marquées, en Suisse, par un fort relèvement de l'âge moyen au décès (espérance de vie), conduisant à une augmentation du nombre de personnes retraitées ou en fin de vie. En outre, les générations nombreuses du baby-boom, nées entre 1945 et 1965, sont progressivement arrivées en deuxième moitié de vie active. Ainsi, en termes d'évolution démographique, les trois dernières décennies ont été caractérisées par des changements importants, sur lesquels se sont greffés les impacts de la migration.

Le tableau fournit quelques chiffres résumant l'évolution réellement observée de la population, ainsi que deux scénarios alternatifs, posant l'hypothèse de flux migratoires différents de ceux effectivement enregistrés (les autres phénomènes d'évolution démographique, la fécondité et la mor-

talité, ayant été maintenus au niveau réellement observé). Le premier scénario suppose une fermeture des frontières depuis le 1er janvier 1981 (scénario d'absence de la migration internationale). Dans ce cas, la population de la Suisse aurait été de 6,52 millions, soit 17% de moins que réellement observé. La croissance démographique entre 1980 et 2010 aurait été de 180 000 personnes seulement (contre 1,53 million effectivement observé). Le second scénario suppose une migration faible, égale à la moyenne enregistrée au cours de la période 1981-1985. La différence entre ce scénario et la réalité fournit l'impact des deux pics migratoires préalablement décrits. Dans ce cas, la population aurait été de 7,18 millions en 2010, soit un effectif de 9% inférieur à celui effectivement observé.

Relevons que la population suisse augmente régulièrement. En l'absence de migration, elle serait en forte décroissance depuis le début des années 2000; dans le cas d'une migration faible, elle serait en voie de stabilisation.

La migration, facteur d'équilibrage de la pyramide des âges

Ces simulations montrent que la quasi-totalité de la croissance démographique des trois dernières décennies s'explique dès lors par l'apport migratoire. Mais surtout, cet apport a joué un rôle considérable sur la structure par âge de la population, en d'autres termes le niveau de vieillissement.

En effet, la migration n'a pas un impact similaire en fonction de la classe d'âge. Arrivent en Suisse des personnes plutôt jeunes qui fournissent une main-d'œuvre nécessaire, et quittent la Suisse, en moyenne, des personnes plus âgées. Ainsi, au-delà de l'impact numérique décrit précédemment, la migration internationale joue aussi un rôle de rajeunissement. Alors qu'elle conduit à un accroissement significatif de la population en âge d'exercer une activité (comme cela est illustré au tableau), la migration réduit par contre l'effectif de la population âgée : en effet, au cours des trois dernières décennies, les flux migratoires entre la Suisse et le reste du monde ont conduit au retour d'environ 100 000 personnes en âge de la retraite.

	Population totale	Population âgée de 20-64 ans	Population âgée de 65 ans et plus
Population en décembre 1980	6 335 243	3 711 860	878 840
Population en décembre 2010			
- observée	7 864 012	4 885 983	1 341 134
- en l'absence de flux migratoires	6 518 801 (-17%)	3 804 159 (-22%)	1 437 965 (+7%)
- avec une migration modérée	7 182 897 (-9%)	4 371 091 (-11%)	1 326 712 (-1%)

On compte aujourd'hui 27 personnes âgées de 65 ans et plus pour 100 personnes en âge d'exercer une activité (20 à 64 ans). Ce rapport aurait atteint 38 pour 100 en l'absence des flux migratoires et 30 pour 100 dans le cas d'une migration modérée. En d'autres termes, le vieillissement serait beaucoup plus important en l'absence des migrations, avec des conséquences tout aussi importantes en ce qui concerne la prévoyance vieillesse (premier pilier) et plus largement les politiques sociales. La population de nationalité étrangère, en moyenne plus jeune que la population suisse, participe en effet à une part élevée des contributions sociales du 1^{er} pilier, alors que les rentes qu'elle reçoit restent limitées, en termes comparatifs : selon les statistiques de l'AVS, les populations de nationalité étrangère ont contribué en 2010 à 28% des cotisations de l'AVS mais ne perçoivent que 17% des rentes (Office fédéral des assurances sociales, Statistique de l'AVS 2012).

Migration internationale et marché du travail

La migration internationale ne rééquilibre pas seulement le rapport entre âgés et actifs. Elle joue aussi un rôle essentiel sur la population potentiellement active, qui peut être estimée par le nombre des 20 à 64 ans. Fin 2010, 4,9 millions de personnes entraient dans cette catégorie d'âge. En l'absence de migrations depuis 1980, cet effectif aurait été de 3,8 millions, soit une différence de 22%. En cas d'une migration modérée, la po-

pulation en âge d'exercer une activité aurait été de 4,4 millions soit un écart d'environ 11%.

Ces chiffres sont à mettre en relation avec les places de travail offertes par l'économie suisse. Fin 2010, selon la statistique de la population active, 4,3 millions de personnes exercent une activité professionnelle, un chiffre en accroissement régulier. En l'absence de la migration internationale, ces postes ne pourraient bien évidemment pas être tous pourvus. Ainsi, les flux migratoires contribuent à la croissance du produit national brut en fournissant à l'économie la main-d'œuvre dont elle a besoin. Le faible taux de chômage observé en Suisse, en comparaison européenne, démontre que les migrations sont indispensables à l'économie suisse. Pour celle-ci, la migration représente en outre un atout puisque la main-d'œuvre étrangère peut, dans une certaine mesure, être « importée » en fonction des besoins. Ces dernières années, des travailleurs hautement qualifiés sont arrivés en Suisse alors que dans les années 1960 la migration était plus composée d'une population faiblement qualifiée. Ce changement s'inscrit dans un contexte de tertiarisation et de spécialisation de l'économie.

Les flux migratoires n'auraient pas pu être évités

Les différents scénarios décrits dans les lignes précédentes restent bien entendu théoriques. Il n'est pas possible pour un pays européen de pratiquer une politique de fermeture des frontières, ni même d'infléchir significativement et durablement les flux migratoires. Ceux-ci ne répondent en effet pas seulement à des logiques de politique interne, mais aussi et surtout au contexte économique, social, démographique et politique de la Suisse, de l'Union européenne et du reste du monde. Les deux importants flux migratoires enregistrés en Suisse au cours des trente dernières années répondent pour le premier de la crise politique dans les pays des Balkans, pour l'autre d'un nouveau contexte institutionnel (ALCP) dans une période de haute conjoncture économique. La politique intérieure n'a pas pu modifier ces flux, tout juste a-t-elle pu les encadrer en mettant en place des mesures visant à y faire face (accélération des

procédures d'asile, aides au retour, mesures transitoires, clause de sauvegarde, etc.).

L'éventail des possibles n'est donc pas étendu. La Suisse n'aurait certainement pas pu modifier les tendances migratoires observées dans le passé, tant les forces qui déterminent les flux sont difficiles à modifier. Dans le futur, le même constat s'observera : l'évolution à venir des flux migratoires dépendra de facteurs politiques, économiques, difficilement contrôlables. Il vaut mieux accompagner les tendances à venir par des politiques adaptées plutôt que de vouloir les modifier pour des raisons idéologiques ou démographiques.

La voie d'une croissance démographique soutenue

La migration internationale détermine, comme on l'a vu, à la fois la taille de la population et le niveau du vieillissement démographique. Une migration modérée aurait conduit à une population stabilisée, mais à un vieillissement plus rapide ; la situation que nous avons vécue en Suisse a entraîné un vieillissement restreint, une population active en accroissement, mais une croissance démographique rapide. Entre ces deux évolutions lourdes de conséquences pour les sociétés, quelle est celle qui serait préférable ?

Un rapide survol des pays européens montre que ceux présentant une décroissance démographique et un vieillissement accéléré sont aussi ceux qui sont confrontés avec le plus d'intensité aux difficultés dans la gestion des finances publiques. La Suisse bénéficie pour sa part d'un climat économique favorable, en comparaison internationale, et d'une croissance économique induite par la migration de personnes hautement qualifiées. Certes, la migration conduit à un lot de nuisances (environnementales, au niveau de la saturation des infrastructures, etc.). Mais elle garantit le dynamisme économique du pays.

En conclusion, si la Suisse a présenté des flux migratoires élevés au cours des trente dernières années, cela est dû en premier lieu à un contexte économique, politique, social et démogra-

Wie würde eine Schweiz ohne Einwanderung aussehen?

phique favorisant l'arrivée de personnes en provenance de l'étranger. En l'absence de ces flux, la Suisse présenterait un visage non seulement différent, mais aurait aussi vu émerger de nombreux autres défis en termes sociétaux. La migration internationale observée au cours des trois dernières décennies a donc été une chance, une opportunité, pour la Suisse, d'un point de vue de la gestion économique et sociale de la population. Cependant, la migration internationale a aussi un coût, qu'il ne faut pas banaliser. Les trente dernières années ont vu émerger dans le débat une série de questionnements liés à la cohésion sociale, à la problématique de l'intégration, qui accompagnent tous les flux migratoires. Dans le futur, les tendances migratoires resteront identiques à celles observées au cours des dernières décennies, et il appartiendra à la société de définir les réponses aux défis que ces migrations entraînent.

Bibliographie

Wanner, Philippe, 2002. Caractéristiques démographiques des populations issues de l'immigration en Suisse. Dans : W. Haug, P. Compton, Y. Courbage (éds.), Les caractéristiques démographiques des populations immigrées. Conseil de l'Europe, pp. 427-504.

Wanner Philippe (éd.), 2012, La démographie des étrangers en Suisse. Zurich : Editions Seismo.

Grenzüberschreitende Mobilität beeinflusst die Bevölkerungszusammensetzung von Staaten in dreifacher Weise. Für Aufnahmeländer ergibt sich ein Zuwachs, für Sendeländer eine Abnahme der Bevölkerungsgrösse. Aber auch die demographische Struktur eines Landes verändert sich: Die Alterspyramide gestaltet sich neu, da in der Regel Migrantinnen und Migranten anderen Altersgruppen angehören als die bereits ansässige Bevölkerung. Zudem hat internationale Migration einen Einfluss auf die sozioökonomische und soziokulturelle Zusammensetzung der Bevölkerung eines Landes, was sich wiederum auf Ökonomie, Politik und das Zusammenleben in der Gesellschaft auswirkt.

Auch wenn Wanderungsbewegungen nach Europa und zwischen europäischen Ländern schon immer stattfanden, kann beobachtet werden, dass sich diese seit Mitte des 20. Jahrhunderts akzentuiert haben. Die Zunahme internationaler Mobilität hängt mit dem Aufbau der Europäischen Union und deren schrittweisen Erweiterung zusammen. Damit verknüpft ist die Personenfreizügigkeit zwischen den einzelnen Staaten. Die Zunahme von Migration fiel mit einer Periode zusammen, die durch eine Baisse der Fruchtbarkeitsrate gekennzeichnet ist: Seit den 1990er-Jahren tragen die Geburten in den meisten europäischen Ländern nicht mehr zum Bevölkerungswachstum bei. Internationale Wanderungsbewegungen – auch aus aussereuropäischen Ländern – sind daher der wichtigste Faktor für die demographischen Entwicklungen in den westlichen Staaten Europas.

Internationale Migration spielt eine wichtige Rolle, gerade auch bei kleinen Staaten wie der Schweiz. Ohne Migration – so der Autor – wäre unser Land nicht in der Lage gewesen, sich in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht so zu entwickeln, wie sich die Situation heute darstellt: nämlich als Staat, der sich durch Wohlstand und Prosperität auszeichnet. Eine Schweiz ohne Migrantinnen und Migranten wäre nicht nur in demographischer Hinsicht «älter», sie befände sich auch wirtschaftlich und gesellschaftlich gesehen auf einem weit tieferen Niveau.

Philippe Wanner est directeur de l'Institut d'Etudes Démographiques et des Trajectoires de Vie I-Démo à l'Université de Genève. Il publie régulièrement sur des questions démographiques.

Politisieren mit dem «Unbehagen des Volkes».

Rund ein halbes Dutzend Mal konnte das Schweizer Volk – anfangs nur die Männer – Stellung nehmen zu Überfremdungsinitiativen, deren Spektrum von einem radikalen Abbau des Ausländerbestandes bis zu einer Beschränkung der Einbürgerung reicht. Alle diese Initiativen wurden abgelehnt, mal deutlich, mal knapp. Trotz aller Niederlagen haben sie im Verlaufe der letzten 40 Jahre die Ausländerpolitik nachhaltig beeinflusst. Geprägt wurde der Diskurs über die «Überfremdung» weitgehend von zwei Politikern, die in der Schweiz zu den wirkungsmächtigsten seit dem Zweiten Weltkrieg gehören: James Schwarzenbach und Christoph Blocher.

Der Schweizer Bürokratie gebührt die zweifelhafte Ehre, den Begriff «Überfremdung» vor genau hundert Jahren in die Amtssprache eingeführt und damit für eine Popularisierung gesorgt zu haben. Diese geht so weit, dass «Überfremdung» als Lehnwort auch in andern Sprachen verwendet wird. Geschaffen wurde der Begriff vom Zürcher Armensekretär Carl Alfred Schmid, der eine Schrift mit dem Titel «Unsere Fremdenfrage» verfasste, in der er erstmals von «Überfremdung» sprach. Die Broschüre wurde zu einem kleinen Erfolg, gar ins Italienische und Französische übersetzt. Zwischen 1909 und dem Ersten Weltkrieg versuchte Schmid auf die «Fremdenfrage», die «erste vaterländische Frage» überhaupt, wie er meinte, aufmerksam zu machen. Für ihn war in Folge der «Überfremdung» die nationale Existenz der Schweiz nur noch «durch ein Wunder denkbar». Schmid's Engagement trug Früchte, übernahm doch 1914 das Eidgenössische Politische Departement in einem Bericht den Begriff der «Überfremdung».

Staatliche Abwehrmassnahmen, Initiativen als Druckmittel

Die «Überfremdung» beschäftigte also bereits vor dem Ersten Weltkrieg die Gemüter heftig, wobei die vermeintliche Bedro-

hung der Schweizer Art vor allem von deutschen Intellektuellen und Unternehmern ausging, die die Schweiz sprachlich und kulturell zu «überfremden» drohten. Als Folge dieses Diskurses, insbesondere jedoch des Ersten Weltkrieges, der zu einem Aufschäumen der diversen Nationalismen führte, verschärfte die Schweizer Politik die Abwehrmassnahmen gegen Fremde: etwa mit der Schaffung der eidgenössischen Zentralstelle für die Fremdenpolizei, die «unerwünschte Elemente» von der Schweiz fernhalten und der «Verjudung» Einhalt gebieten sollte. Gingen diese Abwehrmassnahmen von Regierung und Verwaltung aus, so änderte sich dies nach dem Zweiten Weltkrieg. Infolge der massiven Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte manifestierte sich ein Unbehagen in weiten Teilen der Bevölkerung. Dieses Unbehagen fand in diversen Volksinitiativen zur Beschränkung der Zahl der Ausländerinnen und Ausländer ihr Ventil. Im Folgenden soll die Geschichte dieser Initiativen skizziert werden.

Es waren die Gewerkschaften, die Mitte der 1950er-Jahre den «zweiten» Überfremdungsdiskurs initiierten und eine zahlenmässige Beschränkung der ausländischen Arbeitskräfte auf damals 355 000 verlangten. Sie befürchteten, dass bei einer Rezession zuerst die Schweizer entlassen und die billigeren ausländischen Arbeitskräfte von den Unternehmen behalten würden. Die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte stieg jedoch trotz Protest der Gewerkschaften immer stärker an.

Fast im Alleingang gründete 1961 der Sulzer-Monteur Fritz Meier die «Nationale Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat» (NA), die später von James Schwarzenbach, dem Sprössling einer Grossindustriellenfamilie, zu einer schlagkräftigen politischen Organisation ausgebaut wurde. Seine Zeit war indes noch nicht gekommen. Als erste griff die linksliberale «Demokratische Partei» des Kantons Zürich das Unbehagen im Volk auf, das 1964 mit dem immigrationsfreundlichen «Italienerabkommen» einen ersten Kulminationspunkt erreicht hatte. Mit ihrer Volksinitiative, die sie später zurückzogen, wollten die Demokraten erreichen, dass der Ausländerbestand jährlich um etwa 5 Prozent, insgesamt um 250 000, reduziert würde. Die ausländische Wohnbevölkerung hätte 10 Prozent nicht übersteigen dürfen. Mit dem Rückzug der Initiative, der

auf Druck des Bundesrates erfolgt war, wollten die Demokraten einen hässlichen Abstimmungskampf vermeiden. Für James Schwarzenbach, der 1967 in den Nationalrat gewählt worden und für den der Rückzug Verrat an der Sache war, hatte damit seine Stunde geschlagen.

Stabilisierungsbestrebungen mittels Quoten

Wenige Wochen nach dem Rückzug hatte er schon eine eigene Initiative ausgearbeitet, die 1969 mit 70 292 Unterschriften eingereicht wurde. Sie wollte die ausländische Wohnbevölkerung auf 10 Prozent stabilisieren, was einen Abbau von rund 300 000 Ausländerinnen und Ausländern zur Folge gehabt hätte. Zu Kronzeugen seiner Forderung machte Schwarzenbach mit grossem Gusto die Gewerkschaften, die er damit zu spalten vermochte. Schwarzenbach, der das Gesicht dieser Initiative war, hatte die Wirtschaft, die Gewerkschaften, die Kirchen und Parteien gegen sich. Es erfolgte ein erbitterter und gehässiger Abstimmungskampf, wie ihn die Schweiz noch nie gesehen hatte. Die Initiative wurde am 7. Juni 1970 mit 54 Prozent bei einer Stimmbeteiligung von 74 Prozent abgelehnt. Ein Grossteil der Arbeiterschaft widersetzte sich der Gewerkschaftsparole und stimmte dafür.

Nach dieser Niederlage kam es zu einem Zerwürfnis innerhalb der Rechten: Die NA wollte sofort eine noch radikalere Initiative lancieren, die einen Abbau der Zahl der Ausländer um über 500 000 innerhalb von drei Jahren zur Folge gehabt hätte. Schwarzenbach ging das zu weit. Er verliess die «Nationale Aktion» und gründete die «Schweizerische Republikanische Bewegung» (SRB), die auf Anhieb bei den eidgenössischen Parlamentswahlen einen grossen Erfolg mit 7 Sitzgewinnen erzielte. Stimmen holten die SRB vor allem in den Agglomerationsgemeinden, wo der Ausländeranteil gering war. Doch bald kam es auch innerhalb der SRB zu einem Zerwürfnis, weshalb Schwarzenbach 1974 die «Schwarzenbach-Republikaner» gründete. Trotz eines Erfolgs bei den Wahlen 1975 war der Niedergang von Schwarzenbachs Bewegung nicht mehr aufzuhalten. Er trat 1978 zurück. Der einst vom ganzen Polit-Establishment stigmatisierte «Ausländerhasser» verliess als geachteter Politiker das Bundeshaus.

Die Initiative der NA wurde 1974 mit einer Zweidrittels-Mehrheit abgelehnt. In Konkurrenz zu dieser radikalen Initiative hatte die SRB eine moderatere lanciert, die eine Beschränkung der ausländischen Wohnbevölkerung auf 12,5 Prozent innerhalb von 10 Jahren verlangte. Pro Jahr hätten rund 30 000 Ausländerinnen und Ausländer die Schweiz verlassen müssen, bis die ausländische Wohnbevölkerung bei 650 000 stabilisiert gewesen wäre. Auch diese vierte Überfremdungsinitiative wurde im März 1977 mit 70 Prozent massiv abgelehnt. Dieser Nein-Anteil war auch deshalb so gross, weil mit der Rezession 1974/75 im Gefolge der Erdölkrise rund eine Viertelmillion Ausländerinnen und Ausländer ihren Arbeitsplatz

verloren hatte und die Schweiz verlassen musste. Die Gewerkschaften verhielten sich bei dieser unfreiwilligen Rückmigration still und unsolidarisch, weil damit Schweizer Arbeitsplätze gerettet wurden.

Fritz Meier, der lange im Schatten Schwarzenbachs gestanden hatte, gilt als Vater einer weiteren radikalen Initiative («Gegen die Überfremdung und Überbevölkerung der Schweiz»), die Ende 1972 zustande kam und die die Zahl der ausländischen Bevölkerung auf 500 000 reduzieren wollte, was etwa eine Halbierung des Ausländerbestandes bedeutet hätte. Die Einbürgerungen sollten auf 4000 pro Jahr beschränkt werden. Auch dieses Volksbegehren erlitt wie alle vorhergehenden Schiffbruch und wurde 1974 mit einer Zweidrittels-Mehrheit abgelehnt. Die massive Ablehnung kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch diese Initiative bei grossen Teilen der Arbeiterschaft auf Sympathie stiess. Und der Schweizerische Gewerkschaftsbund (SGB) zeigte Verständnis für diejenigen Schweizer, die glaubten, im eigenen Land nichts mehr zu sagen zu haben.

Neue Zielgruppen im Visier

Nachdem sämtliche Überfremdungsinitiativen teilweise massiv abgelehnt worden waren, war für James Schwarzenbach das Thema Überfremdung erledigt. Das rechte Lager, schon vorher gespalten, faserte nun noch mehr aus. Die NA mutierte zu den «Schweizer Demokraten», und die 1985 gegründete, anfänglich monothematisch ausgerichtete Autopartei wandte sich dem Thema «Ausländer» zu, allerdings unter anderem Titel. Sündenböcke waren nun nicht mehr wie in den 1960er- und 1970er-Jahren die Italiener, die mit zunehmender Mediterranisierung der Schweiz ein positives Image erhielten, sondern die «Asylanten». So ging etwa die Basler Autopartei 1992 mit dem Slogan «Gegen Missbrauch des Asylanten-Gesetzes durch unser Sozialsystem» in den Wahlkampf. Wenn einem dieser Slogan auch heute noch vertraut tönt, dann deshalb, weil ab den 1980er-Jahren die Schweizerische Volkspartei (SVP) unter Chef-Strategie Christoph Blocher nicht nur die Parteien am rechten Rand aufgesogen, sondern sich auch des Themas «Ausländer» und «Asylanten» bemächtigt hatte. Der Aufstieg dieser Partei, die ihren Wähleranteil unter Blochers Führung fast verdreifachen konnte, fällt stark mit der Usurpation dieses Thema zusammen. Wie stark sich der Mainstream der Schweizer Bevölkerung bei Ausländer- und Asylfragen der SVP angenähert hatte, deren Wählerschaft um die 1990er-Jahre klar nach rechts abdriftete, zeigt das Resultat der Volksinitiative zur Bekämpfung der «illegalen Einwanderung» der SVP. Diese Initiative, die erste in der Parteigeschichte, wurde 1996 mit nur 54 Prozent Nein abgelehnt.

Eine weitere Initiative, die verhindern wollte, dass Asylsuchende, die über ein Drittland in die Schweiz einreisen, was immerhin 95 Prozent sind, und die als völkerrechtswidrig ein-

gestuft wurde, wurde 2002 gerade mal von 50,1 Prozent der Stimmenden abgelehnt. Einen Prestigeerfolg konnte die xenophobe Rechte 1994 feiern, als eine Behördenvorlage zur erleichterten Einbürgerung von jungen Ausländern zwar vom Stimmvolk angenommen wurde, aber am Ständemehr scheiterte. Dass auch die erfolgsverwöhnte SVP auf dem Feld der Ausländerpolitik geschlagen werden kann, zeigte 2008 die Abstimmung über ihre Einbürgerungsinitiative. Ziel der Initiative war es gewesen, den Gemeinden die Möglichkeit zu geben, an der Urne über Einbürgerungsgesuche abstimmen zu lassen. Das hatte das Bundesgericht im Jahr 2003 verboten, weil damit Ablehnungen ohne Begründung erfolgten und die Antragsteller eine Ablehnung nicht vor Gericht anfechten konnten. Die Initiative wurde von fast zwei Dritteln der Stimmberechtigten abgelehnt.

Der SVP gelang es, mit einem aggressiv xenophoben Kurs während eines Vierteljahrhunderts die Ausländerpolitik zu dominieren, indem sie in- und ausserhalb des Parlaments ständig Druck machte. Das zeigt, dass selbst immer wieder gescheiterte Initiativen Änderungen bewirken können. Thematisierung, Problematisierung und Skandalisierung von «Ausländern» und «Asylanten», insbesondere in Zusammenhang mit «Sozialhilfemissbrauch», haben zu einer zunehmend rigiden Zuwanderungs- und Asylpolitik geführt, die von weiten Teilen der Bevölkerung bis in die Linke hinein getragen wird.

Der Fokus der Abwehr gegen «unerwünschte Fremde» hat sich indes verändert. Die Zuwanderer der 1960er-Jahre waren Arbeitsmigranten, die von der Wirtschaft geholt wurden. Schwarzenbachs Kampf richtete sich weniger gegen den einzelnen Italiener, sondern gegen die Wirtschaft als Verursacherin dieses Zustroms. Die heutigen Asylsuchenden sind ebenfalls mehrheitlich Arbeitsmigranten, die allerdings nicht geholt wurden, sondern auf eigene Faust ihre materielle Zukunft verbessern wollen. Doch ihre Arbeitskraft ist meist nicht gefragt, und im Gegensatz zu den Migranten vor einem halben Jahrhundert, die ihren Lebensunterhalt selber bestritten und in die Sozialwerke einzahlten, belasten sie den Sozialstaat. Für eine populistisch-xenophobe Politik, die Sündenböcke braucht, sind sie – um es zynisch auszudrücken – fast ein Idealfall.

Literatur

Buomberger, Thomas, 2004, Kampf gegen unerwünschte Fremde. Von James Schwarzenbach bis Christoph Blocher. Zürich: Orell Füssli.

Kury, Patrick, 2003, Über Fremde reden. Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz 1900-1945. Zürich: Chronos.

Maiolino, Angelo, 2011, Als die Italiener noch Tschinggen waren. Zürich: Rotpunktverlag.

Les initiatives contre l'emprise étrangère

L'immigration massive de travailleurs étrangers, surtout en provenance d'Italie, dans les années 1950 et 1960 engendra un profond malaise chez une grande partie de la population suisse. Ce malaise s'exprima par le biais d'un certain nombre d'initiatives populaires fédérales contre l'emprise étrangère qui, si elles avaient été acceptées lors des votations, auraient eu pour conséquence une diminution radicale du nombre d'étrangers en Suisse. L'initiative Schwarzenbach, lancée en 1970, fut sans aucun doute la plus controversée mais, contrairement aux autres initiatives allant dans le même sens, elle fut rejetée de justesse. Au début, seules de modestes mouvements politiques – telles que l'Action nationale ou les Républicains – lancèrent des initiatives xénophobes. Mais dès les années 1980, l'Union démocratique du centre (UDC) intégra le thème « emprise étrangère » dans son programme politique et absorba ces petits partis politiques. Au moyen d'une politique populiste se fondant sur la peur des étrangers et une réinterprétation du thème (les étrangers indésirables n'étaient plus les travailleurs étrangers, mais les requérants d'asile), l'UDC réussit à tripler le nombre de ses adhérents. Grâce à cette force politique, l'UDC a marqué de son empreinte la politique des étrangers pendant un quart de siècle, ce qui mena à une politique d'immigration et une politique d'asile de plus en plus rigides.

Thomas Buomberger promovierte an der Universität Zürich in Geschichte. Er arbeitete 1984-1997 als Redaktor beim Schweizer Fernsehen. Seit 2001 ist er als freier Journalist und Historiker tätig und beschäftigt sich gegenwärtig mit einem Projekt zum Ersten Weltkrieg.



Abfahrt nach Italien | Départ pour l'Italie | Partenza per l'Italia



Aliona und Oleg unterwegs im Bus | Aliona et Oleg dans le bus | Aliona e Oleg in autobus

Wertvolle Menschen und weniger wertvolle.

Im Westen wird eine offensive Bevölkerungspolitik seit dem Nationalsozialismus diskreditiert. Jede und jeder soll sich so vermehren können, wie sie oder er will. Doch bis vor kurzem hat der Westen im Süden eine antinatalistische Entwicklungshilfe praktiziert. Sie mutet wie eine Verlängerung der Politik an, welche die westlichen Eliten im 19. und 20. Jahrhundert paternalistisch gegenüber ihren Unterschichten betrieben. Und heute etabliert sich in Europa angesichts sinkender Geburtenraten ein neuer, nationalistisch gefärbter Pronatalismus. Auch die Weltgesundheitsorganisation Europa verfolgt mit ihrer Gesundheitspolitik diese Strategie.

Mahnend tickt auf der Ecopop-Website die alarmistisch rot gefärbte «Weltbevölkerungsuhr»: Es werden immer mehr ... Der Menschenzähler entwirft als stetig wachsende Bedrohung, was bei menschenwürdigen Lebensbedingungen überall und meist ein Grund zur Freude sein könnte: die Geburt eines Individuums. Doch Ecopop findet, dass es weltweit zu viele Menschen gebe. Allein durch ihre Anzahl drohten sie, die Erde zu zerstören. Daher hat die Gruppierung, der Politiker aus allen Lagern angehören, die Volksinitiative «Stopp der Überbevölkerung – zur Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen» eingereicht. Das Volksbegehren will die Einwanderung in die Schweiz einschränken, damit die Bevölkerungszahl nicht weiter zunimmt. Zudem soll die Schweiz das Bevölkerungswachstum «in anderen Ländern, namentlich im Rahmen der internationalen Entwicklungszusammenarbeit», stoppen bzw. «die freiwillige Familienplanung» fördern. Ecopop verfolgt damit für den Süden offen eine antinatalistische Strategie.

Bevölkerung im Visier der Politik

Die Menschen vermehren sich – oder auch nicht. Dabei spielen viele Faktoren mit: die Lust, das Geld, die Liebe, die Sitten, der Zufall. Letzteren mögen Regierungen nicht, jedenfalls

autoritäre. Zu gerne wüssten sie genau, wie viele und welche Menschen jetzt und in Zukunft auf ihrem Territorium leben und leben werden, was diese produzieren und konsumieren, was sie denken, glauben und für ihren Unterhalt brauchen. Manchmal wären die Regierungen zu gerne diejenigen Menschen los, die ihren Vorgaben nicht entsprechen. Und manchmal schaffen sie sie sich tatsächlich vom Hals, auch in der Gegenwart; man denke nur an die nicht nur in Osteuropa gepeinigten Roma.

Traditionell versucht die Bevölkerungspolitik, die Quantität und die – meist nicht als solche benannte – Qualität der in ihrem Einzugsgebiet lebenden Menschenmenge zu regulieren, den Bildungsgrad, die Gesundheit, aber auch das Alter, die Herkunft und die Ethnizität. Damit kollidiert sie mit den Menschenrechten, welche die Diskriminierung der Menschen verhindern wollen. Mögen also China und Indien ihren Antinatalismus verfolgen und die Türkei Abtreibungen verbieten: Westliche Demokratien proklamieren keine bevölkerungspolitische Agenda mehr, ob diese nun die Vermehrung oder Verminderung von Menschen anstrebt. Die nationalsozialistische Eugenik im Gedächtnis, überlässt der Westen die Fortpflanzung dem freien Willen der Einzelnen – würde man meinen.

In der Vormoderne kannte Europa weder eine systematische pronatalistische noch antinatalistische Politik, abgesehen von der Verfolgung von Randgruppen, von Bettlern, Zigeunern und Juden. Noch gab es «die Bevölkerung» als statistisch erfasste, zu steuernde Masse nicht. Die Fürsten der frühen Neuzeit waren froh, wenn die Zahl ihrer Untertanen zunahm; mehr Hände verhiesse mehr Schwert- und Lastenträger, die den Wohlstand und die Sicherheit des Staates vergrösserten. Der Rückgang der Menge der Bewohner eines Landes dagegen wurde als Indikator für drohenden Untergang und eine schlechte Regierung angesehen. Um dem entgegenzuwirken, erliessen die Regenten Ausreiseverbote, förderten Eheschliessungen und belasteten Ledige mit hohen Erbschaftssteuern.

Apokalyptische Szenarien

Mit der Entstehung von Nationalstaaten und der Industrialisierung wendete sich das Blatt. Die Industrialisierung brachte

neuen Wohlstand, aber auch massenhaft verarmte Menschen hervor. 1798 publizierte der englische Pfarrer und Ökonom Thomas Malthus seinen «Essay on the Principle of Population», in dem er darlegte, dass die Nahrungsmittelproduktion nicht mit dem exponentiellen Wachstum der Bevölkerung Schritt halten könne. Zur Begrenzung der «Überbevölkerung» forderte er die Erhöhung des Heiratsalters, sexuelle Enthaltsamkeit und die Abschaffung der ohnehin nur rudimentären Armenfürsorge. Andernfalls werde die Welt in Krieg, Hunger und Pest untergehen. Der Malthusianismus verknüpfte die Bevölkerungsfrage mit einem bis heute virulenten apokalyptischen Szenario. Die Vorstellung, die Vermehrung angeblich minderwertiger Menschen im Interesse der Allgemeinheit systematisch zu verhindern, wurde salonfähig.

«Minderwertige» Menschen waren im 19. Jahrhundert die Armen und «Faulen», die «Vaganten» und «Schwachsinnigen». Die Eliten der entstehenden Nationalstaaten fühlten sich von ihnen bedroht: Reduziere man ihre Geburtenziffer nicht, verfallt die Gesellschaft. Behörden und private Wohltätigkeitsorganisationen setzten antinatalistische Massnahmen durch: Die Heirat wurde von einem Mindestvermögen abhängig gemacht, Armengenosige wurden gezwungen, nach Übersee auszuwandern. Im 20. Jahrhundert griffen nicht nur Diktaturen, sondern auch demokratische Staaten wie die Schweiz und Schweden zu eugenischen Mitteln: Sie unterwarfen Zigeuner und ledige Mütter aus den Unterschichten Zwangssterilisationen und versorgten sie in Anstalten. Erst nach und nach dringen diese Geschehnisse ins Bewusstsein der breiten Öffentlichkeit.

Entwicklungspolitischer Antinatalismus

Nach dem Zweiten Weltkrieg richtete der Westen seine antinatalistische Politik nicht mehr auf die eigenen Bevölkerungen, sondern auf die Menschen in den sich emanzipierenden Kolonien. Der entwicklungspolitische Antinatalismus ist ein Produkt des Kalten Kriegs. Die Vereinigten Staaten befürchteten, sie würden ihren Zugriff auf die natürlichen Ressourcen des Südens verlieren und die Kommunisten würden dort an Einfluss gewinnen, sagt die Anthropologin Shalini Randeria

vom Institut des hautes études internationales et du développement in Genf. Zuerst hätten private US-Stiftungen – gemeinsam mit den postkolonialen Regierungen – Programme zur Bevölkerungskontrolle finanziert. Diese teilten die westliche Sicht, dass die hohe Fertilität der Armen die Hauptursache ihrer Armut und daher im nationalen Interesse zu kontrollieren sei. Malthus' Lehre habe sich im 19. Jahrhundert im ganzen britischen Empire verbreitet, vor allem in Indien, sagt Shalini Randeria. Das Axiom, wonach die Nahrungsmittelproduktion nicht mit dem Bevölkerungswachstum mithalten könne, gehöre seither auch zum Common Sense der indischen Mittelschicht.

Der Westen nahm mit seinem aussenpolitischen Antinatalismus eine abrupte Kehrtwende vor: Noch im 19. Jahrhundert hätten die Kolonialmächte eine pronatalistische Politik betrieben, weil die Kolonien eine Quelle billiger Arbeitskräfte gewesen seien, sagt Shalini Randeria. Sie hätten versucht, die Fruchtbarkeit der Bevölkerung zu erhöhen, in Indien zum Beispiel mit der Einführung neuer Heiratsregeln. Stufte also der Westen die Kolonien zuerst als unterbevölkert ein, betrachtete er sie nach dem Zweiten Weltkrieg, nachdem sie ihre Unabhängigkeit erlangt hatten, als überbevölkert.

1968 veröffentlichte der US-Biologe Paul R. Ehrlich den Bestseller «The Population Bomb», im welchem er zahllose Hungerkatastrophen prognostizierte. Die Angst vor der «Bevölkerungsexplosion», die vom Süden und Osten ausgehend die ganze Welt bedrohe, erreichte geradezu hysterische Ausmasse. Der Westen knüpfte seine Entwicklungshilfe an die Bedingung der Geburtenkontrolle; eine hohe Fertilitätsrate galt als gesellschaftlich pathologisch. Millionen von intrauterinen Verhütungsmitteln wurden an Frauen verteilt – im Wissen, dass sie möglicherweise zu Infektionen und Unfruchtbarkeit führten. Nicht nur Frauen gerieten ins antinatalistische Visier: In Indien wurden in den siebziger Jahren Millionen von armen Männern zwangssterilisiert.

Nationalistisch gefärbter Pronatalismus

Heute hat sich der Westen von diesem technokratischen Antinatalismus verabschiedet, der die Wünsche und Bedürfnisse

Autogestion de la natalité

L'initiative populaire Ecopop aborde ouvertement le thème de la politique en matière de population, thème qui ne figurait guère à l'agenda de l'histoire contemporaine de la Suisse. Au début des temps modernes, les autorités veillaient à ne pas freiner l'augmentation de la population. Au cours des 19^e et 20^e siècles cependant, des franges de la population furent l'objet d'une politique antinataliste. L'idéologie eugéniste fut aussi en vogue dans les démocraties. Toutefois, depuis l'avènement du national-socialisme, tant l'antinatalisme offensif que le pronatalisme ont été discrédités. Certains Etats occidentaux ont mené, dans les pays du sud, une politique de développement antinataliste. Par ailleurs, dans nombre d'Etats européens, un nouveau pronatalisme qui favorise la population autochtone voit aujourd'hui le jour. Selon l'Organisation mondiale de la Santé, l'Europe poursuit cette stratégie quand bien même de manière masquée. La politique en matière de population n'est plus vécue comme une contrainte, mais comme une ligne de conduite pour une autogestion de la natalité.

der betroffenen Menschen negierte. Die Entwicklungspolitik setzt nun primär auf den Zugang zu Bildung und die Verhinderung von Armut, damit die Menschen frei entscheiden können, wie viele Kinder sie wollen. Allerdings taucht in Europa angesichts der sinkenden Geburtenraten ein neuer, nationalistisch gefärbter Pronatalismus auf, der sich auf Einheimische konzentriert. So versuchen Deutschland und Italien, gut ausgebildete und gut verdienende Staatsbürger mit finanziellen Anreizen zu vermehrter Fortpflanzung zu bewegen.

Auch die europäische Sektion der Weltgesundheitsorganisation favorisiert eine pronatalistische Politik – freilich nicht offen, da sich die Weltgesundheitsorganisation 1994 offiziell von der Bevölkerungspolitik verabschiedet hat. Die Soziologin Franziska Schutzbach von der Universität Basel kommt in ihrer Untersuchung europäischer WHO-Gesundheitsprogramme zum Schluss, dass diese europäischen Frauen ermunterten, früher Kinder zu bekommen, weil das für sie gesund sei. Argumentiert werde mit Gesundheit und Frauenrechten, gemeint sei aber Geburtensteuerung. Immigranten würden dagegen als gesundheitspolitische Risikogruppe bezeichnet, der man Zugang zu Verhütungsmitteln verschaffen müsse. An dieser Programmatik orientierten sich viele Nichtregierungsorganisationen und staatliche Gesundheitsbehörden, so Franziska Schutzbach.

Diese Programmatik stützt sich auf eine schiefe Selbstverständlichkeit: Im Süden lebten zu viele Menschen, im Norden nicht. So gelten die Niederlande, eines der am dichtesten besiedelten Länder der Welt, das auf Nahrungsmittelimporte angewiesen ist, nicht als überbevölkert. Demgegenüber werden dünn besiedelte afrikanische Länder ebenso als überbevölkert angesehen wie Indien, das seine Bevölkerung selbst ernähren kann. Noch schiefer wird dieses Bild, wenn eine ökologische Bilanz gezogen wird. Der Westen verbraucht viel mehr Ressourcen als der Rest der Weltbevölkerung. Wenn man davon ausgeht, dass das ökologische Gleichgewicht der Erde bedroht ist, so geht diese Bedrohung vom Lebensstil aus, den sich die Bewohner des Nordens gönnen, und nicht von der Fortpflanzung der Menschen des Südens.

Die Bevölkerungspolitik ist also daran, ihr Gesicht einmal mehr zu verändern. Sie tritt nicht mehr direkt als Zwang auf, mehr oder weniger Nachkommen zu produzieren, sondern als Anleitung zur optimalen reproduktiven Selbstführung. Doch noch immer gilt wie zu Malthus' Zeiten: Nicht alle Menschen sind gleich viel wert. Manche sollten sich aufgrund dieser Logik besser nicht fortpflanzen, im Interesse der Allgemeinheit und natürlich auch in ihrem eigenen und dem ihrer ungezeugten Kinder.

Urs Hafner, promovierter Historiker und Journalist, ist Wissenschaftsredaktor beim Schweizerischen Nationalfonds und freier Mitarbeiter der NZZ. Letzte Buchpublikation: Heimkinder. Eine Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt, Baden 2011.



Catalina mit Grossmutter Iwanowa | Catalina avec sa grand-mère Iwanowa | Catalina con la nonna Iwanowa

La démographie des migrations aux prises avec le débat public.

Le lien science-société est particulièrement tendu dans l'analyse statistique ou démographique des migrations internationales, où l'expert rencontre des résistances croissantes. Souvent soupçonné de vouloir minimiser l'ampleur du phénomène migratoire, il peut être accusé aussi de le majorer s'il souligne l'ampleur irréversible de la migration de peuplement sur deux ou trois générations. Fort de ses expériences de vulgarisation dans le cas des migrations vers la France et d'un séjour d'un an aux Pays-Bas, l'ancien directeur de l'Institut national d'études démographiques (Ined) revient sur plusieurs volets du débat migratoire, qu'il analyse notamment à la lumière des théories de l'argumentation.

Lors des dix années passées à Paris à la tête de l'Institut national d'études démographiques (Ined), j'ai eu l'occasion de publier sur les questions de migration plusieurs essais visant un large public. Des conférences et des débats ont accompagné ces publications, ainsi qu'un séjour d'un an aux Pays-Bas en 2011, consacré à l'étude comparée des débats sur l'immigration en Europe.

Débats aux chiffres sélectionnés

D'un pays à l'autre, le contexte institutionnel modifie la forme du débat. La Suisse offre un cas singulier, avec ses initiatives populaires fédérales, qui offrent un exutoire à la critique politique et sociale, toujours tendue entre le penchant humanitaire et la tentation xénophobe. C'est un cas de figure qui devrait intéresser davantage les autres pays européens. En Grande-Bretagne, le débat public sur l'immigration est souvent vif et cru, mais la critique des données statistiques officielles est surtout portée par des ONG qui opposent leur contre-expertise à celle de l'Etat. Migration Watch UK décortique ainsi les publications de l'Office national de la statistique en s'appuyant parfois sur des universitaires en vue. Aux Pays-Bas, le Bureau

central de statistique et le SCP (Sociaal en Cultureel Planbureau) multiplient les études sur les immigrés et leurs descendants sans subir de contestation organisée. Le leader du parti populiste, Geert Wilders, juge plus simple de prendre pour cible la migration islamique en commandant ses propres sondages, relayés par le tabloïd national, « De Telegraaf ».

En France, les statistiques de l'Insee (Institut national de la statistique et des études économiques) et de l'Ined sont directement prises à partie par le Front national. Il y dénonce un « mensonge d'Etat organisé », auquel le démographe apporte une contribution tantôt passive (c'est un incompetent qui préfère « fermer les yeux » devant le péril migratoire), tantôt active (il trempe directement dans le complot « immigrationniste »). Cette oscillation se retrouve dans les blogs les plus offensifs sur la question, dont celui, très populaire, d'Ivan Rioufol, éditorialiste au « Figaro ». Les menaces de mort anonymes qu'il m'est arrivé de recevoir à deux reprises en tant que directeur de l'Ined étaient accompagnées, pour toute justification, d'une copie de son dernier éditorial sur l'immigration.

Autre exemple révélateur, la vindicte d'un journaliste très médiatique, Eric Zemmour, déclarant sur RTL (21 juin 2010) : « Notre dynamisme démographique est d'origine immigrée. Je réponds là à ceux que j'appelle les Lyssenko de l'Ined, qui trafiquent tellement les chiffres qu'ils finissent par nous dire que l'apport de l'immigration, c'est 0,1% ... ça fait rire toute la France. » Ce brevet de science stalinienne était décerné au numéro de « Population et sociétés » co-signé en 2007 avec Gilles Pison. Nous tentions d'y expliquer que les mères étrangères contribuaient aux naissances pour un sixième, ce qui est une proportion importante, mais qu'elles relevaient seulement le taux de fécondité de la France de 0,1 enfant par femme : sans elles, le taux aurait avoisiné 1,8 au lieu de 1,9. La « surfécondité » des étrangères est bien réelle (1,5 enfant de plus en moyenne), mais ce surcroît pèse peu dans le total national parce qu'elles formaient seulement 10 % de la population des mères. Conclusion confortée par une étude de Tomas Sobotka élargie à toute l'Europe. C'est évidemment une gageure de vouloir expliquer au profane que les étrangères peuvent apporter à la fois une forte contribution à la natalité et une faible

contribution au taux de fécondité ! De ces deux propositions, la presse ne retint que la seconde. Mais notre journaliste fit mieux : il convertit la différence finale de 0,1 enfant en un écart de 0,1 %, tant il était évident à ses yeux que les démographes étaient prêts à tout pour minimiser l'ampleur du phénomène migratoire ...

On mesure sur cet exemple l'effet contraire que peut produire une tentative d'explication pédagogique quand l'auditoire est convaincu d'avance que son sens commun prévaut sur toute expertise. En cherchant à montrer que la réalité chiffrée est plus complexe que les intuitions premières, le chercheur n'apaise pas le débat, il l'attise. De ce point de vue, les Grecs du IV^e siècle avant notre ère avaient une vision plus réaliste des ingrédients propres à emporter l'adhésion : Aristote distinguait dans « La Rhétorique » le *logos* (la qualité du raisonnement), l'*ethos* (le respect qu'impose l'auteur du discours par son autorité) et le *pathos* (la capacité à émouvoir). À ses yeux, le raisonnement le plus impeccable ne pouvait convaincre sans un appoint d'*ethos* et de *pathos*, qu'il convenait de varier en fonction du public visé. Chaïm Perelman a fait de ce dosage un leitmotiv de son grand « Traité de l'argumentation » (1958), développé par des auteurs comme Michel Meyer, Marc Angenot ou Ruth Amossy. Mon expérience de vulgarisateur m'amène à penser que l'immigration est le domaine de la démographie où s'impose le plus fortement la nécessité de bien penser le dosage entre démonstration, autorité et séduction. Certes, en matière de statistique et de science, la primauté doit rester au *logos* et nous devons postuler chez l'auditoire un désir minimal d'apprendre : on aura beau faire, on ne séduira jamais un lecteur qui sait tout et ne veut rien savoir. Comme disait Rousseau dans le « Contrat social » : « Je ne sais pas l'art d'être clair pour qui ne veut pas être attentif ». Reste que, sans l'appui de l'*ethos* et du *pathos*, les vérités du *logos* demeurent inaudibles, tant elles heurtent parfois le sens commun. Aucune science ne peut se passer de rhétorique, au sens positif du terme.

Minoration des flux, majoration des stocks ?

Une difficulté majeure quand on veut expliquer la dynamique démographique de la France est la contradiction apparente entre la modestie des flux annuels et l'ampleur du « stock de migrants » accumulé au fil des décennies. Le démographe-Janus en fait toujours trop ou trop peu. Il est vite soupçonné de vouloir minimiser l'immigration quand il rappelle qu'un solde migratoire annuel inférieur à 100 000 personnes reste modeste, comparé au solde des années 1950-1974, et très éloigné des records atteints dans les années 1990 par l'Allemagne ou dans les années 2000 par l'Espagne. Mais, curieusement, quand il révèle que les migrants et les personnes nées en France d'au moins un migrant réunissent 22 % de la population du pays, il s'expose au soupçon inverse, celui de grossir l'immigration de peuplement comme pour mieux en affirmer le caractère irréversible. Ce chiffre est issu de deux opérations conjointes de

l'Insee et l'Ined, l'enquête Famille associée au recensement de 1999 et l'enquête Trajectoire et origines de 2008-2009. Du coup, comment expliquer que les démographes des mêmes équipes puissent minorer les flux annuels et majorer le stock de population résidente ?

Soucieux de réduire cet écart conceptuel, j'ai proposé dans « Le Temps des immigrés » de condenser la dynamique migratoire de la France dans une formule forte : « *non pas une intrusion massive mais une infusion durable* ». En effet, une migration nette qui assure chaque année entre un tiers et un cinquième de la croissance de la population représente peu de chose. Dans la plupart des pays voisins, elle constitue au contraire le premier, si ce n'est l'unique facteur de croissance démographique, tant est faible (voire négatif) l'excédent des naissances sur les décès. Mais si cet appoint des migrants à la croissance de la population persiste des décennies durant, comme c'est le cas en France, il finit par modifier en profondeur les origines de la population. Nul besoin pour cela de vivre des épisodes d'immigration massive, comme la « bulle migratoire » de l'Espagne dans les années 2000.

Les limites du volontarisme : de la logique du marché à la logique des droits

Faute de registres de population décomptant les sorties au même titre que les entrées, le débat politique se polarise en France sur le nombre d'entrées légales de migrants non européens, connu par le fichier des premiers titres de séjour. Proche de 200 000 par an, ce chiffre eut les honneurs de la campagne présidentielle de 2012. Il était resté remarquablement stable dans les années où Nicolas Sarkozy fut ministre de l'intérieur (2005-2007) puis président de la République (2007-2012). Après une baisse technique due aux nouvelles procédures mises en place par la loi de juillet 2006, il retrouva son niveau antérieur.

En fin de campagne, le candidat sortant s'avisait que 200 000 entrées par an était un chiffre excessif. Il se fit fort de le diviser par deux au cours de son second quinquennat s'il était élu. La présidente du Front national, Marine Le Pen, renchérit en promettant une division par dix, puis par vingt (pas plus de 10 000 entrées par an ...). Quant au candidat socialiste, peu disert sur le sujet, il évoqua simplement la nécessité de réduire l'immigration de travail. François Hollande ne semblait pas mesurer, ce faisant, que les 15 000 travailleurs non saisonniers admis chaque année en France représentaient à peine 10 % du total des entrées et que les réduire de quelques milliers n'aurait aucun effet sur la masse des trois millions de chômeurs.

Aucun des candidats n'osa expliquer aux électeurs qu'il y avait une raison de fond à la stabilité des flux migratoires depuis sept ans et, plus encore à la stabilité de leurs motifs : les migrants ne viennent pas s'installer en France pour réparer notre pyra-

mide des âges vieillissante ou combler les trous de notre population active. Ils migrent pour une vie meilleure et parce qu'ils en ont le droit : le droit d'épouser qui l'on veut, le droit de vivre en famille, le droit d'asile (accordé à 17 % des demandeurs), sans compter l'incitation à la circulation internationale des étudiants. Le vrai ressort de l'immigration est d'ordre juridique. Le volontarisme politique se heurte ici au dilemme posé par les conventions européennes ou internationales en matière de droits de l'Homme. Si la France les résilie, elle se met au ban des nations (les avocats et les ONG jouant sur ce point un rôle décisif). Si elle les respecte, elle peut tout au plus durcir les conditions d'exercice des droits à coups de lois et de décrets, sans pouvoir inverser les flux.

Quid alors du ressort économique ? La crise financière qui secoue le monde depuis 2008 confirme l'opposition de deux modèles. C'est seulement dans les pays d'immigration récente comptant peu de secondes générations, comme l'Espagne et l'Italie (mais aussi la Grande-Bretagne à l'égard des Polonais), que l'on voit les flux d'entrée épouser encore la conjoncture économique et l'état du marché du travail : la crise intensifie alors les départs. En revanche, dans les pays d'immigration ancienne, comme la France, l'Allemagne ou les Pays-Bas, marqués par des filières auto-entretenuës et l'essor de la seconde génération, les migrations obéissent davantage à la logique des droits qu'à celle du marché : la crise entraîne peu de départs. Dans ce dernier cas, le taux de chômage des immigrés et de leurs proches est deux à trois fois plus élevé que celui des natifs.

L'immigration, seul facteur de croissance de la population depuis la guerre ?

La prise de conscience du caractère irréversible de la « migration de peuplement » conduit certains à instruire le procès des dirigeants qui auraient « laissé filer » l'immigration dans le passé. Ce thème est récurrent aux Pays-Bas, où l'accusé central est la linkse kerk, « l'Église de gauche » (on dirait en français la « bien-pensance de gauche »), expression forgée par le populiste Pim Fortuyn en 1997, bien que le contrôle drastique des flux migratoires ait été initié par les Travailleurs dès les années 1980. En France, le même procès revêt la forme d'un syllogisme démographique, qu'on retrouve dans la blogosphère proche du Front national : la France, qui comptait 40 millions d'habitants en 1946, en compte désormais plus de 60 ; or, le taux de fécondité est resté généralement sous le seuil de remplacement. Il n'y a donc qu'une origine possible pour les 20 millions d'habitants supplémentaires du pays : l'immigration, et une seule cause : le laxisme des gouvernements.

Or l'étude des facteurs de croissance de la population française depuis 1945 donne un tout autre résultat. Elle consiste à réaliser rétrospectivement des projections démographiques « contrefactuelles », c'est-à-dire simulant ce qu'eût été l'évo-

lution de la population en l'absence de chacun des facteurs de croissance. Plusieurs auteurs ont effectué ce travail. Je partirai d'une simulation effectuée sur la période 1946-2004 (Aubry et al. 2005).

Tout d'abord, si la France n'avait connu depuis 1946 *ni migrations, ni baby-boom, ni allongement de la vie*, elle aurait eu en 2004 *moins* d'habitants qu'en 1946 : 34 millions au lieu de 40. Ce recul était inscrit dans la structure par âges initiale : la France détenait alors le record mondial de la proportion de personnes âgées qui revient aujourd'hui au Japon. Or l'évolution observée entre 1946 et 2004 n'est pas une chute de 6 millions d'habitants mais une hausse de 20 millions, soit un gain absolu de 26 millions (plus précisément : 26 250 000). D'où vient ce gain ?

- 37 % sont dus à l'immigration (soit 9 588 000 habitants de plus) ;
- 35 % au baby-boom (9 303 000) ;
- 28 % au recul de la mortalité (7 359 000).

La population ayant continué de croître depuis 2004, on peut actualiser le bilan grâce à une étude de l'Insee sur les dernières décennies (Beaumel, Breuil-Genier 2011). Les contributions des trois facteurs finissent par s'égaliser. L'immigration compte donc pour un tiers dans la croissance de la population française depuis 1946 (y compris les rapatriés d'Algérie). Sans les immigrés, la France compterait aujourd'hui 10 millions d'habitants de moins. Un appoint d'un tiers, c'est beaucoup, mais on est loin des 100 % annoncés par la blogosphère d'extrême droite.

Problème de surnombre ou problème de répartition ?

Ce qui frappe dans le phantasme de l'immigration comme unique facteur de la croissance démographique, c'est la sous-estimation des effets du baby-boom, qui a accru durablement le nombre de femmes en âge d'avoir des enfants, et c'est surtout l'oubli du fait que des vies plus longues font plus de vies : un nouvel étage s'est ajouté à la pyramide des âges.

Dans « Le Temps des immigrés », je rappelais que, depuis la Seconde Guerre mondiale, la France a passé son temps à accueillir des surcroûts de population imprévus : les baby-boomers, les rapatriés d'Algérie (un million de personnes en 1962), les immigrés et leur descendance, les personnes âgées préservées par la forte montée de l'espérance de vie. La question des « capacités d'accueil » se pose dans les mêmes termes pour toutes ces catégories. L'idée qu'elle devrait se poser uniquement pour les « autres » (les prolétaires prolifiques, le tiers monde, les immigrés) a de longs antécédents. Elle ressurgit de nos jours dans certains discours écologiques sous la forme d'un syllogisme : le territoire de mon pays est en surcharge ; or les migrants sont des personnes supplémentaires ; il faut donc leur interdire l'entrée du territoire.

C'est mélanger les genres et c'est oublier un principe de base : la pression démographique ne s'exerce jamais mécaniquement sur un territoire ; elle est médiatisée par le mode de vie, lequel est très inégal, allant de la sous-consommation à la surconsommation. Faire du surnombre des hommes l'unique menace pour la survie de la planète, c'est s'exonérer du devoir de modifier les modes de vie. Voir dans les seuls migrants la population « de trop » qu'il faut écarter du bien commun, c'est écrire une nouvelle version de l'apologue de Malthus sur le « grand banquet de la Nature » qui n'aurait pas assez de « couverts » pour tous. Qu'il faille réguler la croissance démographique, c'est certain, mais la répartition des efforts à faire dans la refonte des modes de vie est une question sociale à débattre entre toutes les composantes de la population. Le démographe ne détient pas l'équation qu'il suffirait d'appliquer mécaniquement pour résoudre le problème. Dans ce débat comme dans tous ceux évoqués précédemment, il lui revient d'apporter les éléments d'information nécessaires et de le faire avec toute sa science et toute sa rhétorique, sans jamais prétendre trancher le débat.

Bibliographie

- Aubry, Bernard; Christophe Bergouignan; Nicolas Cauchi-Duval; Alain Parant** 2005, L'évolution de la population de la France depuis 1946 : tendances et perspectives, dans : La population de la France, évolutions démographiques depuis 1946, CUDEP, 49-76.
- Beaume, Catherine; Pascale Breuil-Genier**, 2011, De 55 à 65 millions d'habitants : pourquoi la population a-t-elle augmenté plus vite en France que dans les pays voisins ? Institut national de la statistique et de l'économie.
- Héran, François**, 2004, Cinq idées reçues sur l'immigration. Paris : Population et sociétés.
- Héran, François; Gilles Pison**, 2007, Contribution des immigrés au taux de fécondité. Paris : Population et sociétés.
- Héran, François**, 2007, Le Temps des immigrés : Essai sur le destin de la population française. Paris : Seuil.
- Héran, François**, 2012, Parlons immigration en trente questions. Paris : La Documentation française.

Politik mit Zahlen zur Migration

In öffentlichen Debatten über Zuwanderung wird zwangsläufig statistisches Zahlenmaterial verwendet, um die eigene Argumentation wissenschaftlich zu untermauern. Der ehemalige Direktor des Institut national d'études démographiques (Ined), François Héran, analysiert, wie in verschiedenen europäischen Ländern mit Ergebnissen aus statistischen Auswertungen umgegangen wird. Insbesondere rechtspopulistische Kreise sind geneigt, selektiv Zahlen herauszugreifen, um mit diesen eine Antiimmigrationspolitik zu begründen. Behörden, die mit der Aufbereitung statistischer Grundlagen betraut sind, sind ausserdem oft Zielscheibe von Kritik. In Frankreich etwa bezichtigt der Front National die nationalen statistischen Institute der « staatlich organisierten Lüge », indem mit den publizierten Daten die durch die Einwanderung hervorgerufenen « Gefahren » heruntergespielt würden. Tatsache jedoch ist, dass das Wachstum der Bevölkerung in Frankreich nur zu einem Drittel auf Einwanderung (inklusive von Personen, die zwecks Heirat mit einer Französin oder einem Franzosen einreisen) zurückzuführen ist. Die andern beiden Drittel sind auf das Konto des Babybooms und den Rückgang der Mortalität bzw. die demographische Alterung zu veranschlagen.

François Héran warnt abschliessend vor einer mechanistischen Betrachtungsweise, indem durch Eindämmung der Einwanderung Wachstumsprobleme gelöst werden könnten. Vielmehr ginge es darum, Lebensstile und Konsumverhalten zu überdenken.

François Héran a été chef de la division des enquêtes et études démographiques de l'Insee (1993-1998), directeur de l'Ined (1999-2009) et président de l'Association européenne pour les études de population (2008-2012). Il est auteur de nombreux ouvrages sur la démographie.

Le chameau dans la neige.

Janvier 1957. Cette date restera à tout jamais le moment où ma vie bascula, pour le meilleur et pour le pire...

Depuis quelque temps déjà, mon père était parti en Suisse pour préparer l'installation de sa petite famille, répétant ainsi le même scénario que son père, lorsqu'il avait quitté l'Italie pour l'Algérie, vingt-quatre ans plus tôt. Une opportunité lui avait été offerte d'effectuer ses études d'architecture en Suisse et il avait saisi sa chance. Ma mère, mon frère et moi allions donc le rejoindre pour un séjour qui ne devait durer que le temps de ses études, mais qui allait s'avérer définitif.

À l'époque, nous vivions à Oran, en Algérie. Pour toute ma famille, comme pour tous les Pieds-Noirs d'ailleurs, ce pays était un véritable paradis, synonyme de bonheur et de joie de vivre: le soleil, la mer, la famille, la chaleur humaine, la cuisine si particulière... Pour eux, tout était parfait. Ceci ne signifiait pas que nous faisons partie des nantis, des grands propriétaires terriens. Du côté paternel et maternel, ma famille se composait d'ouvriers du bâtiment, de secrétaires, de couturières. Leur vie était « simple mais heureuse ». C'est en tous cas ainsi qu'ils en parlaient tous bien des années plus tard. Et par moments, à les entendre évoquer ce « là-bas », on aurait pu croire que c'était réellement le Paradis. Ils n'exprimaient rien de négatif, aucun problème, aucun conflit: le rêve!

Mes parents, mon frère et moi habitions dans un lotissement de petites maisons toutes simples, construites pour les employés de l'entreprise où mon père travaillait, de même que le reste de sa famille... Tout le monde s'entraidait, les femmes plus que les hommes d'ailleurs, tout le monde se surveillait, et tout allait pour le mieux dans le meilleur des mondes. C'est du moins ce qu'on a bien voulu nous faire croire, à nous les enfants, qui n'avons pas eu le temps de grandir dans cette ambiance peu banale. Personnellement, je suppose que tout ne devait pas être aussi idyllique. Tout comme le pays, la vie de famille a été peu à peu idéalisée, édulcorée, les aspects négatifs gommés, niés. La famille de ma mère avait quitté le sud de l'Espagne, deux générations auparavant. Mon arrière-grand-mère, institutrice cultivée issue d'une famille bourgeoise, veuve très jeune, avait épousé en secondes noces un mineur. Ce mariage d'amour, mal supporté par sa famille, et le manque de travail, ne leur laissèrent guère d'autre choix que d'émigrer en Algérie, quelques années plus tard. Mon arrière-grand-mère fut d'ailleurs déshé-

ritée, grâce aux manigances d'un cousin peu scrupuleux.

De son côté, la famille de mon père, originaire de la région de Venise, avait émigré après le crash boursier de 1929, mon grand-père ayant trouvé du travail dans le sud d'Alger, où l'on construisait une voie de chemin de fer. Ma grand-mère ne supporta pas de vivre dans cet endroit isolé, désertique et dénué de tout. Elle fit apparemment une grave dépression et mit du temps à s'en remettre.

Avec ces origines de coloration multiculturelle, tout ce petit monde allait se retrouver avec des papiers français, après avoir été naturalisé, alors qu'il n'avait aucun lien avec la France, ni même avec son territoire... En plus, il en maîtrisait tout juste la langue.

Ma grand-mère paternelle a toujours parlé un langage très personnel, mélange d'italien et de français, que j'avais parfois du mal à comprendre. Par moments, cela devenait même cocasse!

Du côté de ma mère, tout le monde parlait espagnol à la maison. Elle-même a d'ailleurs continué à le parler avec une de ses sœurs, en particulier devant nous, les enfants, quand elles voulaient se dire des choses que nos oreilles indiscretes ne devaient pas entendre.

Se retrouver en Suisse fut un grand choc pour ma mère. Elle ne l'avait ni choisi, ni souhaité. Tout était si différent: la température, le paysage, l'absence de famille, d'amis, la culture... Le ciel bleu, le soleil, la chaleur humaine, les parfums capiteux et enivrants, les couleurs, sa famille lui manquaient.

La mélancolie des « Pieds-Noirs », leur nostalgie de « là-bas » ne sont pas des mythes: je les ai vécues personnellement.

Je pense qu'au début ma mère s'est relativement bien adaptée. Sur les photos de cette époque, elle sourit encore. Mais, lorsqu'en 1960, nous sommes retournés à Oran pour les vacances, son sourire a totalement disparu. Je crois qu'elle avait compris qu'elle n'y reviendrait plus avant longtemps. Lorsque la guerre d'Algérie empêcha définitivement ma famille d'y retourner, ce fut une catastrophe, et je pense que ma mère a fait à ce moment-là une dépression, qui s'est ensuite transformée en accès de mélancolie récurrents, dont j'ai souffert des conséquences durant toute mon enfance, mon adolescence, et même plus tard. Dans ces moments-là, elle était seule dans son monde passé peuplé de fantômes, auquel personne n'avait accès, à part elle.

Le traumatisme de la perte du Paradis a provoqué toute une série d'autres blessures en cascade (qu'on appellerait aujourd'hui des dégâts collatéraux). En Algérie, ma mère était très entourée, soutenue. Ici, elle se retrouvait si seule, si fragile... Notre vie aurait-elle été différente si nous étions restés en Algérie, entourés de toute notre famille, au soleil ? La guerre a-t-elle à ce point changé nos destins, et de quelle manière ? Ma mère aurait-elle été plus aimante, plus heureuse ? Autant de questions qui resteront sans réponses. Il est fort probable que ce traumatisme n'ait fait que révéler une fragilité intérieure latente, précipitant ainsi la manifestation de symptômes qui se seraient déclarés tôt ou tard, quel que soit l'environnement.

J'ai donc grandi en Suisse et je me sentais, de ce fait, en partie Suissesse. Pourtant, rien n'était simple quant à mon identité. À l'école, je restais une étrangère : on m'appelait « la Française ». Je parlais pourtant la même langue, mais, bien sûr, je n'avais pas la même culture, ne mangeais pas la même cuisine (par exemple, mes copines d'alors trouvaient bizarre que je mange du poulpe ou des brochettes d'abats), et mes références étaient différentes. Bien souvent, je me suis sentie tenue à l'écart. Mes parents ne participaient pas aux fêtes du village et avaient peu d'amis. Ce qui parfois m'empêchait de comprendre en profondeur les coutumes des gens que je côtoyais. J'avais souvent l'impression que tout un pan de mon environnement m'échappait.

Je ne me considérais cependant pas comme Française, n'ayant jamais vécu dans ce pays, et ne connaissant pas vraiment sa culture. Lorsque nous allions en vacances dans ma famille émigrée à Marseille ou à Toulouse, nous restions entre Pieds-Noirs. Il n'était pas question de se mélanger avec les « patos » (les Français de la métropole).

Il m'était également difficile de m'identifier à la branche maternelle espagnole. Du reste elle-même, bien que parlant parfaitement cette langue, a toujours renié ses origines, comme si elle en avait honte, et prétendait venir de la région de Toulouse. Chaque fois que je l'interrogeais à ce sujet, lui démontrant ses incohérences et essayant de comprendre ce qui la motivait, je la mettais en colère, et elle me ramenait à ses prétendues origines toulousaines. Ce n'est que récemment, grâce à une de mes tantes maternelles émigrée au Canada, que j'ai enfin eu accès à l'histoire de ma famille maternelle. Le comportement

de ma mère ne m'est pas devenu plus compréhensible pour autant.

En ce qui concerne mes origines italiennes, même si la langue me faisait vibrer tout autant que l'espagnol, je n'arrivais pas non plus à me raccrocher à cette identité. Je n'ai vu qu'une seule et unique fois les membres de la famille qui vivent toujours dans la région de Venise. La langue italienne ne pouvait pas m'être transmise par mon père qui, bien qu'il l'ait parlée jusqu'à l'âge de cinq ans, l'avait en grande partie oubliée. De toute façon, mon père était si absorbé par son travail, si absent, qu'il lui aurait été très difficile de nous transmettre quoi que ce soit.

Là aussi, l'attitude générale des membres de ma famille paternelle reste un grand mystère pour moi. Ils n'ont jamais renié leurs origines italiennes, mais elles étaient désormais reléguées au second plan. Seule comptait la France, qui les avait si bien intégrés en Algérie ! Mais avaient-ils ensuite oublié comment cette même France les avait accueillis lors de leur retour sur le continent ?

À la maison, ma mère me serinait avec insistance le fait que j'étais Française, que c'était en France, notre seul pays d'origine, que nous devions tous aller vivre, malgré le fait que les Pieds-Noirs y avaient effectivement été très mal reçus lors de leur rapatriement.

Il était donc logique pour moi de partir y faire mes études après mon bac. Je me suis vite retrouvée face à une nouvelle désillusion : non seulement je n'avais aucun lien avec les Français, à part la langue, mais en plus j'étais considérée comme une étrangère : la Suissesse, à cause de mon accent neuchâtelois. Après deux ans d'inadaptation, je suis revenue en Suisse, où je me sentais tout de même plus chez moi.

Après ce retour, durant plusieurs années, je ne savais plus vraiment qui j'étais, même si j'étais devenue officiellement Suissesse par mariage. D'ailleurs, ma belle-famille ne m'a jamais vraiment acceptée. Pour eux, j'étais trop différente, ma famille était beaucoup trop bruyante, parlait trop fort, riait trop et trop fort, épiçait trop ses plats... Tant de trop qui faisaient que nous détonnions dans le paysage suisse !

Si ce passeport à croix blanche très convoité était censé régler bien des problèmes, il n'en fut rien pour ma part, au contraire. Il m'a fallu des années pour qu'émerge enfin ma véritable iden-

tité. Probablement qu'un long travail personnel et le fait d'élever trois enfants, avec tout ce que cela comporte sur le plan de l'éducation, des remises en question, de la transmission de ma culture et de mes valeurs, m'ont aidée à éclairer les différentes facettes dont je suis constituée.

Aujourd'hui, à cinquante ans, je peux enfin dire que j'ai trouvé une certaine confiance en moi, ainsi qu'une forme de tranquillité par rapport à mon identité retrouvée. En fait, je ne l'avais jamais vraiment perdue, mais je l'acceptais difficilement. Je peux pleinement assumer mon identité de Pied-Noir et d'apatride. Je peux laisser remonter mes envies de couleurs, de parfums, d'épices. J'ai envie d'ouvrir mes livres de cuisine et de concocter les plats qui ont bercé mon enfance : cette cuisine si colorée, si typée, si riche que j'ai failli perdre ! Je retrouve la fierté d'être Pied-Noir, avec son aspect de personnalité novateur, fonceur, entrepreneur, de pionnier, que je ne vis plus comme un handicap, ou une tare qu'il faut cacher, mais comme une richesse inestimable, que je compte bien transmettre.

En fait, pour moi, retrouver mon identité, c'est renouer avec la vie et une vaste créativité dans des domaines aussi variés que le chant, la danse, la peinture sur soie, le contact avec les animaux et la nature, et bien sûr, dans mon travail de thérapeute et de psychologue. Car je ne retrouve pas seulement mon identité par rapport à mes origines, mais aussi mon identité personnelle, en profondeur : celle qui me montre qui je suis vraiment.

Malgré toutes les difficultés rencontrées, ce voyage au centre de moi-même, de ma culture et de mes origines, aura été une expérience unique, extraordinaire, dont je ne renie aucune étape. Ceci fait toute ma richesse et ma particularité.

Freud, entre autres, a très justement dit à ce sujet que la solution était d'additionner les cultures, et non de les exclure. Et je crois que c'est ce que je suis enfin parvenue à réaliser : les couleurs, les saveurs, les senteurs de la Méditerranée, qui démultiplient toutes les possibilités de création et d'innovation, dans une foule de domaines, alliées au côté plus calme et plus mental des pays du Nord (la Suisse étant pour nous un pays du Nord !). Finalement, c'est tout cela, le Chameau dans la neige. Bien plus qu'une richesse ! Une richesse qui me permet, dans mon travail et dans ma vie, d'avoir une certaine compréhension d'une multitude de problèmes, liés ou non à l'émigration, aux

cultures différentes, aux points de vue parfois opposés ; une ouverture incroyable à l'autre, et une tolérance certaine, autant que possible.

Finalement, cette multiculturalité, qui m'était apparue si limitative durant mon adolescence, s'est révélée être un outil d'ouverture insoupçonné !

« Le chameau dans la neige et autres récits de migrations »,
Catherine Raetz-Biancolin, pp. 137-142, 2007, Editions d'en bas,
Lausanne.

Catherine Raetz-Biancolin est née en Algérie, d'une mère espagnole et d'un père italien. Elle réside en Suisse depuis sa plus tendre enfance et est devenue Suissesse par mariage. Elle est à la fois psychologue, thérapeute en approches complémentaires, et enseignante. Le texte a été primé dans le cadre du Concours d'écriture interculturel « Encrages », édité sur mandat du Pour-cent culturel Migros et publié avec la collaboration de l'Académie Suisse pour le Développement.



Lilia, Georgju + Nadja, Alina: Alina und Nadja in der Küche | Alina et Nadja à la cuisine | Alina e Nadja in cucina



Lilia bei der Arbeit | Lilia au travail | Lilia al lavoro

Anno nuovo ... vita vecchia.

soli in tanti
seduti sulle valigie
o in piedi
aspettano
un marciapiede vivo
un mosaico
di capelli biondi
neri o grigi
di teste pelate
di rughe

da soli in tanti
aspettano un treno

file di occhi
neri o azzurri
cadono sul binario
vuoto con la cenere
delle ultime nazionali

aspettano
non pensano a niente

per non sentire
che han freddo
che si sentono persi
che passeranno mesi ...

non guardano più
gli altri marciapiedi
da dove parte
la gente
che tornerà a casa
la sera
alle cinque o alle sei
la gente?

chi ha detto gente?
ma loro ... cosa sono?

loro?
loro aspettano
e sembrano appena vivi
gente di un altro pianeta
di un'altra dimensione
fuori dal tempo
e dalla realtà
ombre di uomini
liberi ...
di dover partire

aspettano e non assomigliano
ai cimiteri costituzionali
che sono
né agli eroi dei discorsi
di sindaci e preti
a Natale ...:
«... i Missionari
del lavoro italiano nel mondo
... i cari fratelli
che se ne vanno
l'onore la lealtà
nella valigia!! ...»
e i calli nelle mani

e la donna? si deve arrangiare
falciare il prato
vangare il campo
ancora lei? ma fino a quando?
ha da morire sotto la gerla?
e i figli?

imparino a fare le valigie!
anche loro e i loro figli?

ma la casa?!
e il bosco mangiato dalle frane?
e tutto il resto
che non si dice
né si riesce a dire?
nodo nella strozza
sotto quella ferraglia a volte
impiccata sopra la testa
che un po' li succhia
e un po' li schiaccia

aspettano
pensano ora
e se non partissero?
se invece ...

ma il binario si riempie
di frastuono e di ruote
allora ... si alzano gli occhi
cadono le cicche
si risvegliano teste rughe valigie
s'accorgono che hanno fretta
tra saluti spintoni e bestemmie
spariscono sul treno
alcuni seduti
gli altri in piedi
sono in tanti
sul marciapiede

stazione di Milano
gennaio febbraio marzo aprile
binario sei
mattino alle sei alle otto alle dieci

treni per Chiasso
anno nuovo vita vecchia! ...

Stagionali.

Lasciare
la famiglia
la casa
il frutteto
l'osteria
gli amici
i selciati
un cielo di rondini
gli odori
di una vita

stringere
in una valigia
i vestiti
pieni di bosco
i ricordi
e le fotografie
un pezzo di formaggio
la livella
un salame
la cazzuola
qualche noce
il filo a piombo
e una lacrima
strozzata

baciare
la donna
i bambini
ridendo
pieni di paura
di mettersi
a piangere
e poi andare
con corriere
e treni
lontani
dove l'acqua
ha un altro sapore
e non sanno fare
la polenta
e il vino è insipido
e la gente
ha fretta

andare
pensando
a novembre
alla mucca
che sta per sgravarsi
al montante
rotto
della slitta

dormire
in una baracca
con altri
che ronfano
dopo aver annegato
nella birra
il ricordo
di notti
piene di fuoco
e i dispetti
del bambino
sui baffi

Estratto dal libro di Leonardo Zanier, «Den Wasserspiegel schneiden – Sot il pêl da l'âga», 2002, p. 34-43. Copyright: Limmatverlag, Zurigo.

Leonardo Zanier ha vissuto in Italia, Marocco e Svizzera intrecciando sempre lavoro produttivo, poesia, ricerca, scrittura e impegno politico sociale. È stato Presidente della Federazione delle colonie libere italiane in Svizzera e ha costituito e diretto l'Ente di formazione e ricerca ECAP dal 1987 al 2004.

Schwazzenbach.

Zurück. Zurück in ein Dorf, das, fast unverändert, ein anderes Dorf geworden ist. Wie ein Mensch, der in der Haut des Kleinkindes steckt. Die Brücke ist da, die Kirche ist da, das Schulhaus. Eine Stille, wie im Süden während der Mittagshitze. Oder ist es das Fehlen von Leben? Nicht einmal die Vögel singen – nur der Fluss versucht es mit fließendem Tönen aus Wasser.

Ich bin eingeladen. Es soll in drei Tagen ein Kongress zu Jeremias Gotthelf stattfinden. Ich werde über «Gotthelf und die Fremden» sprechen. Fremdsein ist mein Job. Ich bin der Pressesprecher der Fremdheit. Ich glaube, man hat mich nicht eingeladen, weil ich hier aufgewachsen bin und zu den einheimischen Fremden gehöre, sondern weil ich an einem Max-Frisch-Kongress an der Technischen Universität Dresden zu «Max Frisch und die Migranten» gesprochen habe. Wobei Migranten von meinem veralteten Korrekturprogramm nicht angenommen wird. Migranten gibt es nicht für mein Schreibprogramm. Ich erinnere mich an das sanfte Lächeln von Professor Walter Schmitz in Dresden, als ich ihm erzählte, Migranten sei kein Wort in meinem alten G4. Er trug während der Vorlesungen einen Mantel und sah aus wie eine Figur aus einem Westernfilm.

Plakate mit bedrohlichen schwarzen Schuhen, die auf eine Schweizerfahne marschieren, als wären sie gefährliche Soldaten, hängen an einer Mauer. Ach, die Emme, die Emme, vorwärts und rückwärts die Emme! Stoppt die Masseneinwanderung! In grossen Buchstaben. Viele der heutigen Einwanderer haben andere Waffen. Sie brauchen keine Messer. Sie sind gut ausgebildet, kommen meist aus Deutschland und machen den Einheimischen Angst mit ihrer Schnelligkeit und ihrer selbstsicheren Art.

Die Statue von Gotthelf ist noch unberührt. Immer dieselben Pflanzen, derselbe Blick nach Nirgendwo. Keine Sprayereien. Als ich damals zur Schule ging, hatte ich mir die Statue des unbekanntenen italienischen Fremdarbeiters daneben gewünscht. Bete zu deinem Gott, dass da noch eine Statue hinkommt, flüsterte ich ihm in die steinernen Ohren.

.....

Wind kommt auf, Westwind. Ein Hund bellt aus einem der Bauernhöfe, die am Hügel hängen, als habe man sie dort vergessen. Ich denke an Frau R., die gross und stark war und die Brüste hatte, die uns Kindern wie schwere Wolken am Himmel erschienen. Mir kommt es vor, als müsse ich hierher zurückkommen, weil ich etwas ganz Bestimmtes und Wichtiges vergessen habe. Eine Seele.

.....

Ich bin immer nur in der Welt der Migranten gewesen, einer Welt mit vielen Sprachen in ständiger Bewegung, andauernd auf der Vorbeireise. Der einzig sichere Wert der Emigration sind die Einheimischen und deren Ämter. Sie stehen da wie tausendjährige Bäume. Ich sage Gotthelf, er müsse auf die Autos aufpassen, die seien sehr gefährlich, und stelle mich vor, «Angelo», und weise dabei stumm auf mich.

Nach meinem ersten Buch wurde ich zu «Mon ami étranger» nach Strassburg eingeladen. Sarah Kirsch, Erica Pedretti, Libuse Monikova, Herta Müller, Volker Braun, Milo Dor. Mein Jahrgang: 1946. Wieso solche Ungenauigkeiten? In «Le Monde» hiess es, ich sei ein albanischer Flüchtling. Und schon war ich ein Anderer.

Das Schreiben am eigenen Leben entlang ist wie Schauspielern einer immer wieder neuen Rolle und sich dabei daran erinnern, wie man das, was die Rolle tut, selber erlebt hat. Es ist eine Droge, eine Sucht. Für die Rolle erlebe ich mich jedes Mal wieder neu.

.....

Mein Zimmer ist in einem Nebengebäude des Gasthofes, es hat die Nummer 65. Das Fenster zeigt auf die Kirche und die Kühe davor.

- Ich bin hier aufgewachsen.
- Ach ja?
- Ja.
- Hm, ja, ja, so vergeht die Zeit.
- Ja, sie vergeht.
- Hier unterschreiben bitte.

- Ich bin mit meinen Eltern aus Italien eingewandert.
- Ah!
- Ja, also, das heisst, ich kam später, als meine Eltern endlich eine Wohnung mieten durften.
- Frühstück im Säli von halb sieben bis zehn Uhr.
- Ich will mich an die Zeit der Überfremdungsinitiative erinnern. Wäre sie angenommen worden damals, hätten 300 000 Italiener das Land verlassen müssen. Und ich würde jetzt kein Zimmer wollen.
- Noch Wünsche?

Das Zimmer ist klein und über dem Bett hängt eine Nachahmung eines Ankerbildes – ein Mädchen mit roten Backen. Was mache ich hier?

Mutter.

Mutter wollte nicht auffallen. Sie wollte sich verstecken. Zur Arbeit gehen, ohne im Zug einen Sitzplatz zu besetzen. Nach Hause kommen und sich einschliessen. Die Schweiz sollte gar nicht merken, dass sie da war. Eine solche Frau kann nicht überfremden, dachte sie damals. Vor dem Tod wusste sie aber, dass man überfremden kann, auch wenn man nicht da ist. Es reicht die blossе Möglichkeit.

II

Ich bin ganz bewusst zu früh angereist. Ich will das Dorf für mich einnehmen. Ich will da sein können. Drei Tage gebe ich meinen Erinnerungen Zeit und danach will ich nichts mehr wissen und nur noch für den Vortrag da sein. Ganz leer werden. Für den Vortrag.

Und wieder stehe ich vor dem Schulhaus und wieder öffnet sich die Türe. Ich gehe hinein. Es ist kalt in den Gängen und die Stille ist von weit her. Sie scheint aus einer alten Stille zu kommen, einer Stille, die schon immer da war.

«Italiener raus», stand auf meinem Pult. Ich schwieg. Durch meinen Körper gingen Zuckungen, als hätte mich jemand bedrohlich stark erschreckt. Kleine Feuerwerkskörper explodierten auf meiner Haut. Ich wurde ganz rot. Sie haben Recht, sagte mir mein Hirn, wir müssen hier raus. Es ist nicht dein Land. Pack deine Bleistifte und geh! Wir waren Feindgebiet, eine Überwucherung. Gefährlich. Wir waren ein unbekanntes Etwas, das den Schweizern die Schweiz wegnahm.

Ich fragte mich, welche Eltern meiner Klassenkameraden mit Ja stimmen würden. Ich konnte nicht begreifen, weshalb ich in diesen fünf Jahren immer mehr auf die Seite der Kelten gerutscht war. Ich zog die Kelten den Römern vor, wie ich in Italien die Trojaner den Griechen vorgezogen hatte. Ich war für Tell und gegen den Hut. Ich fand, Winkelried sei gleich tapfer wie Muzio Scevola. Hatte ich mein Ich verloren? Meine Geschichte verloren?

Die Familien von damals besuchen und schauen, was aus ihnen geworden ist. Sie fragen, wie sie 1970 gestimmt haben. Was hätten wir uns zu sagen? Lebten die Eltern noch? Oder waren sie tot wie meine Mutter? Wie sollten wir uns vor der Peinlichkeit der Erinnerung schützen?

Ich hänge meine Jacke an einen der vielen Haken vor dem Zimmer 4, ziehe die Schuhe aus und lege mich auf die schmale Bank, unter mir all die Pantoffeln der Kinder.

Makkinit.

Er sass häufig am Bahnhof und sah aus wie eine Dogge. Sein Credo war «macht nichts» und er sprach es als «makkinit» aus. Heute würde er «easy» sagen. Auch als ihm seine schweizerischen Kollegen in der Fabrik androhten, sie würden für die Überfremdungsinitiative stimmen, blieb er dabei: Makkinit. Er sagte auch Schwazzenbach mit seiner süditalienischen Lust, alle Konsonanten zu verdoppeln.

Als ein paar Jahre später die Ölkrise ausbrach und er zur manipulierbaren Masse der Konjunktur gehörte, sagte er «makkinit» und stieg in den Zug. «Weisst du, da, wo ich jetzt hingehe, weiss ich, dass Gott meine Sprache spricht. Ja, du glaubst nicht an Gott, aber auch der, an den du nicht glaubst, spricht meine Sprache», sagte er zu mir. «Dio» sprach er mit mindestens 3 «D» aus, eine Explosion: «DDDio.» Ohne ihn war der Bahnhof einsam geworden. Makkinit schnell und wiederholt gesprochen war der Ton der Züge.

Klasse 4a, Vera Steiner, steht an der Tür. Steiner, pietra, Petrus. Wahre Steiner.

Meine Lehrerin von damals hiess Bichsel. Ich hörte dem Ton ihrer Sprache zu und verstand kein Wort. Was auf mich zukam, waren Laute wie aus einer fremden Radiostation. Lesen war unmöglich. Die mir bekannten Zeichen ergaben keinen Sinn. Nur die Zahlen, meine geliebten Zahlen. Alle verstehen sie. Zahlen verbinden die Welt.

Mutter kam hastig die Treppe herauf. Der Schatten ihrer Schritte erzeugte eine nervöse Stimmung auf der Tapete mit dem weissen Blumenmuster. «Nerbos» und «Nerbbi» sagte Mario.

«Sie wollen uns alle rauswerfen, sie werden befragt, ob sie uns aus dem Land spedieren sollen», sagte sie, «wir wurden nie befragt. Unser Staat wusste nicht einmal, dass es uns gibt.» Mein Bruder und ich wagten nicht, sie anzuschauen. Sie würde uns wieder erzählen, wie sie Jahre gewartet hatte, bis sie uns in die Schweiz holen durfte, dass sie jeden Abend geweint hatte, weil sie ohne Kinder sein musste.

«Ich habe gekocht», sagte ich. Mutter reagierte nicht. Sie zog die Schuhe aus, legte sich auf das alte Sofa, unter welchem mein Bruder und ich unseren toten Grossvater vermuteten, wenn wir alleine waren.

«Sie werden nicht <ja> stimmen», versuchte ich sie mit er-

wachsener Stimme zu beruhigen.

«Woher willst du das wissen?»

«Ich gehe ins Gymnasium.»

Meine Mutter schwieg. Wahrscheinlich dachte sie, dass ihre Eltern sie nur bis zur zweiten Klasse in die Schule hatten gehen lassen. «Kinder haben ist Arbeiter haben», sagte ihr Vater jeweils mit stolzer Brust.

1970 war ein dunkles Jahr. Das Grün der Schweiz hatte einen gelblich weissen Stich wie die Pflanzen, die im Keller wachsen. Angelo war seit fünf Jahren in der Schweiz und ging ins bürgerliche Gymnasium von Burgdorf. Er durfte nicht auffallen, denn seine Mutter fürchtete sich davor, wieder zu ihrem Vater zurückkehren zu müssen. Zu ihrem Vater, der sie dann als Versagerin angeschaut hätte, als Dumme, die in die Falle der Überfremdung geraten wäre.

Die Beatles hatten sich getrennt, Janis Joplin und Jimi Hendrix waren gestorben, James Schwarzenbach wollte die Italiener dezimieren. Angelo beschloss, seine Haare nicht mehr zu schneiden, und sah aus wie ein «Sautschingg». In der Schule musste er auf dem hintersten Platz sitzen, weil sein Afrolook den andern die Sicht auf die Wandtafel versperrte. Er wollte auch nicht mehr duschen und nur noch Knoblauch essen. Damit er dem gemachten Bild ganz entsprach, nahm er einen Kurs in Messerwerfen im Zirkus «Frontiera».

Meine Mutter war von mir überfordert. Sie wollte sich verstecken, aber mit einem so auffälligen Sohn war das nicht möglich. Hätte ich einen Wunsch offen gehabt, hätte ich mir eine Kindheit für meine Mutter gewünscht. Eine echte Kindheit. Eine ohne Schläge, ohne Hass und ohne Angst. Eine, die macht, dass du gerne nach Hause gehst, weil dort Eltern sind, die dich lieben und beschützen.

.....

III

«Ich habe einige Semester Rechtswissenschaften studiert, weil ich dachte, ich könne der Staranwalt der Emigranten werden», sagt Angelo, als er die Auberginen mit einem scharfen Messer aufschneidet und sich wundert, dass sie sich plötzlich rot färben. Er hat sich geschnitten. Das Blut tropft vom Zeigefinger, wie Balsamico. Heidi hält ihm das Whisky-Glas hin. Er taucht den Finger hinein. Heidi gibt ihm einen Kuss auf die Stirn und nimmt danach seinen Finger in den Mund. «Das wird schnell heilen», sagt sie.

Angelo fragt sich, ob er damals aus lauter Überreaktion auf sein Fremdsein eine Freundin mit solchem Namen brauchte. Heidi war, wie wenn man ein T-Shirt mit einem Schweizer Kreuz trägt. Als er sie so sieht, mit seinem Finger im Mund, findet er seinen Gedanken ungerecht. Er hatte sich nur einfach in sie verliebt damals.

«Bist du sicher, dass es dir guttut, im Dorf zu sein?»

«Ich werde gut bezahlt», antwortet er. Das «gut bezahlt» repe-

tiert er in seinem Kopf, repetiert und lacht. Er suche hier doch nur nach einer Lösung aus seiner Lebenskrise und deswegen habe er diesen Vortrag angenommen, neckt ihn Heidi. Darauf zu antworten, hat Angelo keine Lust. Er stellt Kerzen auf den Tisch.

«Lützelflüh war deine Chance. So musst du das sehen. Ohne Lützelflüh wärest du jetzt ein Niemand.»

«Meine Mutter machte diese Auberginen immer, bevor wir nach Italien fuhren», sagt er. «Es war eine Art Einstimmung auf die Heimat und auch ein Trost für den ständigen Wunsch, dorthin zurückzukehren. Da es sich nie ereignete.»

«Man hätte die Schwarzenbach-Initiative doch annehmen sollen, dann wäre deine Mutter zurückgekehrt», stichelt Heidi.

«Ich denke nicht, dass sie das wirklich wollte, ich denke, sie wollte lieber davon träumen.»

«So wie wir damals von unserer Beziehung?» Sie öffnet einen Schrank, zieht einen Plattenspieler heraus. Angelo erkennt sofort den Plattenspieler aus der Fabrik, in welcher seine Mutter gearbeitet hatte.

«Ich habe ihn noch, den Lenco, den du mir geschenkt hast.»

Die Platte dreht «Hey tonight» und hört sich an wie brennendes Holz in einer kitschigen Bergstube.

Ich frage mich, warum gerade in der stärksten und schönsten Zeit des Menschen, in den Jahren zwischen 12 und 18, in jener Zeit, wo man mit riesiger Wucht ahnt, dass die Welt viel grösser ist als das, was einem die Eltern vormachen, in jenen Jahren, wo man tanzen geht bis zum Umfallen, wo man rebelliert, eine Gegenwelt aufstellt, ich mich mit meiner Fremdheit beschäftigen musste, mit einer Initiative, mit Knoblauch und Mais in meinem Pult. Das Leben stiess mir zu, ich konnte es nicht bewusst und aus eigener Entscheidung leben.

Nach «Hey tonight» habe ich Heidi auf den Mund geküsst. Als wären jene Gefühle wieder zurückzuholen. Liebe, Rock und eine neue Gesellschaft, eine ohne Geldgier und ohne Staat. Wir mussten lachen und küssten uns noch mal, um den Wunsch zu bestätigen.

Abdruck des Auszugs aus «Schwarzenbach. Schlaflos in Lützelflüh.» mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlags.
© 2012 Zytglogge Verlag: Oberhofen am Thunersee, S. 9-27.

Francesco Micieli wurde in Italien geboren und kam 1965 als Neunjähriger in die Schweiz. Er studierte Romanistik und Germanistik in Bern, Florenz und Cosenza. Er arbeitete als Regisseur, Schauspieler und Theaterleiter und lebt heute als freier Schriftsteller in Bern. Er ist als Dozent an der Hochschule der Künste Bern und der Schule für Gestaltung Biel tätig.



Aljona, Wanja + Arhib, Dana: Arhib mit seinen Grosseltern | Arhib avec ses grands-parents | Arhib coi nonni



Aljona bei der Melonenernte | Aljona en pleine récolte de melons | Aljona durante la raccolta dei meloni

Wachstum, Migration und 24-Stunden-Gesellschaft.

Die Bevölkerung der Schweiz wächst. Das hat verschiedene Konsequenzen. Unter anderem die, dass mehr Personen – mit mehr Ansprüchen – mehr Infrastruktur benötigen. Es zeichnet sich in verschiedenen Bereichen Ausbaubedarf ab. Doch die Ressourcen sind beschränkt. Es ergeben sich Interessenkonflikte, Knappheiten und Verteilungskämpfe.

In Diskussionen zu Wachstumsfragen in der Schweiz wird im gesellschaftlichen und politischen Alltag nicht selten nach Schuldigen gesucht. Schuld an diesen Problemen sind angeblich die, die aus dem Ausland zugezogen sind. Sie sind es, so wird gesagt, die unsere Züge füllen, die unsere Wohnungen verteuern und ohne die wir all diese Probleme gar nicht hätten. Denn wir wissen ja, so das Argument, wir wachsen wegen der Zuwanderung.

Die Attraktivität und Sogkraft einer solchen Analyse ist gegeben. Sie ist sowohl medial als auch politisch attraktiv. Das macht sie aber nicht richtiger, sondern nur gefährlicher. Sie führt zu Scheindebatten, zu Ausgrenzungen, zu einer Gefährdung des gesellschaftlichen Zusammenhalts und zu einer Verhinderung der an sich nötigen sachpolitischen Entscheide. Denn wenn zum Beispiel ein Arbeitgeber in der Stadt Zürich eine neue Stelle schafft (woran wir interessiert sind), spielt es für den unter Druck stehenden Wohnungsmarkt keine Rolle, ob jemand aus dem Bündnerland oder aus Schweden zuzieht. Und auch die zahlenmässig relevante Heiratsmigration kann, um ein anderes Beispiel zu nennen, in einem liberalen Rechtsstaat nicht durch Kontingentierungen beschränkt werden.

Im Folgenden wird es nicht darum gehen, diese Überlegungen im Sinne einer an sich nötigen Auslegeordnung zu vertiefen. Anhand des Themas «24-Stunden-Gesellschaft» werden vielmehr drei Thesen vorgestellt, die als Ausgangspunkte für weiterführende Diskussionen genutzt werden können: Erstens werden Zugewanderte als treibende Akteure der 24-Stunden-Gesellschaft beschrieben, zweitens als wichtige Nutzergruppe

identifiziert, und drittens wird festgestellt, dass viele Migrantinnen und Migranten mit aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen weniger Mühe haben als die einheimische Bevölkerung. Die meisten von ihnen erachten diese Entwicklungen als normal.

Die 24-Stunden-Gesellschaft

Die Erschliessung der Stunden nach Sonnenuntergang für den gelebten Alltag liegt noch nicht sehr lange zurück. Es brauchte technische Erfindungen wie Strom und Licht. Es brauchte gesellschaftliche Entwicklungen wie kürzere Arbeitszeiten und die Lockerung sozialer Kontrollmechanismen. Und es brauchte Pioniere, die neue Möglichkeiten schufen, um die – immer auch von Ängsten begleiteten – Faszinationen der Nachtstunden zu nutzen. Diese Pioniere waren, wie beispielsweise vor etwa 20 Jahren in Zürich, oft vorerst informell bzw. illegal tätig, bevor sie durch kommerzialisierte Anbieter abgelöst wurden. Die Stadt Zürich hat sich dadurch verändert. Sie ist heute eine 24-Stunden-Stadt, wenn auch eine im internationalen Vergleich bescheidene. Das Angebot ist lokal beschränkt, und es ist nicht möglich, morgens um drei Uhr Druckerpatronen zu kaufen oder auf elf Uhr abends einen Zahnarzttermin zu vereinbaren. Zudem wird die gewonnene urbane Lebensqualität von verschiedenen Nebeneffekten und Nutzungskonflikten begleitet, auf die (arbeits-)rechtlich und politisch konstruktiv reagiert werden muss.

Es sind Migrantinnen und Migranten, die nachts arbeiten

Wer spät nachts in Zürich unterwegs ist, trifft auch auf Menschen, die nicht Entspannung und Vergnügen suchen und die nicht mit Kollegen oder Freundinnen unterwegs sind. Er oder sie trifft Menschen, die arbeiten. Diese haben mehrheitlich einen Migrationshintergrund, und sie nehmen nicht selten prekäre Arbeitsbedingungen und ein eingeschränktes familiäres und soziales Leben in Kauf. Doch die 24-Stunden-Gesellschaft ist nicht nur auf zugewanderte Arbeitskräfte angewiesen, sondern in der Praxis vielfach auch auf das Unternehmertum von Migrantinnen und Migranten. Oft sind es

Frauen und Männer, denen ein beruflicher Aufstieg ausserhalb der Selbständigkeit nur bedingt möglich ist und die mit ihren Angeboten Nischen zu besetzen versuchen, die durch die einheimische Wirtschaft noch nicht (oder nicht mehr) abgedeckt werden. Die Nacht bietet solche Nischen, und erst deren Nutzung durch Secondos, anerkannte Flüchtlinge und andere Zugewanderte schafft die Voraussetzungen, die eine 24-Stunden-Gesellschaft benötigt.

Es sind Migrantinnen und Migranten, die nachts ausgehen

Dass Geschäfte über Mittag geöffnet haben und es abends bis 20 oder 21 Uhr möglich ist, einzukaufen, wird heute zumindest in urbanen Regionen als normal und selbstverständlich erachtet. Wir alle haben unser Leben so organisiert, dass wir darauf angewiesen sind. Und wenn wir die Angebote der Nacht nutzen, stellen wir teilweise fest, dass überdurchschnittlich oft Hochdeutsch, Englisch, Spanisch etc. gesprochen wird. Das ist nicht nur Zufall. Denn aus den Statistiken ist bekannt, dass viele der heute in die Schweiz Zuwandernden relativ jung, unverheiratet und gut gebildet sind: Migrantinnen und Migranten also, die meist über ein gewisses Einkommen verfügen, aber noch nicht über ein soziales Netz. Sie suchen Anschluss, Vergnügen und Freunde. Es gibt deshalb gute Gründe zur Annahme, dass unser kulturelles Angebot und die hiesige 24-Stunden-Gesellschaft ohne diese Kundschaft weniger gut ausgebaut wären.

Es ist die einheimische Bevölkerung, die mit Veränderungen Mühe hat

Das Bevölkerungswachstum verstärkt Tendenzen wie Verdichtung, 24-Stunden-Gesellschaft und gesellschaftliche Vielfalt. Diese Veränderungen lösen bei den in den letzten Jahren in die Schweiz gezogenen Migrantinnen und Migranten oft weniger Verunsicherungen aus als bei Teilen der einheimischen Bevölkerung. Da transnationale Migration in der Regel von Stadt zu Stadt stattfindet, ist ihnen von «zu Hause» vieles vertraut. Sie kennen es, in vollen Zügen oder im Stau zur Arbeit zu fahren. Sie erachten es als normal, spätabends noch ganze Wohnungseinrichtungen kaufen zu können. Sie hatten bereits Nachbarn, die anders aussehen oder sich anderen Gruppen zugehörig fühlen als sie selbst. Dazu kommt, dass Migrantinnen und Migranten ihre neue Umgebung zwar mit ihrer Herkunftsregion vergleichen, aber nicht mit dem Ideal bzw. dem Mythos früherer Zeiten.

Die einheimische Bevölkerung hingegen, die nach genügend Angewöhnungszeit gerne von durch Migration beeinflussten Veränderungen profitiert (ein Stichwort dazu wäre die Mediterranisierung des städtischen Lebens), sieht vielfach vorerst in erster Linie die negativen Konsequenzen und den Verlust von bisher Üblichem. Dadurch identifiziert sie zwar oft konkrete

Crescita e società delle 24 ore: colpa degli immigrati?

La popolazione della Svizzera cresce, il che implica una serie di conseguenze; ad esempio l'aumento del fabbisogno infrastrutturale per riuscire a soddisfare le nuove esigenze di una popolazione in aumento. Diversi servizi andrebbero ampliati, ma i mezzi sono limitati; ne nascono così conflitti d'interessi e lotte per aggiudicarsi le scarse risorse. Ma chi è responsabile, nell'attuale contesto sociopolitico, di tali disagi?

Eccoli qua i «colpevoli»: apparentemente sono proprio loro, gli immigrati che, si dice, riempiono i nostri treni e fanno lievitare i prezzi dei nostri appartamenti. Senza di loro non avremmo certo questi problemi. Perché si sa: la popolazione svizzera cresce a causa dell'immigrazione. Ma i problemi legati alla crescita non hanno a che vedere con gli stranieri! Volendo abbinare crescita e migrazione in termini politici, si possono illustrare tre tesi a proposito del modello della società delle 24 ore: i migranti sono anzitutto descritti come propulsori di questo tipo di società, poi identificati come un importante gruppo di utenti e infine faticano meno ad accettare i cambiamenti sociali rispetto alla popolazione autoctona.

Probleme und neu zu beantwortende Fragestellungen. Aber im Hinblick auf zielführende Lösungen ist es bedeutsam, dass sie ihrem Unbehagen mit dem stattfindenden Wandel nicht mit ausländerfeindlicher Politik begegnet. Das diesbezüglich unverdächtige Beispiel der 24-Stunden-Gesellschaft zeigt denn auch auf, dass die damit verbundenen Herausforderungen trotz gegebener Zusammenhänge nicht mit migrationspolitischen Einzelmassnahmen anzugehen sind, sondern pragmatisch, konstruktiv und im Rahmen von gemeinsamen gesamtgesellschaftlichen Prozessen.

Christof Meier leitet die Integrationsförderung der Stadt Zürich.

«Schweizer», «Ausländer» und «Personen mit Migrationshintergrund».

Das Bundesamt für Statistik verwendet drei Klassifikationen, um die Migrationsbevölkerung darzustellen. Diesbezüglich relevante demographische und sozio-ökonomische Daten wurden in der Vergangenheit praktisch ausschliesslich nach der Staatsangehörigkeit der Betroffenen ausgewiesen. Vermehrt werden heutzutage zusätzlich aber auch Daten verlangt, die nach Geburtsland einer Person und ihrer Eltern differenzieren. Die Kombination dieser drei Aspekte führt zu einer Klassifikation der Bevölkerung nach Migrationsstatus, wobei zwischen der Bevölkerung ohne bzw. mit Migrationshintergrund unterschieden wird.

Statistiken über die Migrationsbevölkerung orientieren sich generell an der Staatsangehörigkeit oder am Geburtsland und bieten somit die Möglichkeit, diese Bevölkerungsgruppe auf verschiedene Arten zu definieren. Das Bundesamt für Statistik BFS verwendet drei unterschiedlich komplexe Typologien, mit denen die Migrationsbevölkerung mehr oder weniger adäquat abgebildet werden kann:

- Bevölkerung nach (aktueller) Staatsangehörigkeit
- Bevölkerung nach Geburtsland und (aktueller) Staatsangehörigkeit
- Bevölkerung nach Migrationsstatus (basierend auf Geburtsland der Person sowie dem Geburtsland ihrer Eltern, Staatsangehörigkeit bei der Geburt und aktueller Staatsangehörigkeit der Person)

Die Verwendung einer bestimmten Typologie oder Klassifikation ist in erster Linie von der Verfügbarkeit der notwendigen Variablen in der benutzten Datenquelle abhängig. Wie detailliert die einzelnen Klassen oder Kategorien einer Typologie ausgewiesen werden, hängt bei einer Direkterhebung von der Stichprobengrösse ab. Diese bestimmt, für wie viele Personen statistische Aussagen mit ausreichender Genauigkeit und Zuverlässigkeit überhaupt gemacht werden können.

Bevölkerung nach Staatsangehörigkeit

Die einzig auf der – zum Zeitpunkt der Erfassung bzw. Erhebung aktuellen – Staatsangehörigkeit beruhende Typologie unterscheidet, ob eine Person das nationale Bürgerrecht besitzt (Schweizerinnen und Schweizer) oder nicht (Ausländerinnen und Ausländer). Die Migrationsbevölkerung wird in dieser Typologie mit den ausländischen Staatsangehörigen gleichgesetzt. Dies ist jedoch insbesondere deshalb problematisch, weil einerseits rund ein Fünftel der Ausländerinnen und Ausländer nicht selbst eingewandert, sondern in der Schweiz geboren ist, und andererseits zahlreiche Schweizerinnen und Schweizer früher ausländische Staatsangehörige waren. Die ausländische Staatsangehörigkeit ist heute kein adäquates Kriterium mehr, um die Migrationsbevölkerung statistisch zu erfassen.

Die öffentliche Statistik konnte in der Vergangenheit die Migrationsbevölkerung trotz eingeschränkter Aussagefähigkeit fast nur nach der Staatsangehörigkeit ausweisen. Wegen der für statistische Zwecke gesetzlich angeordneten primären Abstützung auf Verwaltungsdaten musste überwiegend die rechtliche Kategorie der Staatsbürgerschaft verwendet werden, da sie für den Vollzug administrativer Tätigkeiten zentral ist. Auch heute bestehen immer noch zahlreiche Datenquellen, die die erfassten Personen einzig nach der Nationalität unterteilen.

Bevölkerung nach Geburtsland

Die Herkunft einer Person lässt sich auch anhand ihres Geburtslandes definieren. Die Klassifikation mittels der juristischen Kategorie Staatsangehörigkeit wird hier durch eine Klassifikation anhand des lebensbiographischen Ereignisses «Migration» ersetzt. Damit kann zwischen in der Schweiz oder im Ausland geborenen Personen unterschieden werden. Die Migrationsbevölkerung wird in dieser Typologie mit den im Ausland Geborenen gleichgesetzt. Dabei handelt es sich um Migranten im engeren Sinn (definiert als Personen, die nicht in der Schweiz geboren und die später zugezogen sind), die sowohl die schweizerische als auch eine ausländische Staatsangehörigkeit besitzen können.

Das Geburtsland ist im Gegensatz zur Staatsangehörigkeit, die durch Einbürgerung gewechselt werden kann, ein unveränderliches Merkmal. Dieses bietet den Vorteil, dass Personen, die die Staatsbürgerschaft des Wohnlandes angenommen haben, immer noch zur Migrationsbevölkerung gezählt werden können. Wird das Geburtsland zudem mit der aktuellen Staatsangehörigkeit kombiniert, sind weitere Differenzierungen möglich, wie zum Beispiel die Unterscheidung zwischen der ersten (d.h. der zugewanderten) und der zweiten oder höheren (d.h. in der Schweiz geborenen) Ausländergeneration.

Mit dem Geburtsland kann die Migrationsbevölkerung umfassender und differenzierter ausgewiesen werden als mit der Staatsangehörigkeit. Dennoch weist auch diese Typologie Schwachstellen auf: So ist zum Beispiel für in der Schweiz geborene Personen keine Unterteilung nach der zweiten, der dritten oder gar einer weiteren Generation der Migrationsbevölkerung möglich.

Bevölkerung nach Migrationsstatus

Seit einigen Jahren wird in der Wissenschaft, in der Politik und immer häufiger auch im allgemeinen Sprachgebrauch der Begriff der *Bevölkerung mit Migrationshintergrund* verwendet. Er drückt aus, dass nicht nur die Zugewanderten (d.h. direkt von einer Migration betroffene Personen) im Fokus von migrationsrelevanten Betrachtungen stehen sollten, sondern auch bestimmte ihrer in einem Aufnahmeland geborenen Nachkommen (d.h. indirekt von vorangegangenen Migrationen betroffene Personen). Der solchermaßen erweiterte Blickwinkel gibt nach Auffassung von Experten besser Aufschluss über Art und Umfang des Integrationsbedarfs. Aufgrund der zunehmenden Zahl von im Aufnahmeland geborenen ausländischen Staatsangehörigen und von Personen mit mehreren Staatsangehörigkeiten sind diesbezügliche Überlegungen auch für die Schweiz sinnvoll und notwendig. Dies insbesondere auch, da die Kinder und Nachkommen dieser Bevölkerungsgruppen häufig im Fokus von Integrationsmassnahmen stehen.

Gemäss den 2006 veröffentlichten internationalen Empfehlungen der Vereinten Nationen ist das Geburtsland der Eltern die zentrale Variable einer Typologie der Bevölkerung nach Migrationsstatus und damit für die Identifikation der Migrationsbevölkerung («persons with foreign background»), die alle Personen mit im Ausland geborenen Eltern umfasst. Unter den einzelnen Staaten besteht jedoch keine Einigkeit, wie diese (rechtlich unverbindlichen) Empfehlungen anzuwenden sind. Nationale Umsetzungen der Klassifikation sind jeweils stark von der eigenen Migrationsgeschichte, den bestehenden rechtlichen Rahmenbedingungen und den unterschiedlichen Wahrnehmungen von Migration und Integration geprägt.

Im BFS wurde eine solche Klassifikation ansatzweise bereits seit 2002 verwendet – jedoch unsystematisch und unregel-

mässig. Erst 2009 wurde eine offizielle Typologie der Bevölkerung nach Migrationsstatus entwickelt. Im Zentrum stand dabei der Gedanke, dass die Migrationsbevölkerung jene Personen umfassen soll, die zur Hauptzielgruppe integrationspolitischer Massnahmen gehören. Es gilt jedoch zu beachten, dass nicht für alle individuell ausgewiesenen Gruppen auch zwingend ein grundsätzlicher Integrationsbedarf besteht.

Ein wichtiges Kriterium einer solchen Typologie ist die Festlegung, bis zu welcher Generation (in absteigender Linie) sich ein «Migrationshintergrund» ableiten lässt. Das BFS entschied, dass sich der Migrationshintergrund einer Person maximal bis zu den Eltern erstreckt; es folgt somit den UNO-Empfehlungen. Dieser Entscheid ist auch aus statistischer Sicht sinnvoll und pragmatisch: Es gibt keine statistische Quelle in der Schweiz, die migrationsrelevante Informationen zu den Grosseltern (oder sogar Urgrosseltern) einer Person erfasst.

Migrationshintergrund ≠ Migrationserfahrung

Für jede Person lässt sich durch die Kombination der persönlichen Merkmale «Geburtsland», «Staatsangehörigkeit bei Geburt» und «aktuelle Staatsangehörigkeit» ein Migrationsstatus bestimmen. Unter Einbezug dieser Angaben sowie der individuell zu berücksichtigenden Geburtsländer der Mutter und des Vaters einer bestimmten Person ist eine Klassifikation möglich, mit der die Unterscheidung nach der Bevölkerung «mit» und «ohne Migrationshintergrund» vorgenommen werden kann. Es ist zu beachten, dass der Migrationsstatus in statistischen Erhebungen nur als abgeleitete Variable bestimmt werden kann, da es aus naheliegenden Gründen nicht möglich ist, den Betroffenen die Frage zu stellen «Haben Sie einen Migrationshintergrund, und wenn ja, welchen?»

In einem ersten Schritt lassen sich die Personen danach unterscheiden, ob sie im Ausland oder in der Schweiz geboren sind (persönliches Merkmal «Geburtsland»). Dabei werden die im Ausland Geborenen, das heisst die selbst Zugewanderten, als Personen mit Migrationshintergrund der 1. Generation bezeichnet. Um festzustellen, ob bei den in der Schweiz Geborenen ein Migrationshintergrund vorhanden ist, muss zusätzlich der Geburtsort der beiden Eltern berücksichtigt werden. Bei einer Person mit Migrationshintergrund der 2. Generation ist mindestens ein Elternteil im Ausland geboren.

Mit dem persönlichen Merkmal «Staatsangehörigkeit bei Geburt» können speziell die Personen, die das Schweizer Bürgerrecht seit ihrer Geburt besitzen, identifiziert werden (d.h. gebürtige Schweizerinnen und Schweizer). Schliesslich erlaubt das persönliche Merkmal «aktuelle Staatsangehörigkeit» einerseits die Ausländerinnen und Ausländer, andererseits (in Kombination mit dem Merkmal «Staatsangehörigkeit bei Geburt») die eingebürgerten Schweizerinnen und Schweizer zu erkennen.

Bevölkerung insgesamt

1 Bevölkerung ohne Migrationshintergrund

1.1 Im Ausland geborene Personen

1.1.1 Gebürtige Schweizer mit mindestens einem im Inland geborenen Elternteil

1.2 Im Inland geborene Personen

1.2.1 Ausländer mit zwei im Inland geborenen Eltern (3. oder höhere Generation)

1.2.2 Schweizer

1.2.2.1 Gebürtige Schweizer mit mindestens einem im Inland geborenen Elternteil

1.2.2.2 Eingebürgerte mit zwei im Inland geborenen Eltern (3. oder höhere Generation)

2 Bevölkerung mit Migrationshintergrund

2.1 Im Ausland geborene Personen (1. Generation)

2.1.1 Ausländer

2.1.2 Schweizer

2.1.2.1 Gebürtige Schweizer mit zwei im Ausland geborenen Eltern

2.1.2.2 Eingebürgerte

2.2 Im Inland geborene Personen (2. Generation)

2.2.1 Ausländer mit mindestens einem im Ausland geborenen Elternteil

2.2.2 Schweizer

2.2.2.1 Gebürtige Schweizer mit zwei im Ausland geborenen Eltern

2.2.2.2 Eingebürgerte mit mindestens einem im Ausland geborenen Elternteil

BFS-Typologie der Bevölkerung nach Migrationsstatus

Alle Personen mit Migrationshintergrund in der Schweiz haben eines gemeinsam: Sie sind irgendwann einmal selbst aus dem Ausland zugewandert oder zumindest mittelbar von der Tatsache betroffen, dass die Eltern ihr Geburtsland verlassen haben.

Die Typologie erlaubt nicht nur, die Gesamtzahl der Personen mit Migrationshintergrund festzustellen und ihren Anteil an der Bevölkerung zu quantifizieren, sie ermöglicht es darüber hinaus, die relative Bedeutung der einzelnen Teilgruppen der Bevölkerung mit Migrationshintergrund abzuschätzen. Auf eine Schwachstelle gilt es jedoch hinzuweisen: Da das Geburtsland der Eltern einer Person in den meisten Verwaltungsregistern nicht verfügbar ist, kann dieses Merkmal nur im Rahmen von Stichprobenerhebungen erfasst werden. Dabei werden in der Regel nur Personen ab 15 Jahren befragt, womit eine Klassifikation nach Migrationsstatus nur für dieses Bevölkerungssegment möglich ist. Für unter 15-jährige Personen, die immerhin 15% der ständigen Wohnbevölkerung der Schweiz ausmachen, ist nur eine Differenzierung nach Staatsangehörigkeit und Geburtsland möglich.

Speziell soll des Weiteren auf folgende zwei Personengruppen hingewiesen werden, die zur *Bevölkerung ohne Migrationshintergrund* zählen:

- im Ausland geborene gebürtige Schweizerinnen und Schweizer mit mindestens einem in der Schweiz ge-

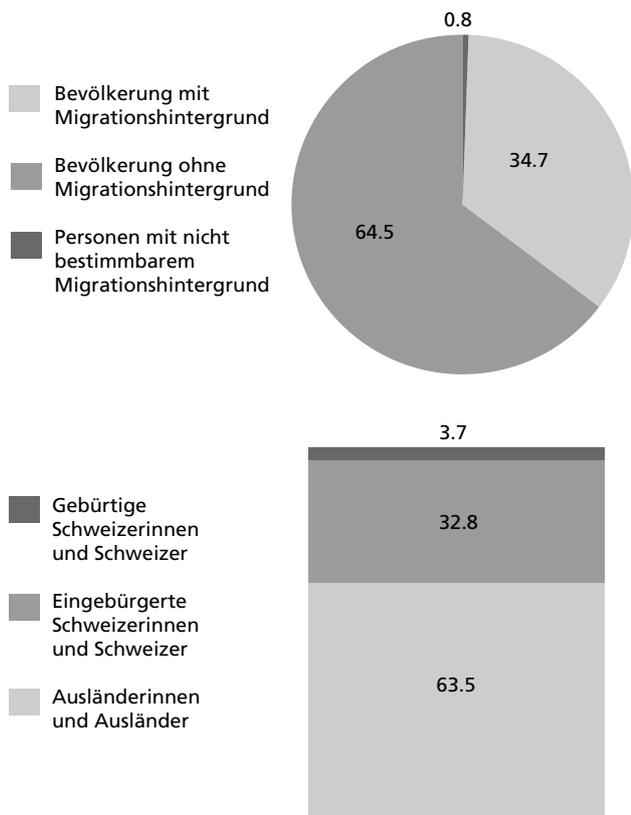
borenen Elternteil (1.1.1 in Schema) – trotz eigener Migrationserfahrung. Dabei handelt es sich in der Regel um Kinder, die während eines temporären Auslandsaufenthalts ihrer Eltern zur Welt gekommen und anschliessend mit ihnen in die Schweiz zurückgekehrt sind.

- die 3. oder nachfolgende Generation der Migrationsbevölkerung, das heisst in der Schweiz geborene Personen, deren Mutter und Vater ebenfalls in der Schweiz zur Welt kamen (1.2.1 und 1.2.2.2 in Schema).

Wie gross ist die Migrationsbevölkerung?

Je nach verwendeter Typologie zählt die Migrationsbevölkerung der Schweiz zwischen 1,9 und 2,3 Millionen Personen. Dies entspricht einem Anteil von zwischen 23 und 35% an der Gesamtbevölkerung. Die Ende 2012 in der Schweiz lebenden rund 1 870 000 Ausländerinnen und Ausländer machten 23,3% der gesamten ständigen Wohnbevölkerung aus. 2 218 400 Personen (27,6% der Gesamtbevölkerung) kamen im Ausland zur Welt. Die Mehrheit der im Ausland Geborenen (67,8%) hatte eine ausländische Staatsangehörigkeit, während 32,2% den Schweizer Pass entweder seit Geburt besaßen oder ihn durch eine Einbürgerung erlangt hatten. 1 504 400 bzw. 80,5% aller Ausländerinnen und Ausländer gehörten zur ersten Ausländergeneration.

Im Jahr 2012 hatten 2 335 000 oder 34,7% der 15-jährigen und älteren Personen der ständigen Wohnbevölkerung der Schweiz



einen Migrationshintergrund. Davon waren gut ein Drittel (36,5%) Schweizer Staatsangehörige – die Mehrheit von ihnen wurde eingebürgert (766 000 Personen). In vier von fünf Fällen sind die Personen mit Migrationshintergrund irgendwann in die Schweiz zugewandert, während ein Fünftel in der Schweiz geboren wurde. Bei der Bevölkerung ohne Migrationshintergrund handelt es sich praktisch ausschliesslich um Schweizerinnen und Schweizer. Lediglich 5000 Ausländerinnen und Ausländer zählten zur dritten oder höheren Generation.

Literatur

United Nations Economic Commission for Europe, 2006, Conference of European Statisticians Recommendations for the 2010 Censuses of Population and Housing. Vereinte Nationen: New York und Genf. Abschnitte 398-405.

Weitere Informationen zum Migrationsstatus finden sich auf der Webseite des BFS: www.bfs.admin.ch

Les typologies de la population migratoire dans la statistique

En fonction de la source de données et sur la base des informations relatives à la nationalité et sur le pays de naissance d'une personne ainsi que sur celui de ses parents, l'Office fédéral de la statistique utilise trois typologies pour définir la population migratoire: la population selon la nationalité, la population selon le pays de naissance et la population selon le statut migratoire. Cette typologie permet de dresser, de manière plus ou moins globale et différenciée, une carte de la population migratoire. La classification reposant exclusivement sur la catégorie juridique de la nationalité, qui distingue les «étrangers» des «ressortissants suisses», est la moins satisfaisante. Elle est particulièrement problématique du fait que d'une part, un cinquième environ des étrangers n'ont pas eux-mêmes immigré, mais sont nés en Suisse et que, d'autre part, nombre de ressortissants suisses ont été autrefois des ressortissants étrangers. De fait, aujourd'hui, la nationalité étrangère ne constitue plus un critère adéquat pour élaborer des statistiques concernant la population migratoire.

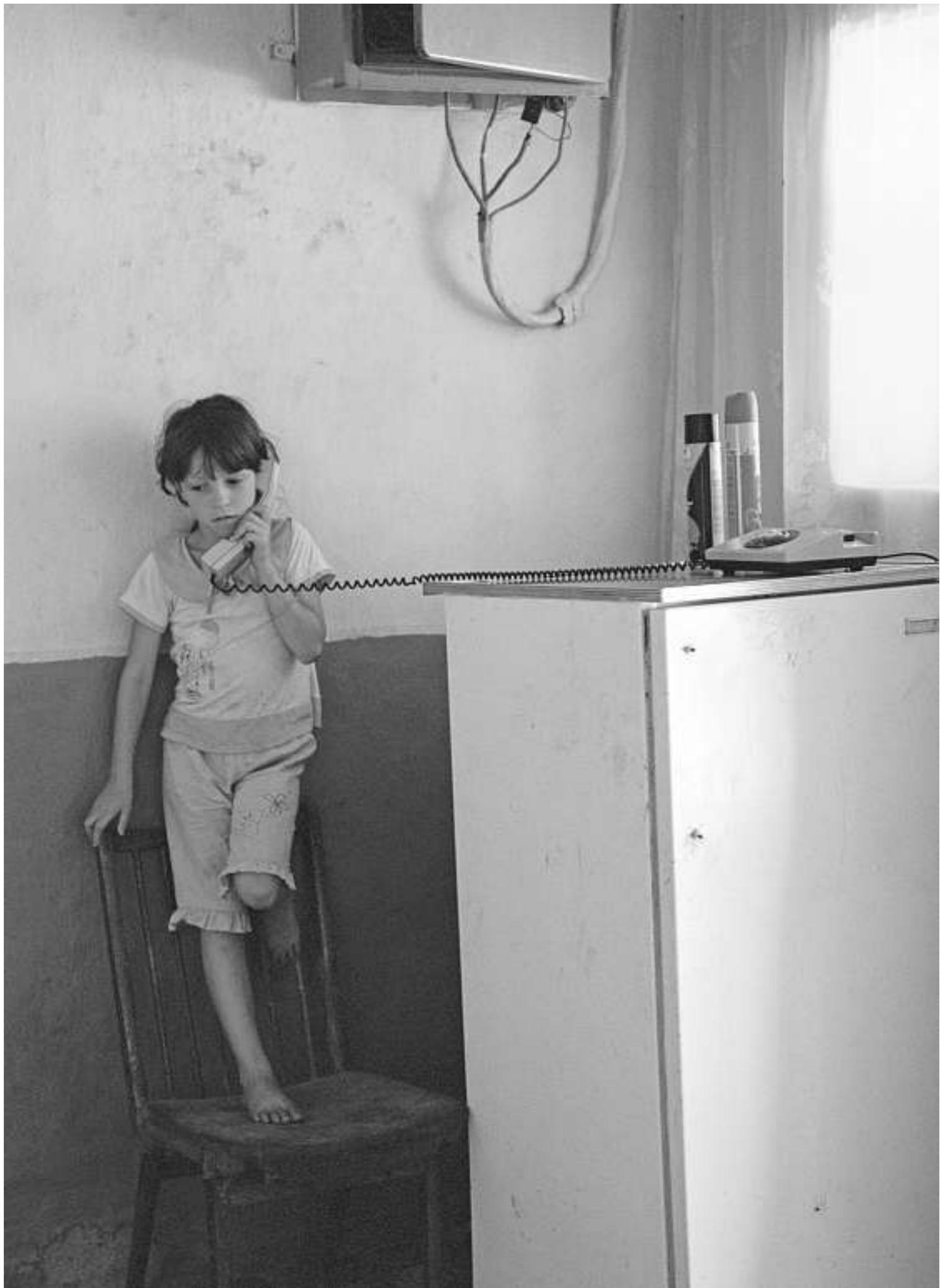
La typologie selon le statut migratoire, qui différencie la population selon qu'elle est issue ou non de la migration, est plus pertinente. En effet, les personnes issues de la migration ont elles-mêmes immigré ou sont tout au moins concernées par le fait que leurs parents ont quitté leur pays de naissance pour s'établir en Suisse. De l'avis des experts en la matière, cette manière plus large d'appréhender la situation permet de mieux cerner le type et l'ampleur des besoins en matière d'intégration. En raison du nombre croissant de ressortissants étrangers nés dans le pays d'accueil et de personnes possédant plusieurs nationalités, des réflexions à ce sujet sont aussi judicieuses que nécessaires pour la Suisse. Et ce à plus forte raison que les enfants et les descendants de ces segments de la population sont fréquemment visés par des mesures d'intégration.

Selon la typologie utilisée, la population migratoire de la Suisse compte entre 1,9 et 2,3 millions de personnes. Ce nombre représente 23 à 35 % de la population globale.

Marcel Heiniger ist Geograph. Er leitet den Bereich «Demographische Analysen» in der Sektion «Demographie und Migration» des Bundesamtes für Statistik BFS.



Tanja + Olga, Sabrina, Carolina: Olga beim Waschen von Geschirr | Olga fait la vaisselle | Olga lava le stoviglie



Carolina telefoniert | Carolina au téléphone | Carolina al telefono



Sabrina, Olga und Carolina vor Bildern der Eltern und Grosseltern | Sabrina, Olga et Carolina devant les photos des parents et grands-parents | Sabrina, Olga e Carolina davanti alle foto dei genitori e dei nonni



« Issu de la migration » : classification légitime ou stigmatisante ?

« Quel âge avez-vous ? Quelle est votre nationalité ? Où êtes-vous né ? Quel est le pays de naissance de vos parents ? C'est pour une statistique. » Le constat semble sans appel : la nationalité ne suffit plus ! Dire qui est étranger et qui ne l'est pas ne permet pas de broser un tableau représentatif et lisible de la société suisse. Un Italien ayant migré dans les années 1960 n'est pas un requérant d'asile ayant fui son pays dans les années 1980, tout comme un Kosovar né en Suisse, n'est pas un jeune Espagnol arrivé au début de cette année. Mais comment saisir cette diversité et complexité sociale ? Quelles implications ont la création et l'usage des catégories statistiques et en particulier celles qui désignent l'altérité ? Une meilleure connaissance des réalités objectives et vécues permet de mettre en œuvre des programmes d'intervention ciblés, mais cela ne contribue-t-il pas à stigmatiser des populations déjà vulnérables ?

Si la statistique nourrit depuis longtemps les débats des scientifiques en tant qu'outils de mesure et d'analyse, elle touche aussi au domaine de l'éthique. En effet, les catégories choisies sont à l'intersection du juridique, du politique et de l'imaginaire national (Chenu 1997), faisant écho à des problèmes sociaux historiquement situés. Instruments utiles à l'intervention, leur usage est particulièrement délicat pour les données dites « sensibles », construites sur des critères ethniques, nationaux ou raciaux (De Rudder 1997). Par exemple, certaines populations se voient représentées par une catégorie statistique qui tend à donner l'impression d'un groupe homogène alors qu'il ne l'est pas dans la réalité (les étrangers, les musulmans, etc.). Ainsi, produire des chiffres, mesurer des écarts ou comparer des situations n'est pas neutre, et de surcroît ne va pas de soi. De fait, l'histoire nous montre comment les nomenclatures diffèrent d'un contexte national à l'autre et évoluent selon les époques en fonction des enjeux économiques, sociaux, politiques ou idéologiques.

L'histoire sociale des catégories statistiques

Le mot statistique, emprunté du latin, a été utilisé par les Allemands au 18^e siècle pour parler d'une « science de l'Etat » (Staatswissenschaft et Staatenkunde) appliquée à la description comparée des Etats. Mais c'est surtout l'Etat-nation moderne (et ses tendances à la rationalisation bureaucratique) et ensuite l'Etat-providence (interventionniste) qui a développé la statistique utile à son administration, le but étant de chiffrer et mesurer la situation nationale afin d'adopter des politiques publiques (Desrosières 1993). On comprend dès lors que les catégories de population qu'utilise la statistique sont guidées par des choix – ou plutôt une imbrication d'intérêts, de décisions et de situations –, référées aux histoires économiques, politiques, et migratoires de chaque pays.

Un exemple éclairant – qui peut paraître surprenant (ou même choquant) aux yeux des Européens – est celui des Etats-Unis. En 2010, les directives du dernier recensement américain demandaient aux citoyens des Etats-Unis d'apposer une croix dans la catégorie raciale qui leur semblait la plus appropriée en répondant à la question suivante : *What is this person's race ?* Ils pouvaient choisir de s'identifier comme « Black », « White », « American-Indian », « Asian-Indian », « Chinese », etc. Ces catégories qui, a priori, semblent anachroniques et incohérentes, sont aujourd'hui utilisées par l'homme de la rue, les scientifiques, les journalistes et les acteurs institutionnels. Pour comprendre leur pertinence sociale, il faut en retracer l'histoire.

Le premier recensement américain de la population date de 1790. En contradiction avec l'idéologie libérale universaliste inscrite dans la Déclaration d'indépendance (1776) et la Constitution fédérale (1787) et ses dix amendements (1790), il divise la population en hommes blancs libres, femmes blanches libres, esclaves et autres personnes. Les distinctions en termes de « race » sont nées d'une histoire coloniale et ont permis de légitimer de terribles exactions et exploitations des minorités, soutenues par des « théories scientifiques » postulant l'existence d'une hiérarchie des races. Mais il est important de souligner également que ces catégories n'ont pas été rejetées ou radicalement transformées par les mouvements sociaux

(comme le *Black Power* ou le *Chicano Movement*) des années 1960. Luttant contre la discrimination raciale, les acteurs de la révolution civique (et ethnique) demandaient un traitement équitable, tout en exigeant la reconnaissance de leurs spécificités culturelles, religieuses ou raciales. Les anciennes catégories utilisées à des fins d'exploitation ont ainsi été symboliquement investies de nouvelles significations et ont servi comme porte-identités aux revendications citoyennes (à l'image du *black is beautiful*). Actuellement, ces catégories font débat mais ne sont pas remises en cause, parce qu'elles constituent le socle sur lequel s'appuient les institutions pour appliquer les programmes de l'*Affirmative Action* (quotas, soutiens, lutte contre la discrimination, etc.) et parce qu'elles restent des référents identitaires très forts, comme l'a montré l'élection de Barack Obama (Poglia Miletì 2012).

En Europe, les controverses portant sur les catégories de mesure statistique et leur usage sont plus récentes et varient selon les contextes nationaux, les modèles de citoyenneté et les politiques d'intégration. En France, l'introduction des critères permettant d'identifier l'origine nationale ou religieuse des citoyens, dans des buts d'intervention, de prévention des discriminations ou parfois de répression, met à mal le modèle français fondé sur le *ius soli* (Schnapper 1994). En principe, le rapport entre l'Etat et ses citoyens est d'ordre politique et transcende les références nationales, culturelles ou religieuses. Contrairement au modèle du pluralisme culturel, les politiques françaises induisent plutôt les immigrants à adopter « la » culture du pays d'immigration afin d'acquérir les droits de citoyenneté. Dans ce contexte, l'introduction de catégories qui permettent de particulariser les populations selon leurs origines afin de saisir les différences réelles et les inégalités effectives (au niveau scolaire, de la répartition spatiale, du marché de l'emploi, etc.) est une question épineuse. Le débat français autour des « statistiques ethniques », à son apogée au milieu des années 1990, n'a pas fini de faire des étincelles.

Mesurer l'intégration des étrangers en Suisse

En Suisse, on s'est longtemps basé sur la distinction entre Suisses et étrangers, catégorie à son tour divisée en nationalités. Aujourd'hui, les vagues migratoires successives ont brouillé les pistes. On ne peut plus appréhender la diversité sociale, culturelle, religieuse du pays à partir du seul critère juridique de la nationalité. Pour saisir cette nouvelle réalité, on tente d'identifier de plus en plus précisément qui sont ces « populations issues de la migration ». Mais la difficulté réside dans la définition de cette nébuleuse et la construction des critères qui permettent de constituer des catégories (et sous-catégories) pertinentes. L'Office fédéral de la statistique OFS a établi une typologie de la population selon le statut migratoire, respectant les recommandations de l'ONU. Selon l'OFS, « celle-ci se fonde sur la nationalité, le lieu de naissance de l'individu et celui de ses deux parents. En Suisse, la population issue de la mi-

gration représente 34,7% de la population résidente permanente de 15 ans ou plus. Née dans le pays ou établie depuis plus ou moins longtemps, cette population hétérogène n'a pas les mêmes besoins en matière d'intégration » (OFS 2013).

On voit bien comment pour déchiffrer les évolutions entre les primo-migrants et leur descendance, le concept de génération est primordial. L'hypothèse que l'on peut lire en filigrane est qu'il existerait une intégration progressive d'une génération à l'autre. Nous ne revenons pas sur l'importance historique accordée en Suisse au concept d'intégration (qui oscille selon les époques et les acteurs entre assimilation et acculturation réciproque) et qui est propre à l'histoire migratoire de la Suisse (Piguet 2004). Aujourd'hui, la volonté d'intégrer les migrants a été introduite par le législateur dans les textes de lois (OIE et LEtr). Cette option politique basée sur la conviction que l'intégration est la voie à suivre pour une meilleure cohabitation, se répercute aussi sur les programmes de mesures statistiques. Les objectifs visés par l'OFS dans la mise sur pied d'indicateurs mesurant l'intégration vont dans ce sens : ils permettent de « comparer avec la population non issue de la migration les valeurs statistiques de la population cible dont on mesure l'intégration pour évaluer le degré d'égalité des chances atteint dans chacun des domaines de la vie en société qui décrète l'égalité des chances entre Suisses et étrangers dans la société suisse » (OFS 2013). On voit bien à nouveau comment les catégories statistiques sont au croisement d'enjeux scientifiques, politiques et sociaux.

L'usage des catégories et les réponses identitaires

Garantie par l'Etat et la science, la statistique officielle ou publique et les catégories afférentes tendent à recouvrir une légitimité, encore renforcée par la force du chiffre. Les données sont utilisées à des fins de gestion et d'intervention, mobilisées dans l'espace public, reprises par les médias, donnant lieu à des débats parfois animés. En réponse à l'usage des catégories, les individus adoptent différentes stratégies pour affirmer ce qu'ils sont et pour gérer les enjeux identitaires liés à leur situation. Pour exemple, prenons l'usage de la catégorie de 2^{ème} génération ou 3^{ème} génération (sous-entendu d'immigrés). Plusieurs réponses sont envisageables. Une étude menée il y a un peu plus de 10 ans auprès de jeunes d'origine italienne habitant en Suisse montrait que ce terme était très critiqué par les individus qu'il désignait (Poglia Miletì 2000). Considérée comme trop vague (« 2^{ème} génération de quoi ? »), trop stigmatisante (« on n'est pas des immigrés ») et ne dépeignant pas leur expérience et leur vie quotidienne, cette appellation rendait visibles des différences qui étaient à leurs yeux artificielles. Depuis, le contexte a changé, on a vu naître des mouvements politiques revendiquant cette désignation et se présenter comme des « *Secondos* » avec comme objectif affirmé de valoriser leurs spécificités. On peut aussi imaginer que, pour

celles que l'on appelle les minorités visibles (par exemple les personnes originaires d'Afrique), être désignées par le terme de 2^{ème} génération permettrait de souligner la durée de présence sur le territoire helvétique afin d'espérer plus de reconnaissance sociale.

En effet, il ne faut pas oublier que l'identité de tout un chacun se définit, entre autres, par rapport aux images plus ou moins valorisées qui sont associées à son groupe d'appartenance. Tout discours sur l'immigré, l'étranger, l'ethnique, le réfugié porte en lui de fortes connotations idéologiques, culturelles et émotionnelles. Il relève d'enjeux sociaux qui peuvent être définis en termes de pouvoir, d'intégration, de reconnaissance sociale ou d'identité à revendiquer dans l'arène politique par exemple. C'est en cela que l'usage des catégories statistiques dépasse la simple description de la réalité.

Bibliographie

Chenu, Alain, 1997, La catégorisation statistique, présentation du dossier. Dans : La catégorisation statistique. Sociétés contemporaines 26:5-11.

De Rudder, Véronique, 1997, Quelques problèmes épistémologiques liés aux définitions des populations immigrantes et de leur descendance. Dans : Aubert François et al. (dir.), Jeunes issus de l'immigration, de l'école à l'emploi. Paris : L'Harmattan, 17-43.

Desrosières, Alain, 1993, La politique des grands nombres, histoire de la raison statistique. Paris : La Découverte.

Loi fédérale sur les étrangers (LEtr), Chapitre 8, Intégration des étrangers, du 16 décembre 2005 (Etat le 1er juillet 2013).

Loi fédérale sur les étrangers (LEtr), Chapitre 2, Principes de l'admission et de l'intégration, article 4, Intégration, du 16 décembre 2005 (Etat le 1er juillet 2013).

Ordonnance sur l'intégration des étrangers (OIE), Chapitre 2, Contributions et devoirs des étrangers, article 4, La contribution des étrangers à l'intégration, du 24 octobre 2007 (Etat le 1er avril 2013).

Office fédéral de la statistique (OFS), 2013, www.bfs.admin.ch/bfs/portal/fr/index/themen/01/07/blank/dos2/01.html

Piguet, Etienne, 2004, L'immigration en Suisse. Cinquante ans d'entrouverture. Lausanne : Presses polytechniques et universitaires romandes.

Poglia Miletì, Francesca, 2000, Les catégories de la migration : quand l'enjeu social devient identitaire. Perception des termes d'immigrés et d'immigrés de deuxième génération par la population concernée. Revue Suisse de Sociologie 26, 1 : 3-35.

Poglia Miletì, Francesca, 2001, Die «neue» schweizerische Migrationspolitik. Dans : Bourdieu Pierre (dir.), Der Lohn der Angst, Flexibilisierung und Kriminalisierung in der neuen Arbeitsgesellschaft, 99/00, UVK, Konstanz : Liber.

Poglia Miletì, Francesca, 2012, Les enjeux du recensement de population aux Etats-Unis, Ethnicité, Immigration, Altérité. Paris : L'Harmattan.

Schnapper, Dominique, 1994, La communauté des citoyens : sur l'idée moderne de nation. Paris : Gallimard.

«Migrationshintergrund»: legitime oder stigmatisierende Klassifikation?

Menschen aufgrund ihrer Herkunft, ihrer Nationalität, ihrer Religionszugehörigkeit, ihrer Hautfarbe oder bezüglich ihrer «Wurzeln» einzuteilen, ist in den Medien, in politischen Debatten oder bei Behörden eine gängige Praxis. Um wissenschaftliche Studien durchzuführen oder um Massnahmen der Intervention einzuleiten, ist es unabdingbar, Personengruppen zu definieren sowie deren Lebenslagen und Probleme aufzuzeigen und zu analysieren. Zu diesem Zweck werden entsprechende Statistiken erstellt, die Vergleiche zwischen verschiedenen Gruppen von Personen ermöglichen.

Selbst wenn es legitim ist, für wissenschaftliche Zwecke und zur politischen Problemlösung Kategorien zu bilden und Klassifikationen vorzunehmen, muss man sich bewusst sein, dass damit immer auch eine Wertung verbunden ist. Kategorien sind in diesem Sinne nie neutral, sondern sind gesellschaftliches Spiegelbild politischer Aushandlungsprozesse, administrativer Notwendigkeiten und der Einbindung der Wissenschaft in diese Prozesse.

Bei der Unterscheidung von «Schweizern» und «Ausländern» bzw. von «Personen mit Migrationshintergrund» stellt sich die Frage, inwiefern sich solche Einteilungen auf die Lebenslagen der Betroffenen auswirken. Die Autorin zeigt auf, dass die Zuordnung von Menschen zu Kategorien die Gefahr birgt, verallgemeinernde Aussagen über Personengruppen zu machen, die immer auch politisch, emotional und ideologisch gefärbt sind.

Francesca Poglia Miletì est sociologue et professeure associée au Domaine des sciences, des sociétés et des cultures à l'Université de Fribourg. Ses recherches portent sur les migrations et les relations interethniques. Un ouvrage récent retrace l'histoire du recensement américain.



Tanja beim Fensterputzen | Tanja nettoie les fenêtres | Tanja pulisce le finestre



Tanja bei der Betreuung einer älteren Dame | Tanja aide une dame âgée | Tanja assiste una signora anziana



Tanja mit Freundinnen im Park | Tanja avec des amies dans un parc | Tanja con le amiche al parco



Histoires de migration ordinaire : réalités plurielles.

Les migrations ont longtemps été classées, dans la recherche et dans le discours social et politique, dans une logique de suites générationnelles. Ce regard avait tout à fait son sens. Quitter son lieu d'origine signifiait souvent une décision définitive – même si les migrants maintenaient le rêve du retour, pour mieux supporter leur destin probable de sédentarisation et, avec le temps, d'acculturation. Nos réalités contemporaines de la mobilité, du transnationalisme et de l'individualisation nous demandent une révision sérieuse de ce regard sur les années de la migration industrielle, marquée par le biais sédentaire et de l'acculturation.

Parler des premières générations signifie se référer à la période industrielle, quand migrer signifiait quitter la pauvreté et la campagne pour aller travailler dans les zones industrielles. C'est donc une *terminologie qui a un sens strictement historique* et décrivant une réalité de transposition importante et à long terme de populations d'un lieu à un autre.

Un phénomène pluriel

Parler des premières générations signifie aussi se référer à une réalité plurielle, en continuelle transformation et qui épouse le rythme des besoins et des opportunités, tant au niveau de la provenance qu'à celui de la destination. Le départ d'un petit groupe de jeunes d'un village suffisait à instaurer une migration filiative qui pouvait aller jusqu'à vider une commune pauvre pour en agrandir une autre, plus riche et attractive, ou qu'une commune subventionnait la migration pour alléger son nombre d'indigents ou encore qu'une entreprise venait à chercher activement dans une commune précise des jeunes disposés à migrer. De même, un contexte qui était demandeur en migrants pouvait, selon les secteurs économiques, avoir besoin de ces ressources humaines d'un certain type de formation, par exemple le Valais dans le secteur touristique ou Zoug dans le secteur industriel.

Si l'on se penche sur les premières générations de migrants de l'ère industrielle vers la Suisse, on constate qu'il s'agit d'une migration internationale venant largement de l'Italie. C'est le pays voisin d'abord, caractérisé par des zones de grande pauvreté et qui s'industrialise nettement plus tard que la Suisse et c'est, après la Deuxième Guerre mondiale, le seul pays voisin qui n'ait pas des restrictions quant à la migration de ces habitants vers l'étranger. On peut aisément distinguer au moins cinq moments de sédentarisation de personnes venant de l'Italie en Suisse et qui permettent de parler d'un pluralisme des premières générations, tant du point de vue des origines que des secteurs d'engagement.

Les constructeurs de tunnels

Même s'il y a de nombreuses premières générations, il n'est possible de retracer l'origine de la migration de masse depuis l'Italie qu'à partir de l'époque des grands tunnels, c'est-à-dire la période entre la fin du 19^e siècle et les premières décennies du 20^e siècle. Par exemple, la majeure partie de la main-d'œuvre du tunnel du Gothard (1872-1882) provenait du nord de l'Italie; par contre, pour la première fois, la main-d'œuvre méridionale (Calabre et Sicile) a été préférée pour la construction du tunnel du Simplon (1898-1906), en raison de la conviction qu'elle pouvait mieux résister aux hautes températures des chantiers souterrains (De Michelis 1903).

Les réfugiés politiques

Dans l'ordre chronologique, ce sont ensuite des réfugiés politiques qui s'installent en Suisse. Au début, c'étaient des socialistes qui échappaient à la répression en Italie et, une fois la frontière passée, formaient les premiers noyaux de socialistes italiens en Suisse (celui de Zurich a été l'un des plus importants). Mais la majorité des exilés politiques arrive en Suisse à partir des années 1920 pour échapper au régime fasciste. Ils sont d'origine du centre-nord de l'Italie, intellectuels et organisés dans une diaspora qui vise à soutenir ceux qui appartiennent à la Résistance en Italie. L'internationalisme socialiste dans un premier temps, puis le fascisme ensuite, ont déterminé

la constitution de groupes et d'avant-gardes qui, les décennies suivantes, ont représenté le berceau de diffusion du réseau de l'associationnisme laïque en émigration. Les réseaux laïques et religieux croissent d'une manière tellement exponentielle que la Suisse devient le pays avec le nombre le plus élevé du monde d'associations d'Italiens émigrés. Ce sont ces Italiens qui vont fonder les *Colonie Libere Italiane* en Suisse, une organisation qui a su se transformer pour s'implanter de manière capillaire dans toute la Suisse (Ricciardi 2013).

Les ingénieurs et les ouvriers spécialisés

La Suisse se retrouvera, juste après la Deuxième Guerre mondiale, dans une situation économique exceptionnelle. L'industrie est intacte et les commandes internationales pour des machines industrielles y affluent. Le démarrage économique nécessite d'abord des ingénieurs et une main-d'œuvre qualifiée qui va être recrutée directement dans le triangle d'or italien, à savoir le nord-ouest industriel autour des villes de Milan, Turin et Gênes. Ce sont ces Italiens, proches de la Confédération et y ayant eu des rapports historiques de travail saisonnier, qui ont augmenté les chiffres de la migration italienne en Suisse pendant la période 1945-1949.

La vague du nord-ouest correspond au démarrage de la phase de la reconstruction de l'Italie. Les migrants étaient en général des personnes instruites. Ils étaient les premiers cadres du monde associatif et souvent ils représentaient, pour ceux qui arrivaient en Suisse, les premiers points de référence pendant les décennies suivantes. Il y en avait beaucoup de Bergame (aujourd'hui l'un des territoires les plus riches en Italie) et, parmi eux, il y avait un fort pourcentage d'artisans qui – comme les nombreux artisans qui avaient traversé l'océan vers le « Nouveau Monde » entre le 19^e et le 20^e siècle – exportaient leurs compétences manufacturières. Les contremaîtres et les entrepreneurs formaient un autre contingent, celui provenant de la Vénétie, qui a été majoritaire jusqu'au début des années 1960.

Les mains de l'industrie, du bâtiment et de la restauration

C'est à partir de la Deuxième Guerre mondiale, puis plus massivement dans les années 1950, qu'une migration du nord-est de l'Italie arrive en Suisse à la recherche d'une vie meilleure, en particulier en provenance des villes minières et de la campagne. C'est la première vague de migrants peu qualifiés ou sans qualification. Jusqu'au milieu des années 1960, la migration venait surtout du nord. Si les migrations précédentes vivaient séparées de la population suisse, cette dernière migration va s'y trouver totalement immiscée, par le travail, par le fait d'habiter là même où réside la population suisse. Ces Italiens et Italiennes servent dans les restaurants, travaillent sur les chantiers urbains et fréquentent les lieux de rencontre.

Les arrivées du sud de l'Italie

Le boom économique ne sera pas possible sans les arrivées du sud de l'Italie, une longue vague qui a caractérisé au moins pour un quart de siècle (1960-1985) le flux italien. Ces migrants ont été les victimes de la première vague xénophobe de l'après-guerre. Bien que la construction de communautés homogènes à l'étranger ait été très importante pendant cette phase, le contact avec les autochtones est une caractéristique des collectivités italiennes qui ne peut pas être négligée. La tentative de se conformer, de s'adapter et de s'intégrer a été considérable, malgré une xénophobie latente qui aura caractérisé les décennies suivantes (Cattacin/Oris 2013).

Si d'un côté les performances économiques ont été extraordinaires, de l'autre côté les campagnes de l'arrière-pays méridional italien ont continué à se dépeupler. D'ailleurs, entre 1958 et 1976, la Suisse est incontestablement la première destination de la migration italienne. Et entre la fin des années 1950 et la première moitié des années 1960, en particulier à l'abri du deuxième accord sur le recrutement de main-d'œuvre de 1964, la présence italienne devient méridionale (Ricciardi 2011 ; 2013). En ce qui concerne les admissions, ce qui est remarquable pendant cette période c'est l'abandon progressif d'un *système de laissez-faire*, remplacé par un *modèle néocorporatiste* (Cattacin et al. 2005).

Les règles de recrutement et les acteurs changent et, avec l'arrivée en masse des méridionaux, les différences augmentent. Le sentiment xénophobe qui avait été mis de côté pendant des décennies explose encore une fois avec violence vers la moitié des années 1960 et reste latent pendant les décennies suivantes. La peur de la « surpopulation étrangère » conditionne inévitablement les opportunités de rapprochement entre ces deux mondes.

Au cours de la même période, les migrants manifestent pour la première fois publiquement leur malaise à travers un engagement social et en essayant aussi de sensibiliser les consciences de la population suisse. Les revendications sont unidirectionnelles, vers les autorités italiennes dans un premier temps et, à travers ce canal, vers les autorités et l'opinion publique helvétique (La Barba et al. 2013).

Devenir comme les autres

La pression homogénéisante de l'après-guerre touchait toute la population. Pour les migrants de la première génération, elle se traduisait par une demande à « s'assimiler » et une volonté d'inclusion. Des films comme « Pane e cioccolata » témoignent de cette pression, des difficultés et des méfiances qu'elle créait au quotidien, voire de l'ambivalence même de l'idée que nous puissions tous devenir des semblables. Il y eut trois moments clés qui ont contribué à changer la perception réciproque de mé-

fiance : d'abord la tragédie de Mattmark (1965), au cours de laquelle pour la première fois des Italiens et des Suisses meurent les uns à côté des autres (88 ouvriers, majoritairement des Italiens). Elle marque le début d'actes visibles de solidarisation et d'un discours des villes et des autorités suisses sur le respect réciproque et l'intégration. Ensuite, la longue période des initiatives xénophobes des années 1970 et l'effort, par l'initiative « Être solidaires » qui démarre en 1974 et soumise au vote en 1981, une première tentative de réconcilier les migrants avec la population suisse via une démarche xénophile et impliquant les migrants eux-mêmes et leurs associations. Et, enfin, la victoire italienne lors de la coupe du monde de football de 1982 qui déverse dans les rues du pays des milliers de travailleurs italiens et leurs familles qui vivaient depuis des décennies en Suisse ou y étaient alors nés.

Aujourd'hui, les premières générations d'Italiennes et Italiens sont à la retraite, vivent en Italie et font les pendulaires pour garder le contact avec leurs enfants – ou vivent en Suisse où elles préparent les institutions qui se consacrent aux personnes âgées, à s'ouvrir à leurs besoins, de s'ouvrir à la différence. Leur destin est d'être pionnier, même à l'âge avancé.

Bibliographie

- Cattacin, Sandro; Rosita Fibbi et Hans Mahnig**, 2005, Bilan de la politique migratoire suisse et perspectives pour l'avenir. Dans : Mahnig, Hans (éd.). Histoire de la politique de migration, d'asile et d'intégration en Suisse depuis 1948. Zurich : Seismo, 445-453.
- Cattacin, Sandro et Michel Oris**, 2013, Introduction. L'apprentissage de la xénophobie. Dans : La Barba, Morena et al. (éd.), La migration italienne dans la Suisse d'après-guerre : Identités, discours et réalités. Lausanne : Antipodes, 5-12.
- De Michelis Giuseppe**, 1903, L'emigrazione italiana nella Svizzera. Roma : Tip. G. Bertero & C..
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim**, 1970, Migration : ein Beitrag zu einer soziologischen Erklärung. Stuttgart: F. Enke.
- La Barba, Morena; Christian Stohr; Michel Oris et Sandro Cattacin** (éd.), 2013, La migration italienne dans la Suisse d'après-guerre. Lausanne : Antipodes.
- Ricciardi, Toni**, 2011, La Svizzera voleva braccia ma arrivarono uomini. Dans : Fondazione Migrantes (éd.). Rapporto Italiani nel mondo 2011. Roma : Idos, 291-305.
- Ricciardi, Toni**, 2013, Associazionismo ed emigrazione. Storia delle Colonie Libere e degli Italiani in Svizzera. Roma-Bari : Laterza.
- Sayad, Abdelmalek et Farinaz Fassa**, 1982, Éléments pour une sociologie de l'immigration. Lausanne : Institut de science politique.

Primo-Migranten? Generationenkonzepte in Frage gestellt

In Diskursen über Einwanderung hat sich in Forschung und Politik eine Sichtweise etabliert, die von einer Abfolge von «Generationen» ausgeht. Man spricht von erster, zweiter und dritter Generation. Eine solche Perspektive hat in der Vergangenheit eine gewisse Berechtigung gehabt. Sein Heimatland zu verlassen, um sich anderswo definitiv niederzulassen, entsprach meist der Realität – selbst wenn manche Migrantinnen und Migranten in einer Rückkehrorientierung verharren, um den Prozess der «Akkulturation» besser ertragen zu können.

Migrationsprozesse – dies zeigen neuere Ansätze in der Forschung – gestalten sich jedoch nicht nach dem immer gleichen Modell von Ankunft, «Akkulturation» und Integration. Ein Blick auf die Geschichte lehrt uns, dass Konzepte wie «Primo-Migranten» oder «erste Generation» nur ein unvollständiges Bild der konkreten Situationen jener Menschen wiedergeben, die sozusagen als «erste» migrierten. Am Beispiel der italienischen Immigration in die Schweiz zeigen die Autoren auf, wie vielfältig die Realitäten der so genannten ersten Generation sind. Sie entsprechen nur teilweise dem Bild, das man landläufig von süditalienischen Gastarbeitern mit geringen Qualifikationen hat. Denn bevor diese ab den 1960er-Jahren in die Schweiz einwanderten, um als Saisoniers in der Landwirtschaft, auf dem Bau und im Tourismusgewerbe zu arbeiten, später ihre Familien nachzogen und sich hier niederliessen, gab es mehrere Phasen von Immigration unterschiedlichen Charakters. Für den Tunnelbau am Gotthard Ende des 19. Jahrhunderts waren es zunächst erfahrene Mineure aus Norditalien, die sich an diesem Projekt beteiligten, während der faschistischen Ära in Italien suchten Intellektuelle und Angehörige der Resistenza Zuflucht im Schweizer Exil, und in der unmittelbaren Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg stellten Ingenieure und qualifizierte Arbeitskräfte der aufblühenden Wirtschaft in der Schweiz ihr Fachwissen zur Verfügung.

Toni Ricciardi est historien spécialisé sur les questions d'immigration italienne en Suisse. Il travaille comme chercheur à l'Université de Genève.

Sandro Cattacin est Professeur au Département de Sociologie de l'Université de Genève.



Dinu und Aliona beim Telefonieren | Dinu et Aliona au téléphone | Dinu e Aliona al telefono



Dinu bei der Betreuung eines Gehbehinderten | Dinu s'occupe d'un handicapé | Dinu assiste un disabile

« La Suisse doit reconnaître ses enfants. »

Les enfants ne sont jamais responsables de l'histoire de migration des parents. C'est à partir de ce prisme que se base l'action politique de la Conseillère nationale Ada Marra concernant la question spécifique des jeunes migrants. A son avis, cette différenciation des problématiques est une réponse politique nécessaire au fantasme sur « l'étranger ».

La politique de migration est une vaste question. Quelle est votre position en la matière ?

Les différents types de migration demandent des réponses différentes. Par exemple en termes de mesures sociales, civiques ou politiques. Ainsi, la problématique d'un requérant d'asile est différente de celle d'un permis B ou C, ou de ces étrangers nés et scolarisés en Suisse.

Vous vous êtes tout particulièrement intéressée à la situation des enfants d'immigrés, lesdits « Secondos », et vous avez déposé une initiative parlementaire. Quelle a été votre démarche ?

Avant de développer plus en avant cette initiative, permettez-moi de faire une parenthèse qui me tient à cœur sur le terme de deuxième ou troisième génération, ainsi que sur le terme de « Secondos », très en vogue, notamment en Suisse alémanique. A mon sens, ce vocabulaire et son mouvement politique est un auto-goal. En effet, s'il y a des enfants et petits-enfants d'immigrés, il n'y a pas de deuxième génération. Deuxième génération de quoi ? D'immigrés ? Or, ces enfants et petits-enfants n'ont pas émigré. Ils sont nés en Suisse. Et se considérer implicitement comme étranger, alors même que le but de ce mouvement est la reconnaissance de leur intégration, me semble un non-sens. Voilà pour le cri du cœur.

Avec l'initiative parlementaire intitulée « La Suisse doit reconnaître ses enfants » en 2008, c'est spécifiquement sur la troisième génération que je me suis penchée. Pour l'heure, la Confédération n'a pas de statistique qui indique si un non détenteur du passeport rouge à croix blanche, né en Suisse, est de ce qu'on appelle de la deuxième ou la troisième génération.

Mais il y a 4 ans, on estimait ces derniers à environ 350 000, chiffre qui a sûrement dû augmenter depuis. L'initiative demande une naturalisation facilitée pour la troisième génération.

Vous critiquez les perceptions de deuxième et troisième générations. Que faudrait-il changer ?

Le constat est le suivant : les personnes nées en Suisse de parents qui, eux, sont nés en Suisse de parents ayant séjourné pour la plupart du temps plus de vingt ans en Suisse, ne sont plus des étrangers. Dans la plupart des cas, ces personnes n'ont plus que de vagues connaissances de la langue de leurs grands-parents. Et si elles devaient passer le test de la langue pour voir si elles sont intégrées dans le pays dont elles possèdent la nationalité, elles ne passeraient jamais l'examen. La troisième génération n'a pratiquement plus que des liens touristiques et symboliques avec le pays mythique des grands-parents. La réalité de ces personnes est bien ancrée en Suisse, quels que soit cette réalité et le niveau socioéconomique de leur vie. Elles sont le produit de la réalité helvétique. C'est un constat simple, plein de bon sens et qui ne mérite pas d'être pris en otage sur les problématiques migratoires. C'est ce que j'appellerais une évidence politique qui devrait être reconnue par tous les partis. Qu'ils soient « méritants » ou non, on ne peut pas les renvoyer à un qualificatif d'étranger. On ne peut pas les considérer à l'aune de la loi sur les étrangers. La Suisse doit reconnaître ses enfants, son histoire de politique migratoire, sa réalité. En fait, ces personnes doivent être sorties des statistiques sur les étrangers !

Pour revenir à l'initiative « La Suisse doit reconnaître ses enfants », en quoi consiste-t-elle ?

Cette initiative vise à ce que les étrangers de la troisième génération établis en Suisse obtiennent la nationalité sur demande des parents ou des personnes concernées. Il n'y a pas d'automatisme en tant que tel, puisqu'une demande doit être faite. Mais cela devient un acte administratif une fois que la demande est posée. C'était une condition pour que les partis bourgeois l'acceptent en commission après l'échec en votation de 2004 de la naturalisation automatique. Et si les deux commissions l'ont bien acceptée avec par ailleurs une procédure de consultation habituelle, elles l'ont faite traîner par peur d'abor-

der en période électorale la question migratoire. Maintenant, l'argument avancé pour ne pas la traiter en plénum, c'est d'attendre la fin du débat sur la loi sur la nationalité en cours. Révision qui pour l'heure est extrêmement négative puisque après son passage au plénum du National, il y a deux péjorations pour les jeunes: l'article qui jusqu'à présent permettait de compter double les années passées en Suisse entre 10 et 20 ans est abrogé, et les jeunes détenteurs de permis F ne pourront plus demander la naturalisation. On attend son passage au Conseil des Etats pour espérer voir gommer ces attaques monstrueuses sur des jeunes n'ayant pas choisi l'histoire migratoire de leurs parents.

La naturalisation pour ces jeunes détenteurs de permis F est importante car bien souvent, les personnes admises provisoirement restent en Suisse pendant de nombreuses années, voire toute une vie, mais leur intégration est compromise par ce statut précaire. La révision de la loi sur la nationalité est une attaque pour eux. La première mesure contre ces jeunes prévoit que l'autorisation fédérale de naturalisation ne peut être octroyée qu'à des titulaires d'un permis d'établissement, un permis C. La deuxième mesure est d'instaurer une nouvelle règle pour calculer la durée du séjour effectué en Suisse préalablement à la demande de naturalisation qui ne tienne pas compte des années vécues au bénéfice d'une admission provisoire. Ceci entraîne des délais considérables pour les jeunes détenteurs de permis F.

Comme on le voit, le travail est encore long pour différencier les problématiques. Etes-vous optimiste pour l'avenir ?

Oui, j'aimerais prendre un exemple où ce prisme qui consiste à «déculpabiliser» les enfants d'immigrés a été appliqué. Grâce notamment à plusieurs acteurs politiques tels que Oscar Tosato, municipal socialiste à Lausanne, Antonio Hodgers et Luc Barthassat, respectivement conseillers nationaux des Verts et PDC, en faisant en sorte que les jeunes sans-papiers puissent avoir accès à l'apprentissage. Chose qu'a concrétisé la conseillère fédérale Simonetta Sommaruga par voie d'ordonnance.

Il ne faut pas punir ces jeunes en les laissant dans un «no man's land» professionnel parce que leurs parents ont contrevenu à la loi sur le séjour suisse. L'approche concernant les jeunes doit être humaniste, certes, mais également pragmatique. La Suisse doit créer des conditions cadre pour pouvoir faire éclore au mieux cette formidable énergie et ce potentiel de la jeunesse qui doit être vue comme l'avenir social, politique et économique de notre pays, et non pas comme une tête expiatoire d'une histoire de migration dont ils ne sont pas responsables.

Merci beaucoup pour cet entretien !

«Die Schweiz muss ihre Kinder anerkennen»

Kinder können für die Migrationsentscheide ihrer Eltern nicht verantwortlich gemacht werden. Das politische Programm der Nationalrätin Ada Marra bezüglich jungen Migrantinnen und Migranten basiert auf diesem Standpunkt. Diese Einstellung einzunehmen ist für sie ein notwendiger Schritt, um die Frage des «Fremden» in unserer Gesellschaft differenziert anzugehen. Mit der Parlamentarischen Initiative «Die Schweiz muss ihre Kinder anerkennen» versucht Ada Marra einen Perspektivenwechsel einzuleiten. Aus ihrer Sicht sind Kinder, die von Eltern ohne Schweizerpass in der Schweiz geboren wurden und hier aufwuchsen, grundsätzlich als Schweizer Kinder zu verstehen. Diese jungen Menschen, Angehörige der so genannten zweiten und dritten Generation, machten 2008 schätzungsweise 350 000 Personen aus. Heute dürften es sogar noch mehr sein. Die Initiative verlangt, dass Kinder der dritten Generation auf Antrag ein erleichtertes Einbürgerungsverfahren durchlaufen können.

Kinder von Eltern ausländischer Herkunft, die selber schon in der Schweiz geboren wurden oder mehr als zwanzig Jahre in der Schweiz verbracht haben, sind nach Ansicht von Ada Marra nicht mehr als «Ausländer», nicht mehr als «Fremde» zu betrachten. In den meisten Fällen verfügen sie nur noch über rudimentäre Kenntnisse der Sprache, die die Grosseltern sprechen. Müssten sie in jenem Land, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzen, einen Sprach- und Integrationstest absolvieren, würden sie die Prüfung wahrscheinlich nicht bestehen. Angehörige der dritten Generation haben in der Regel meist nur gerade touristische und symbolische Bindungen zum mythischen Land der Grosseltern. Die Realität dieser Menschen befindet sich gut verankert in der Schweiz, unabhängig davon, welcher sozialen Schicht sie angehören. Sie sind ein «Produkt» helvetischer Realität.

Note de la rédaction : L'entretien a été conduit fin juillet. Les débats sur la révision de la loi de la nationalité au Conseil des Etats ont eu lieu en septembre.

Ada Marra est conseillère nationale du Canton de Vaud.

Les enfants de migrants : un véritable potentiel.

Dans la perception collective, les enfants de migrants riment souvent avec problèmes sociaux, tourments identitaires et surtout difficultés, voire échecs scolaires. La vision pessimiste des enfants de migrants est pour le moins partielle et même inexacte, car nombreux sont les jeunes issus de la migration qui présentent des parcours de formation remarquables. L'analyse de la littérature s'attache à cerner les facteurs de réussite en dépit de conditions initiales défavorables. Elle va au-delà des seuls facteurs individuels de réussite scolaire et professionnelle car elle explore aussi l'impact des facteurs contextuels et institutionnels. Les structures scolaires sont appelées à soutenir davantage les enfants de migrants, afin d'exploiter au maximum le potentiel qu'ils représentent dans cette société.

En Suisse, le cliché négatif sur les enfants de migrants est aujourd'hui encore dominant, en dépit de l'expérience acquise en matière d'intégration des premières vagues migratoires. Parmi les raisons de cette vision unidimensionnelle figure la prépondérance jusqu'il y a une quinzaine d'années en Suisse d'une immigration faiblement qualifiée sur le plan scolaire. Le souci d'équité a également induit divers auteurs à relever, voire dénoncer les écarts de réussite scolaire des enfants de migrants par rapport aux autochtones et à décortiquer l'impact socialement pénalisant des structures scolaires. Finalement, la procédure de naturalisation en Suisse s'avère socialement sélective : elle écrème les rangs des enfants de migrants naturalisés en les reclassant à juste titre comme Suisses, rendant par là même invisible les résultats de ces jeunes issus de la migration qui présentent en moyenne les meilleures performances scolaires (Fibbi et al. 2005). La vision pessimiste des enfants de migrants est pour le moins partielle, voire inexacte, car nombreux sont les jeunes issus de la migration qui présentent des parcours de formation remarquables (Stamm 2012).

L'étude s'inscrit dans la perspective des théories de l'incorporation dans la mesure où elle pose au centre de son intérêt l'insertion structurelle des enfants de migrants, que ce soit sur le plan de la formation acquise ou de l'insertion professionnelle. Ce faisant, l'étude va au-delà des seuls facteurs individuels de réussite scolaire et professionnelle, comme c'est le cas du modèle qui concerne notamment les élèves surdoués. Cette analyse de la littérature s'attache en premier lieu à explorer l'impact des facteurs contextuels et institutionnels, car ce sont précisément sur ces facteurs que les acteurs de la société d'immigration ont une emprise plus directe.

L'étude s'est composée de trois parties. La première partie a consisté à mener une revue de la littérature nationale et internationale afin de mettre en lumière les inputs éducationnels, c'est-à-dire les facteurs-ressources qui ont permis aux enfants de migrants de dépasser leurs conditions de départ défavorables. La seconde partie a voulu retracer le parcours de formation de six jeunes d'origine immigrée, vivant dans les trois régions linguistiques de Suisse. La troisième et dernière partie inventorie huit modèles d'action mis en œuvre en Suisse et en Europe pour soutenir les efforts des enfants de migrants dans la réussite de leur formation.

Une réalité aux contours méconnus

Pour contribuer à une meilleure visibilité de la réussite des jeunes d'origine immigrée, il convient de mettre en exergue le potentiel qu'ils représentent pour la société et l'économie suisses. Parmi les nombreux critères évoqués à propos de l'intégration, la réussite scolaire et professionnelle est unanimement considérée comme déterminante de par la garantie d'un ancrage assuré sur le marché du travail. Un bon niveau de formation apparaît comme essentiel, quelles que soient les conceptions de l'intégration : le fait d'avoir achevé une formation post-obligatoire représente un gage de réussite pour les jeunes et la société dans laquelle ils vivent.

Or, la réalité des jeunes issus de la migration est contrastée car, à côté des échecs, nombreux sont ceux qui réussissent à

Formation des parents	Statut migratoire	Ecole obligatoire	Sec II profess.	Sec II maturité	Tertiaire profess.	Tertiaire: haute école
Ecole obligatoire	Suisse de naissance	15.0	68.0	10.4	2.3	4.3
	Enfant de migrants né en Suisse	17.9	59.5	12.4	2.6	7.7
Sec II profess.	Suisse de naissance	5.6	67.2	16.7	3.1	7.4
	Enfant de migrants né en Suisse	10.0	59.2	15.4	4.4	11.0
Sec II maturité	Suisse de naissance	4.2	38.7	33.4	3.7	20.1
	Enfant de migrants né en Suisse	9.9	8.8	24.5	4.5	22.4

Jeunes nés en Suisse, âgés de 20 ans : niveau de formation atteint selon le niveau de formation le plus élevé des parents et le statut migratoire

Source : Mey et al. 2005 – Recensement 2000

l'école. Lorsqu'on tient compte de l'origine sociale des parents, les enfants de migrants nés en Suisse sont plus nombreux que les Suisses de naissance dans les formations tertiaires générales et professionnelles, comme le démontre la distribution des résultats scolaires ventilés selon le niveau de formation des parents (Recensement 2000). Ces données reflètent la situation précédant la vague migratoire des années 2000, caractérisée par une présence accrue de migrants hautement qualifiés dans l'économie et de leurs enfants dans les écoles.

Dès lors, il convient d'identifier les facteurs qui expliquent comment certains jeunes réussissent sur le plan scolaire malgré des conditions de départ défavorables. En effet, les facteurs individuels contribuent, avec des facteurs structurels, relationnels et contextuels, à déterminer et délimiter les champs des interventions possibles des enfants de migrants.

Les facteurs à l'origine de la réussite

L'analyse de nombreuses études suisses et internationales indique que plusieurs facteurs ou inputs éducationnels ont une influence positive sur le parcours de formation des enfants de migrants. Ainsi, cinq champs d'influence concourent à produire la réussite d'une formation post-obligatoire : le parcours et le projet migratoires, l'environnement familial, les structures de formation, le capital social et enfin, les ressources psychosociales. De chacun de ces champs, un ou deux facteurs ont montré un impact particulièrement fort sur les possibilités de réussite scolaire des enfants de migrants.

Concernant le parcours et le projet migratoires, le *mode d'incorporation*, c'est-à-dire l'accueil reçu par les migrants à leur arrivée dans le pays d'immigration de la part des autorités peut diminuer ou augmenter les obstacles auxquels ils devront faire

face dans leur nouvel environnement. Ceci va également influencer l'environnement familial et en particulier le type de socialisation de la famille qui, en fonction, s'oriente davantage vers une socialisation intra- ou interethnique. Ici, la *socialisation interethnique* est celle qui permet d'accroître les compétences linguistiques des enfants de migrants dans la langue d'instruction, dont la maîtrise joue un rôle fondamental dans la sélection scolaire. Par conséquent, les structures de formation comme les *institutions préscolaires* permettent de compenser les inégalités de contexte de départ en offrant aux jeunes enfants de migrants la possibilité de commencer l'apprentissage de la langue de scolarisation, avant même leur entrée à l'école obligatoire. De plus, le report de la sélection scolaire à un moment plus tardif dans la scolarité obligatoire laisse d'une part l'opportunité aux enfants de compenser les éventuelles influences défavorables liées à leur condition socio-économique et évite d'autre part de les pénaliser pour une immigration tardive.

Pour permettre un bon déroulement de leur scolarité, puis de leur formation, les enfants de migrants ont besoin aussi et surtout d'un fort capital social, c'est-à-dire non seulement de *l'appui de leur entourage familial ou communautaire* mais également du *soutien individualisé de la part des enseignants*. La combinaison de ces facteurs permet de développer des ressources psychosociales comme la *résilience* et la *motivation* nécessaires pour surmonter les obstacles liés à leur condition d'immigrés et parvenir à un parcours de formation accompli.

Similitudes entre immigrés et autochtones

L'étude a certes singularisé la situation des enfants de migrants. Il faut cependant souligner avec force les similitudes de la condition des enfants de migrants avec celle des jeunes « autochtones » issus de milieux modestes. Ainsi, des mesures visant les élèves issus de milieux défavorisés ciblées sur la dimension sociale constituent, sans aucun doute, une réponse adéquate aux défis posés par l'intégration des couches défavorisées dans la société.

Toutefois, la déterminante socio-économique ne rend pas complètement compte de l'ensemble des variations dans les résul-

tats scolaires entre jeunes issus de la migration et jeunes autochtones. Ce constat empirique rend indispensable l'adoption de mesures ciblées sur ce public particulier, pour atteindre une plus grande équité (OECD 2010). La question linguistique est assurément d'importance capitale : le développement de la prise en charge préscolaire de tous les enfants va justement dans cette direction, bien qu'il n'épuise pas le champ des interventions possibles.

De plus, au regard du rôle important qu'ont joué des enseignants dans les parcours de réussite des jeunes interrogés et de l'importance attribuée aux figures positives par ces jeunes à la recherche de repères, un développement s'impose en direction de cette figure professionnelle. Les modalités de cet investissement pourraient aller d'interventions structurées et soutenues de *mentoring* dans les filières de formation post-obligatoire au recrutement ciblé et accru de jeunes issus de la migration pour le métier d'enseignant, car ils sont particulièrement sensibilisés à ce rôle de médiateur culturel envers les parents et de soutien professionnel et social pour les jeunes. On pourrait ainsi mettre à contribution la diversification interne des collectivités immigrées, au sein desquelles l'on voit émerger de plus en plus de jeunes au parcours de formation réussi.

Les études internationales concernant l'intégration socio-professionnelle des enfants de migrants relèvent un paradoxe pour ce qui est de la Suisse : d'un côté, les études PISA soulignent les différences notables en matière de résultats scolaires des enfants de migrants, alors que de l'autre les disparités globales quant à leur participation au marché du travail sont assez faibles (Liebig et al. 2012). En conséquence, les structures scolaires sont appelées à soutenir davantage la réussite scolaire des enfants de migrants, afin d'exploiter au maximum le potentiel qu'ils représentent dans cette société.

Das Potential der Kinder der zweiten Generation zum Tragen bringen

In der öffentlichen Meinung werden Kinder von Zugewanderten häufig mit sozialen Problemen und Identitätskonflikten, vornehmlich aber mit Schwierigkeiten bezüglich ihrer Schullaufbahn assoziiert. Diese pessimistische Sicht auf die Situation von jungen Menschen mit Migrationshintergrund ist lückenhaft und teilweise auch falsch. Denn viele dieser Jugendlichen verfügen über Schul- und Bildungskarrieren mit Vorzeigecharakter. Eine Auswertung von Studien über die Situation von jungen Menschen mit Migrationshintergrund kristallisiert die Faktoren heraus, die solchen Erfolg begünstigen. Neben individuellen berücksichtigte die Analyse auch kontextuelle und institutionelle Aspekte.

Die Literaturstudie kommt zum Schluss, dass verschiedene Faktoren gleichzeitig wirksam sein müssen, um Erfolge begründen zu können. Fünf Einflussbereiche werden dabei genannt: der Verlauf des Migrationsprojektes, das familiäre Umfeld, die Bildungsstrukturen, das soziale Kapital und die psychosozialen Ressourcen. Erfolgreiche Bildungskarrieren zeichnen sich dadurch aus, dass einer oder zwei Faktoren in jedem dieser Bereiche vorhanden sind oder zum Tragen kommen. Besonders wirkungsvoll zeigt sich der Einfluss von Lehrpersonen, die die Anstrengungen der Kinder von Zugewanderten unterstützend begleiteten. Die Autorinnen plädieren dafür, dass die schulischen Strukturen diesem Umstand mehr Aufmerksamkeit schenken, damit die Potenziale dieser jungen Menschen auch tatsächlich entfaltet werden können – unabhängig ihrer jeweiligen Staatsangehörigkeit oder der familiären Umstände, in denen sie sich befinden.

Bibliographie

Bader, Dina et Rosita Fibbi, 2012, Les enfants de migrants : un véritable potentiel. Neuchâtel : Forum suisse pour l'étude des migrations et de la population.

Fibbi, Rosita; Mathias Lerch et Philippe Wanner, 2005, Processus de naturalisation et caractéristiques socio-économiques des jeunes issus de la migration. Dans : OFS (éd.), L'intégration des populations issues de l'immigration en Suisse : personnes naturalisées et deuxième génération. Neuchâtel : Office fédéral de la statistique.

Liebig, Thomas; Sebastian Kohls et Karolin Krause, 2012, L'intégration des immigrés et de leurs enfants sur le marché du travail en Suisse. Paris : Éditions de l'OCDE.

Mey, Eva; Miriam Rorato et Peter Voll, 2005, Die soziale Stellung der zweiten Generation. Analysen zur schulischen und beruflichen Integration der zweiten Ausländergeneration. Dans : OFS (éd.), L'intégration des populations issues de l'immigration en Suisse : personnes naturalisées et deuxième génération. Neuchâtel : Office fédéral de la statistique, 61-152.

OECD Migrant Education Policy Review, 2010, Closing the gap for immigrant students : policies, practice, and performance. Paris : Publications de l'OCDE.

Stamm, Margrit, 2012, MIRAGE Migranten als Aufsteiger. Der Berufserfolg von Auszubildenden mit Migrationshintergrund im Schweizer Berufsbildungssystem. Schlussbericht zuhanden der Berufsbildungsforschung des BBT. Fribourg : Universität Freiburg.

Vidéos de témoignages

Le rapport écrit, accessible sur le site du Forum suisse pour l'étude des migrations et de la population (SFM) en version française et allemande, a été avantageusement complété par des vidéos de témoignages d'enfants de migrants, tournées par divers journalistes :

Mme Tania Chytil de la RTS de Genève

M. Massimiliano Herber de la RSI de Lugano

M. Giancarlo Moos de Jobtv.ch de Zurich

Les portraits filmés des jeunes interviewés peuvent être visionnés sur le site du SFM : www.migration-population.ch/sfm/secondo_pot

Rosita Fibbi et **Dina Bader** travaillent au Forum suisse pour l'étude des migrations et de la population (SFM) de l'Université de Neuchâtel. Rosita Fibbi est sociologue, Dina Bader doctorante en sciences sociales.

Gebremste Secondos.

Im Herbst 2009 machte eine positive Nachricht bezüglich der Situation von Secondas und Secondos auf sich aufmerksam: Der OECD-Bericht zur beruflichen Integration von Kindern von Immigranten stellte der Schweiz im internationalen Vergleich ein überdurchschnittlich gutes Zeugnis aus, da die Kinder von Migrantinnen und Migranten deutlich bessere Beschäftigungsquoten als anderswo aufweisen. «Die Schweiz als Musterland» oder «Secondos haben auf dem Arbeitsmarkt gleiche Chancen», lauteten die entsprechenden Schlagzeilen. Eine Studie zeigt, dass die Realität etwas anders aussieht.

Die Tatsache, dass die Arbeitsmarktintegration der 2. Generation vergleichsweise gut gelungen ist, ist zwar erfreulich: Die Verhinderung von Ausbildungslosigkeit bei Jugendlichen ist elementar, um späteren Armuts- und Ausschlussmechanismen entgegen zu wirken. Allerdings wäre es unklug, die Befunde vorschnell als Beleg dafür interpretieren zu wollen, dass in der Schweiz alles zum Besten stehe. Es gibt nämlich auch andere Fakten, etwa jene, dass sich hinter pauschalen Durchschnittswerten eine Polarisierung innerhalb der Secondos zwischen einer besonders erfolgreichen und einer besonders schlecht gestellten Gruppe vollzieht (Mey et al. 2005); dass Jugendliche mit Migrationshintergrund nachweislich allein aufgrund ihres ausländischen Namens bei der Vergabe von Lehrstellen benachteiligt sind (Fibbi et al. 2003); oder dass sie in den Zwischenlösungen zwischen Schule und Beruf und generell in den schlecht qualifizierten Bildungsgängen übervertreten sind.

Jugendliche mit Migrationshintergrund werden in der Schweiz mit unvollständigen und widersprüchlichen Angeboten zu gesellschaftlicher Teilhabe konfrontiert. Resultate aus einer Studie zeigen, dass beim Übergang von der Schule in den Beruf so genannte «Abkühlungsprozesse» stattfinden, wenn das grundsätzliche Bedürfnis der Jugendlichen nach gesellschaftlicher Anerkennung und Teilhabe nicht eingelöst wird.

Befunde aus einer biographischen Studie

Wie erleben und gestalten Jugendliche mit Migrationshintergrund den Übergang von der Schule ins Erwerbs- und Erwachsenenleben? Wie nehmen sie ihre eigene Stellung im gesellschaftlichen Gefüge wahr, welche Strategien entwickeln sie, auf welche Ressourcen greifen sie zurück? Die Studie, die in den Jahren 2006 bis 2010 in der Gemeinde Emmen durchgeführt wurde, liefert dazu Antworten. Mit 34 Jugendlichen unterschiedlicher nationaler Herkunft wurden im Abstand von rund zwei Jahren ausführliche biographisch-narrative Interviews geführt, in denen die jungen Frauen und Männer über ihre Lebensgeschichte, ihre aktuelle Lebenssituation und ihre Zukunftsperspektiven erzählten. Das Gros der Befragten befand sich zum ersten Interviewzeitpunkt im letzten Schuljahr, zum zweiten Zeitpunkt in der Lehre bzw. einer weiterführenden Schule. Mit Emmen wurde eine Gemeinde ausgewählt, die einen überdurchschnittlich hohen Anteil ausländischer Wohnbevölkerung aufweist. Verallgemeinerungen der Studienbefunde über den Emmer Kontext hinaus erfordern jeweils die nötige Sorgfalt, können aber grundsätzlich auch für andere Teile der Schweiz gelten.

Bildungslaufbahn als steiniger «Königsweg»

Die interviewten Jugendlichen waren sich gegen Ende der Schulzeit der zentralen Bedeutung des Zugangs zu einer nachobligatorischen Ausbildung bewusst. Sie wollten diesen Übergang, den sie als Nadelöhr wahrnehmen, unbedingt erfolgreich meistern: um sich «eine gute Zukunft aufzubauen», wie dies wiederholt betont wurde, um etwas zu lernen, das nebst materieller Sicherheit auch Erfahrungen von Sinn und Selbstwirksamkeit ermöglicht, aber auch, weil sie sehr genau wahrnahmen und vermittelt bekamen, wie eng und unentrinnbar gesellschaftliche Anerkennung an eine gesicherte berufliche Position gebunden ist. «... weil in der Schweiz ist man nichts ohne Diplom», fasst ein junger Mann seine diesbezüglichen Wahrnehmungen lapidar zusammen.

Die Jugendlichen investierten entsprechend viel in ihre berufliche Platzierung. Sie bewiesen dabei grosse Flexibilität bei der

Berufswahl und entwickelten eine Vielzahl von Strategien, um sich auch nach zahlreichen Rückschlägen nicht beirren zu lassen. Dass der Zugang zu einer Lehrstelle in der Regel schliesslich doch klappte, war nicht nur den Jugendlichen selbst und den staatlichen Angeboten zu verdanken, sondern auch der emotionalen Unterstützung durch die Eltern in Krisenphasen. Einmal in der Lehre, wurde insbesondere der praktische Teil der Lehre im Betrieb als motivierend erlebt. Aufgrund von positiven Beziehungen zu Lehrmeistern entwickelten die Jugendlichen Engagement und fachliche Identifikation mit ihrem Fach, selbst wenn es sich nicht um ihren Wunschberuf handelte: Der Stolz, mit dem sie über ihre Arbeit und über positive Rückmeldungen von Vorgesetzten berichten, zeigt die hohe Empfänglichkeit für Erfahrungen von Anerkennung.

Dennoch: Der lange und oft zehrende Weg zu einer Lehrstelle und die dabei erlebten Erfahrungen von Zurückweisung hinterlassen Spuren. «Ja, da fragt man sich, was man falsch macht oder was falsch ist an einem», deutet ein junger Mann die erlebten Selbstzweifel an, und eine junge Frau meint angesichts ihrer knapp hundert Bewerbungsschreiben, die oft gar nicht beantwortet wurden: «Es ist so, als würde es dich gar nicht geben, irgendwie».

Verfestigung sozialer Grenzen nach Abschluss der Volksschule

Auch nach hohen Investitionen müssen viele Jugendliche eine starke Anpassung ihrer ursprünglichen Berufswünsche vornehmen, damit sie den Einstieg ins Berufsleben schliesslich schaffen. Selbstverständlich kommt es auch bei Schweizer Jugendlichen vor, dass sie mit einem Beruf vorlieb nehmen müssen, der nicht ihren Wünschen entspricht. Bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund kommt diesem Umstand in verschiedener Hinsicht aber eine andere Qualität zu. So zeigen die Interviews, dass sich die jungen Frauen und Männer durchaus bewusst sind, wenn sie in Branchen oder Bereichen platziert werden, in denen Ausländer übervertreten sind: «Also die Baustellen, die sind ja voll von Ausländern», stellt einer der Jugendlichen fest. Das individuelle Unbehagen gegenüber einem bestimmten Beruf mischt sich mit der Wahrnehmung, als

«Ausländer» in tendenziell unbeliebte Berufe gelenkt zu werden, in denen die Lehrstellen noch nicht besetzt werden konnten – und bei denen nun die «Bürger zweiter Klasse» zum Zug kommen.

Hinzu kommt, dass die berufliche Platzierung bei den Jugendlichen ausländischer Herkunft in eine biographische Phase fällt, in der die selbstverständliche Zugehörigkeit zur Schweiz ohnehin hoch fragil ist. Der Übergang von der Volksschule in den Beruf ist insofern bedeutend, als mit der Volksschule ein Ort zumindest symbolischer Gleichheit und selbstverständlicher Zugehörigkeit verlassen wird, den die Jugendlichen als solchen schätzten. Auch wenn bereits während der Schule und insbesondere mit dem Eintritt in die Oberstufe entscheidende Selektionsschritte stattfinden, und auch wenn gesamtgesellschaftliche Hierarchien und Konflikte vor dem Schulhaustor nicht Halt machen: Es zeigte sich immer wieder, dass mit der Schule insgesamt positive Erfahrungen verbunden werden und insbesondere wertgeschätzt wird, wenn Lehrkräfte universalistische Werthaltungen vertreten: «Sie [die Lehrerin] hat uns gezeigt, dass wir alle gleich sind» oder «also er [der Lehrer] war wirklich immer fair zu allen».

Reaktionsmuster auf Erfahrungen von Ausgrenzung

Im Laufe der Analysen liessen sich drei unterschiedliche Grundmuster herausarbeiten, die die jungen Frauen und Männer in der Auseinandersetzung mit ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihren Erfahrungen entwickeln. Mit den jeweiligen Mustern gehen nicht zuletzt auch unterschiedliche Haltungen gegenüber einer möglichen Einbürgerung in der Schweiz einher:

1. Kampf um Anerkennung: Man hält trotz allfälligen Rückschlägen an der Strategie des beruflichen Aufstiegs als Weg zu gesamtgesellschaftlicher Teilhabe und Anerkennung fest, die eigenen Möglichkeiten dazu werden (noch) als intakt angesehen. Manchmal sind diese Anstrengungen mit starken Abgrenzungen gegenüber der eigenen Herkunftsgruppe verbunden. In anderen Fällen ist im Gegenteil das Bemühen leitend, gewissermassen

am eigenen Beispiel zu demonstrieren, dass die schlechte Positionierung der eigenen Gruppe ungerechtfertigt ist.

Es handelt sich hier um ein Anpassungsmuster, dem eine hohe Labilität und ein gewisses individuelles Risiko anhaftet, indem individuelle Anstrengungen und Anpassungsleistungen latent Gefahr laufen, durch Erfahrungen verweigerter Anerkennung ins Leere zu laufen. In den analysierten Biographien liess sich denn auch wiederholt beobachten, wie nach ausgeprägten Enttäuschungen und/oder Erfahrungen von Fremdbestimmung der Kampf um soziale Anerkennung (zumindest vorübergehend) aufgegeben und zu einem der beiden anderen Anpassungsmuster gewechselt wurde.

Eine Einbürgerung wird im Rahmen dieses Musters im Sinne einer Anerkennung als vollwertiges Gesellschaftsmitglied gleichermaßen angestrebt wie erwartet.

2. Fügung in «vorgesehene» Positionen: Es findet eine Anpassung im Sinne einer Fügung in gesellschaftliche Aussenseiterpositionen statt, die Zuschreibung als Nicht-Zugehörige wird übernommen. Die Chancen, der eigenen marginalisierten Position zu entrinnen, werden aufgrund bisheriger Erfahrungen und zur Verfügung stehenden Mitteln als minimal oder nicht existent wahrgenommen. Nebst vereinzelt beobachteten Versuchen zu vorübergehender Konfrontation und Verweigerung handelt es sich in der Regel um ein unspektakuläres, «stilles» sich Einfügen und sich Zufriedengeben mit dem, was man für sich selber als möglich erachtet. Eine gesicherte berufliche Position wird als wichtiges Ziel weiterhin angestrebt, darüber hinaus erscheint die berufliche Sphäre jedoch nicht (mehr) als der Ort, an welchem individuell relevante Lebensperspektiven entwickelt werden könnten. Erfahrungen von Selbstwirksamkeit, Anerkennung und Zugehörigkeit werden verstärkt im privaten Bereich gesucht und gefunden; dieser ist verwandtschaftlich geprägt und typischerweise in einer herkunftsbezogenen Community angesiedelt. Die Selbstdefinition als «Ausländer» bzw. als «Ausländerin» verfestigt sich.

Von einer Einbürgerung wird abgesehen, meist entgegen ursprünglichen Plänen und auch dann, wenn sich die Eltern die-

sen Schritt für ihre Kinder gewünscht hätten: weil man die Chancen dazu sowieso als zu gering ansieht oder weil – als Reaktion auf Nicht-Anerkennung – es der Stolz verbietet.

3. Projekt persönlicher Autonomie: Die wahrgenommene Grenzziehung zwischen (etablierten) Einheimischen und (potentiell marginalisierten) Ausländerinnen und Ausländern wird zu entkräften versucht, indem auf gesellschaftliche Zugehörigkeits- und Anerkennungsangebote verzichtet wird. Bildung und Beruf sind zentral im Sinne eines Projektes persönlicher Autonomie: Eine gute berufliche Position soll individuelle Lebenschancen und Lebensentwürfe auch jenseits kollektiver gesellschaftlicher Zuschreibungen und Einbezüge sichern. Dieses Muster tritt nicht ausschliesslich – der Tendenz nach aber vorwiegend – im Zusammenhang mit relativ privilegierten Positionen auf, dort, wo Jugendliche über einen vergleichsweise grossen Möglichkeitsraum verfügen. Allfällige transnationale Bezüge können hier ebenfalls im Sinn einer Erweiterung von Perspektiven genutzt werden. Via (qualifizierten) Beruf sind (Einzel-) Kontakte zu (etablierten) Schweizerinnen und Schweizern garantiert, während enge und intime Beziehungen am ehesten im Kreis der Familie gepflegt werden.

In den analysierten Biographien bildete sich dieses Muster immer verbunden mit (vorangehenden) Enttäuschungen heraus, die Thematik sozialer Anerkennung bleibt trotz weitgehend gelungener Distanzierung gegenüber kollektiven Zuschreibungen und Identitäten virulent; die Vorstellung eines völlig autonomen «global kid» ist aus dieser Perspektive wenig realistisch.

Eine Einbürgerung wird aufgrund des als sehr aufwändig und/oder schikanös wahrgenommenen Prozedere nur dann beantragt, wenn ohne sie die individuelle Bewegungsfreiheit zu stark eingeschränkt würde.

Soziale Anerkennung gehört zur Integration

Die jeweiligen Orientierungsmuster sind nicht starr, sondern können wechseln. Manchmal kommt es auch zu mehrmaligen Pendeln zwischen den einzelnen Mustern, je nachdem, wie ge-

Seconda generazione in disparte

staltbar die Jugendlichen ihre eigene Zukunft wahrnehmen, welche Ressourcen und Chancen sie für sich sehen, mit welchen Rückschlägen sie konfrontiert werden oder welche positiven Erfahrungen von Selbstwirksamkeit und Anerkennung sie machen.

Um tragfähige Selbst- und Weltbezüge entwerfen und eigene Lebensperspektiven entwickeln zu können, suchen und brauchen junge Frauen und Männer die soziale Anerkennung als gleichwertige Mitglieder einer Gesellschaft. Die biographischen Erzählungen von Secondas und Secondos über ihre Erfahrungen von gesellschaftlicher Ausgrenzung und verweigerter Anerkennung zeigen, wie verletzend diese von den Jugendlichen wahrgenommen werden. Beschäftigungsquoten, um auf die eingangs erwähnte OECD-Studie zurück zu kommen, widerspiegeln nur einen Teil der Realität; über die Perspektive der Betroffenen, über subjektive Wahrnehmungen und Empfindungen vermögen sie nichts auszusagen. Es ist demnach eine Integrationspolitik zu gestalten, die sich entschieden gegen jegliche Formen von sozialer Ausgrenzung und Diskriminierung stellt. Das Problem liegt nicht in der mangelhaften Anpassung der Jugendlichen. Sie haben die zentrale Bedeutung von Bildung und Beruf in unserer Gesellschaft längst internalisiert. Nun gilt es, ihren Anspruch auf soziale Zugehörigkeit und Anerkennung einzulösen.

Literatur

Fibbi, Rosita; Bülent Kaya; Etienne Piguet, 2003, *Le passeport ou le diplôme? Etudes des discriminations à l'embauche des jeunes issus de la migration. Rapport der recherche 31 du Forum suisse pour l'étude des migrations et de la population*. Neuchâtel: SFM.

Mey, Eva, 2010, *Blockierte Secondas und Secondos – biographische Studien zur Integration von Jugendlichen in der Schweiz*. In: *Widerspruch* Heft 59, 54-54.

Mey, Eva und Miriam Rorato, 2010, *Jugendliche mit Migrationshintergrund im Übergang ins Erwachsenenalter – eine biographische Längsschnittstudie*. Hochschule Luzern.

Mey, Eva; Miriam Rorato und Peter Voll, 2005, *Die soziale Stellung der zweiten Generation. Analysen zur schulischen und beruflichen Integration der zweiten Ausländergeneration*. In: *Eidgenössische Volkszählung 2000*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik, 61-152.

Studi internazionali attestano alla Svizzera buoni risultati nell'integrare i giovani della seconda generazione. Da uno studio svolto tra il 2006 e il 2010 nel Comune di Emmen emerge tuttavia un'altra realtà. Nel corso di due esaustive interviste biografico-narrative, realizzate a distanza di due anni circa, 34 giovani donne e uomini originari di Paesi diversi hanno raccontato la loro vita, illustrando la loro situazione attuale e le prospettive per il futuro.

Le interviste mostrano che molti figli d'immigrati devono fare i conti con svariate forme di emarginazione. Le reazioni di questi giovani confluiscono in diverse strategie collocabili tra due estremi: combattere per farsi riconoscere o rassegnarsi a ricoprire le posizioni sociali «previste», ossia inferiori. I modelli comportamentali specifici non sono rigidi, possono variare – talvolta addirittura oscillare tra i vari modelli, a dipendenza della controllabilità attribuita al proprio futuro, delle risorse e opportunità riscontrate, dei contraccolpi subiti o delle esperienze positive fatte sperimentando autoefficacia e approvazione. L'autrice ne trae la conclusione che i giovani della seconda generazione hanno bisogno di essere riconosciuti come membri della società a pieno titolo, affinché possano sviluppare solidi autoriferimenti e riferimenti con il mondo esterno e concepire proprie prospettive di vita. Il problema – stando a Eva Mey – non risiede nell'insufficiente adattamento dei giovani, che hanno ormai interiorizzato la fondamentale importanza della formazione e della professione nella nostra società. La sfida attuale consiste nel riscattare infine le loro rivendicazioni di appartenenza e approvazione sociali.

Eva Mey ist promovierte Soziologin und Projektleiterin an der Hochschule Luzern. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Migration, Jugend, soziale Ungleichheit und Sozialstaat.

«Voglio che la mia voce si senta.»

Essere «Secondos» nel Canton Ticino? Lo studio qualitativo svolto dall'Università della Svizzera italiana nell'ambito delle attività del progetto europeo «Bridge – Percorsi di successo per le seconde generazioni di migranti» intende ricostruire attraverso interviste semi-strutturate i percorsi autobiografici di 20 discendenti di migranti che vivono nel Canton Ticino e che sono nati in Svizzera da genitori stranieri o sono giunti in Svizzera durante l'infanzia o l'adolescenza. I vissuti e le aspirazioni delle seconde generazioni d'immigrati del Canton Ticino sono confrontati con i risultati di ricerche dal carattere più ampio condotte nelle altre aree linguistiche della Svizzera.

Pur essendo residenti in Svizzera, 10 delle 20 persone intervistate hanno la cittadinanza straniera; 8 godono della cittadinanza svizzera e 2 persone hanno la doppia cittadinanza. La maggior parte di queste seconde generazioni ha una formazione media con una netta prevalenza di titoli di scuole commerciali e professionali (15) a fronte di un percorso scolastico definito spesso funzionale al mondo del lavoro. Durante le interviste, 11 persone disponevano infatti di un'occupazione, mentre 9 erano disoccupate o in cerca d'occupazione. Tra quelli provvisti di un lavoro, soltanto 6 intervistati svolgevano o avevano fino allora svolto un'attività coerente con il proprio percorso formativo. Tra coloro in cerca di un lavoro, diversi intervistati sono stati contattati mentre si rivolgevano a un sindacato per la riscossione del sussidio di disoccupazione. All'epoca del progetto migratorio, sono in molti casi le reti di connazionali e amici a fornire assistenza nelle procedure burocratiche per stabilirsi in Svizzera. In seguito, disporre di conoscenze facilita la ricerca di un'occupazione, particolarmente nel Canton Ticino.

Il profilo degli intervistati è spesso caratterizzato da dualità d'identità e dalla presenza consapevole o meno di differenze culturali. Vi è una marcata dicotomia «tra chi si sente integra-

to e chi non lo è». Contemporaneamente non manca la volontà d'integrarsi come rilevato da questo esempio: «Il fatto di essere turco non mi dà fastidio, ma sto tentando di integrarmi in Svizzera. Per uno come me non è difficile integrarsi nella società, ma io voglio che la mia voce si senta, mi aspetto più partecipazione nella società svizzera, anche quando ci sono le votazioni.»

Gli intervistati mostrano una spiccata disponibilità all'apertura, al dialogo e alla presentazione dei tratti della propria cultura d'origine. La stessa disponibilità e apertura è considerata invece assente negli autoctoni. Le interviste più interessanti sembrano quelle dove emergono alcuni nodi irrisolti come, per esempio, la prassi di indossare il velo sul posto di lavoro. La concorrenza attribuita ai frontalieri nel Canton Ticino è un altro tema ricorrente in diversi contributi: «Ci sono tantissimi frontalieri e tanto lavoro per loro. Gli Svizzeri costano di più, quindi i datori di lavoro assumono più i frontalieri che sono pagati meno. Il colloquio non è difficile, è difficile ottenere la giusta paga, tra quello che chiede il lavoratore e quello che dà il datore di lavoro, ed ecco il perché dei frontalieri.» A questa percezione negativa della domanda di lavoratori frontalieri si aggiungono le iniziali difficoltà linguistiche e un'avvertita etnicizzazione di alcuni settori occupazionali: «Inoltre gli Albanesi e gli 'Jugoslavi' fanno tanto lavoro manuale, mentre gli Svizzeri non vogliono fare questi lavori.»

Discriminazione e auto-discriminazione

Nei casi analizzati emergono due situazioni diverse di discriminazione:

- la presenza di episodi di discriminazione in età scolastica (alcuni episodi giustificati o sminuiti in termini di «ragaz-zate»);
- l'emergere di episodi di discriminazione in età lavorativa (episodi infrequenti durante il percorso scolastico, ma che si presentano nell'accesso al mercato del lavoro).

In quest'ambito, il Canton Ticino sembra riprodurre dinamiche d'esclusione registrate dalle ricerche in altre aree linguistiche

della Svizzera: «C'è ancora soprattutto in Ticino una paura verso lo straniero. Io sono cresciuta qui, mi sento più svizzera che turca, eppure mi sento molto straniera. So anche che in molte aziende si selezionano le candidature in base ai nomi e cognomi, che se non sono svizzeri o italiani non vengono neanche presi in considerazione.»

La discriminazione in età scolastica avviene per lo più per il colore della pelle, mentre sul mercato del lavoro per la presenza di simboli manifesti come il velo: «Io non ho mai avuto problemi a scuola, anche se portavo il velo. I professori in particolare erano bravissimi. I problemi li ho avuti dopo, quando mi sono affacciata al mondo del lavoro. Io arrivavo anche al colloquio, perché il mio curriculum era interessante, ma quando mi vedevano di persona con il velo in testa venivo scartata subito.» Nella vita di tutti i giorni le pratiche di discriminazione etnico-razziale (*ethnic profiling*) restano comunque diffuse: «Ci sono persone di colore che vengono sempre fermate dalla polizia solo perché sono di colore. Automaticamente viene associato un pregiudizio, anche se in realtà non hanno fatto niente di male.»

Una forma abbastanza ricorrente di discriminazione indiretta è invece il mancato riconoscimento di diplomi e qualifiche come in questa testimonianza: «Mio marito è domenicano e ha un'alta preparazione. Lui ha fatto l'università a San Pietroburgo come ingegnere informatico, ma adesso in Svizzera fa soltanto l'operaio, il suo titolo di studi non è riconosciuto.» Sono inoltre da rammentare episodi di discriminazione da attribuirsi a persone con cittadinanza svizzera e livello culturale elevato. Non mancano infine racconti di auto-discriminazione e auto-vittimizzazione, spesso in ambito familiare. Questi vissuti narrano di atteggiamenti mimetici rispetto alla cultura dominante e all'occultamento delle proprie origini, per esempio, dei Balcani. In sintesi, 10 casi di discriminazione sono ricondotti all'ambiente di lavoro, 7 sono avvenuti durante la formazione scolastica, mentre 3 intervistati rammentano piccoli episodi di discriminazione nella loro vita quotidiana.

Differenze tra gruppi, culturali e di genere

Sono state poi verificate le differenze percepite in termini d'identità tra le seconde generazioni nate in Svizzera, naturalizzate e dotate di cittadinanza del Paese d'origine proprio o dei genitori con i seguenti risultati:

- i nati in Svizzera si sentono svizzeri nonostante la costante presenza della cultura d'origine «tra le mura di casa»;
- i naturalizzati si sentono in una situazione ambivalente ovvero nel mezzo tra due culture con mantenimento dei rapporti nel Paese d'origine ma rapporti di socializzazione accentuati in Svizzera;
- coloro che dispongono solo della cittadinanza del Paese d'origine proprio o dei genitori sono fieri di appartenere

al «proprio mondo» da mostrare e difendere sempre e comunque nonostante la presenza di problemi di discriminazione. Questi ultimi tendono anche ad auto-discriminarsi.

La differenza o diversità culturale non pare arrecare particolari vantaggi nel mondo del lavoro. Solo 4 intervistati hanno dichiarato di aver potuto fruire di qualche vantaggio in ambito occupazionale grazie alle proprie origini culturali, mentre la quasi totalità degli intervistati (16) ha ricordato aspetti positivi solo nella sfera personale.

Non sembrano invece registrarsi differenze marcate nella discriminazione tra gruppi maschili e femminili. Sono da annotarsi alcune percezioni negative particolarmente nel caso di alcuni gruppi come le donne brasiliane: «Le persone hanno l'abitudine di catalogare molto e anche se all'inizio ci sono stata male, mi sono fatta poi scivolare le idee degli altri come la pioggia, anche quelle che riguardano i mestieri sporchi che si pensa che facciano tutte le donne brasiliane in Svizzera.» Inoltre, l'auto-discriminazione sembra più presente nei casi femminili. Si tratta di donne che sostengono di avere maggiore difficoltà a trovare un lavoro. Gli uomini e in particolar modo i più giovani sembrano adattarsi più facilmente e fare qualsiasi tipo di lavoro. Con l'avanzare dell'età i bisogni però cambiano ed entrano in gioco fattori come la famiglia e i figli.

Solo «svizzero sulla carta»?

Le seconde generazioni in Svizzera non sono più composte da «stranieri solo sulla carta» (Foglio federale, 1982). Ciononostante diverse seconde generazioni in Ticino restano «stranieri sulla carta» poiché sono cresciuti come stranieri in famiglie di origine immigrata o hanno interiorizzato questo concetto di alterità come affermato da questa testimonianza: «Io dovrei pagare 6000 franchi per avere una carta che attesti che io sono svizzero, ma io lo sono a tutti gli effetti. Ci sono lavori che non posso fare perché non sono svizzero sulla carta.»

Altre seconde generazioni sono «anime divise in due» tra il mai sopito richiamo delle proprie origini e la posizione giuridica acquisita nella società svizzera con la naturalizzazione: «Io sono cresciuto in Svizzera, ma ho sempre avuto un buon rapporto con i miei parenti in Pakistan. Sono tornato lì ogni anno per due settimane, ho voluto tenere i contatti con loro. Per mio fratello invece è diverso, lui è più piccolo e non ha un contatto del genere con il Pakistan, preferisce andare in vacanza a Barcellona, come un ragazzo svizzero. Io sono naturalizzato svizzero, ma ho il sangue pakistano e sento me stesso un ragazzo pakistano.» Si evidenzia così uno iato tra la norma e la prassi: se il significato ufficiale delle definizioni è mutato a favore delle seconde generazioni, episodi di discriminazione o auto-discriminazione restano invece assai diffusi: «Sì, mi sono sentito di-

scriminato. Non parlo bene la lingua, sono musulmano. Ho la pelle bianca, ma non guardano quello.»

Il confronto tra le ricerche condotte nelle altre aree della Svizzera e il piccolo studio qualitativo del Canton Ticino mette in luce similitudini nella costruzione identitaria delle seconde generazioni, nella discriminazione sofferta nel mercato del lavoro e pone in rilievo il desiderio di dialogo e comunicazione delle seconde generazioni per colmare le distanze e gettare «un ponte» tra culture. In questo contesto, strumenti formativi per contrastare l'auto-discriminazione e l'auto-vittimizzazione sono da affiancarsi a percorsi di costruzione di conoscenza rivolti anche e soprattutto agli autoctoni «più disattenti».

L'apporto degli strumenti formativi non è però sufficiente se non è affiancato da adeguate misure legislative per il contrasto alla discriminazione e da efficaci politiche pubbliche ai diversi livelli di *governance* indirizzate all'intera comunità. Pre-requisito indispensabile per l'avvio di questo processo virtuoso è un riconoscimento diffuso del carattere mutevole della società svizzera, della sua eterogeneità e della sua ricchezza multiculturale.

Il carattere esplorativo e il campione limitato di soggetti intervistati inducono a una certa prudenza nel trarre conclusioni che riguardano tutte le seconde generazioni che vivono nel Canton Ticino. Il raffronto con gli altri lavori condotti in Svizzera indica però la direzione per ulteriore ricerca e al contempo pone in rilievo tracce d'intervento per le politiche pubbliche. Il coinvolgimento di nuovi intervistati da selezionarsi sia tra le fasce più svantaggiate delle seconde generazioni che tra chi vanta un percorso virtuoso d'integrazione consentirebbe di verificare a distanza di tempo alcune criticità in tema di discriminazione e instillare nuovi spunti di riflessione per prassi d'inclusione indirizzate a tutta la popolazione del Canton Ticino.

Bibliografia

Foglio federale, 1982, vol. II, 135.

Ruspini, Paolo, 2010, Second Generation Migrants in Switzerland (including an exploratory fieldwork in the Ticino Canton), Report prepared for the comparative studies of the European Commission Lifelong Learning/Grundtvig multilateral project «Bridge – Successful Pathways for the Second Generation of Migrants».

Disponibile presso www.bridge2g.eu/com_study.php

Secondos im Tessin: «Ich möchte, dass meine Stimme gehört wird.»

Wie geht es jungen Menschen der zweiten Generation im Kanton Tessin? Sind ihre Erfahrungen vergleichbar mit denjenigen in anderen Regionen der Schweiz? Diesen Fragen ist Paolo Ruspini in einer Untersuchung nachgegangen, die im Rahmen des europäischen Forschungsprojekts «Bridge – Percorsi di successo per le seconde generazioni di migranti» durchgeführt wurde. Anhand von halbstrukturierten Interviews mit zwanzig jungen Männern und Frauen, die als Kinder von Migrantinnen und Migranten im Kanton Tessin geboren wurden oder im Kindesalter in die Schweiz kamen, konnten deren Integrationsverläufe nachgezeichnet und analysiert werden.

Die Erfahrungen dieser jungen Leute können im Spannungsfeld zwischen Diskriminierung und Selbstaussgrenzung verortet werden. Die wirtschaftliche Situation ist im Tessin relativ angespannt, und es kommt vor, dass Einheimische auf dem Arbeitsmarkt von Grenzgängern konkurrenziert werden. Secondos erleben bei der Arbeitssuche oftmals, dass man sie aufgrund ihres fremdländischen Namens oder Aussehens in die Kategorie «Ausländer» abschiebt, selbst wenn sie eine erfolgreiche Schulkarriere im Kanton absolviert haben. Die Diskriminierungserfahrungen – so die Resultate der Studie – führen unter anderem zu Selbstaussgrenzung und Rückzug in eine «eigene Welt». Der Autor plädiert dafür, dass im Rahmen der Integrationsmassnahmen im Kanton Tessin der Gruppe der Secondos besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte, damit die jungen Menschen nicht im Status von «Papierlichweizern» verharren müssen und sich absondern, sondern als Bürgerinnen und Bürger anerkannt werden, die am gesellschaftlichen Leben teilnehmen.

Paolo Ruspini è ricercatore senior presso la Facoltà di scienze della comunicazione dell'Università della Svizzera italiana. Dal 1997 si occupa di migrazioni internazionali con un approccio di studio comparativo.



Autowrack als Maisspeicher | Epave de voiture servant de silo à maïs | Carcassa di automobile usata come granaio



Pakete für die Eltern in Italien | Des paquets pour les parents en Italie | Pacchetti per i genitori in Italia

«Bei uns gibt es nur Schweizer!»

In der Armee gibt es keine «Secondos» und «Eingebürgerte». Die Anfrage, ein Interview mit einem Spezialisten in der Armee zu «Schweizern mit Migrationshintergrund» zu führen, wurde von offizieller Stelle dahingehend beantwortet, dass zu dieser Thematik der Militärsoziologe Tibor Szvircsev Tresch, der an der Militärakademie an der ETH lehrt und forscht, am besten Auskunft geben könne. Fragen zu diesem Thema würde er in seiner Eigenschaft als Wissenschaftler, nicht aber als Angehöriger der Armee beantworten.

Tibor Szvircsev Tresch, Ihr Name verrät einen Migrationshintergrund. Ist das der Fall?

Ja, nach der Definition des Bundesamts für Statistik bin ich ein Angehöriger der zweiten Generation, da mein Vater im Ausland geboren wurde. Er kam 1956 als Flüchtling in die Schweiz. Später heiratete er eine Schweizerin aus Samen. Mein Bruder und ich wurden in der Schweiz geboren.

Hat der Umstand, dass Sie einen ausländischen Vater hatten, Auswirkungen auf Ihr persönliches Leben?

Sicher hat es einen Einfluss gehabt, dass ich einen fremdländischen Namen trage und die ungarische Kultur und Sprache durch meinen Vater vor allem aber durch meine ungarische Grossmutter vermittelt erhielt. Als ich sieben Jahre alt war, liessen sich meine Eltern scheiden. Ein Scheidungskind zu sein und einen fremd klingenden Namen zu haben – das war eine doppelte Herausforderung für mich. Ich hatte zeitweise das Gefühl, ein bisschen besser sein zu müssen als die andern, um als gleichwertig akzeptiert zu werden. Ich habe später die Erfahrung gemacht, dass ich bei schriftlichen Bewerbungen – etwa für eine Wohnung – oft abschlägige Antworten erhalten habe; wenn ich mich hingegen telefonisch und mit perfektem Schweizerdeutsch meldete, war ich meist erfolgreich.

Sie haben zu Armeeangehörigen mit Migrationshintergrund Umfragen durchgeführt. Welches Erkenntnisinteresse hatten

Sie und welches sind die zentralen Ergebnisse Ihrer Untersuchung?

Ich gehe von einer Zunahme von jungen eingebürgerten Männern aus, die die Rekrutenschule absolvieren. Das Bundesamt für Statistik spricht von 10 bis 12 Prozent von Personen mit Migrationshintergrund auf die gesamte Schweizer Bevölkerungszahl bezogen; in der Altersgruppe der 18 - bis 25-Jährigen dürfte der Anteil etwa einen Drittel betragen. Das wirkt sich auf die Zusammensetzung der Armee aus. Bei einer Umfrage unter Stellungspflichtigen haben 34 Prozent angegeben, mindestens einen Elternteil zu haben, der im Ausland geboren ist. Dies ist ein doch bemerkenswerter Anteil, und ich meine, dass es gerechtfertigt ist, näher hinzuschauen. Man kann durchaus davon ausgehen, dass Unterschiede vorhanden sind, über die es sich nachzudenken lohnt.

Die bisherigen Arbeiten, die zu diesem Thema geschrieben wurden, sind jedoch lediglich als Fragmente zu betrachten. Eine wirklich umfassende Studie zur Situation von Angehörigen der Armee mit Migrationshintergrund existiert bislang nicht. Einzelne Ergebnisse etwa aus Umfragen lassen auf eine wachsende Identifikation dieser jungen Männer mit der Schweiz und der Institution Armee während des Militärdienstes schliessen oder dass sie durch den Militärdienst «beweisen» wollen, dass sie «richtige» Schweizer sind.

Wie äussert sich dies konkret?

Das kann ich nicht genau sagen, denn wir haben ja nur Einstellungen abgefragt und keine Handlungen beobachtet. In diesem Sinne sind diese Äusserungen als Absichtserklärungen zu verstehen.

Es wurde aber auch schon behauptet, dass Eingebürgerte sich durch den Militärdienst besondere gesellschaftliche Anerkennung verschaffen möchten. Stimmt das?

Das mag im Einzelfall durchaus zutreffen. Interessante Beobachtungen haben wir aber vor allem in jenen Fällen gemacht, bei denen junge Männer als für den Militärdienst untauglich erklärt wurden. Hier scheinen Unterschiede zwischen gebürtigen und eingebürgerten Schweizern zu bestehen: Was für erstere nicht unbedingt ein Drama ist oder sogar mit Er-

leichterung zur Kenntnis genommen wird, kann für letztere als grosse Verletzung, sogar als Stigma empfunden werden. Dies insbesondere dann, wenn es im zivilen Leben Integrations-schwierigkeiten gibt.

Es gibt Stimmen, die sich gegenüber dem Einbezug von Eingebürgerten aus bestimmten Herkunftsstaaten oder aus Krisengebieten in die Armee kritisch äussern – nämlich dahingehend, dass deren Umgang mit Waffen «lockerer» sei. Haben solche Befürchtungen Hand und Fuss?

Dies betrifft meines Erachtens höchstens einige wenige Personen, wenn überhaupt. Man kann unterschiedlicher Meinung betreffend der langen Einbürgerungsfristen sein: Ich denke jedoch, dass diese langen Fristen auch einen Beitrag dazu leisten, dass betroffene junge Männer in schweizerische Wertehaltungen hinein sozialisiert werden. Dazu gehört auch ein verantwortungsvoller Umgang mit Waffen.

Der Armee wird eine integrative Rolle hinsichtlich des Ausgleichs zwischen sozialen Schichten und Sprachregionen zugesprochen. Trifft dies auch bezüglich unterschiedlicher Herkunft zu?

Ich würde eher sagen, dass die Armee eine Multiplikatorenrolle einnimmt: Junge Männer mit Integrationsschwierigkeiten werden durch den Militärdienst nicht plötzlich einen angesehenen Platz in der Gesellschaft einnehmen. Die Armee kann aber dazu beitragen, dass allenfalls deren Position verbessert wird. Generell muss ausserdem darauf hingewiesen werden, dass in der Armee weniger die Herkunft, die soziale Schicht oder der Bildungsgrad eine Rolle spielt, sondern die Persönlichkeit. Entscheidend ist, ob jemand in einer schwierigen Lage anpacken kann. Da kommt es nicht drauf an, ob jemand dunkelhäutig ist, aus Osteuropa kommt oder aus dem Wallis. Die Erfahrung, etwas geleistet zu haben, kann sich positiv auswirken.

Einen integrativen Beitrag leistet natürlich auch die Uniform. Unabhängig davon, woher jemand kommt: Jeder, was auch immer sein Hintergrund sein mag, trägt diese Kleidung. Ungleichheiten werden also zumindest optisch ausgeglichen. Zu-

dem werden Personen zu Beginn des Dienstes meistens durch Zufallsprinzip in ein Zimmer zugewiesen; auf diese Weise ergibt sich automatisch eine soziale Durchmischung. Es ist aber klar, dass man nicht vorschreiben kann, wer mit wem die Freizeit verbringt. Sicherlich können sich hier Gruppierungen nach Interessen und ursprünglichem Hintergrund der Rekruten ergeben.

Wie wird in der Armee mit Diversität umgegangen? Gibt es spezielle Situationen, in denen die Herkunft eines Armeemitglieds eine Rolle spielt bzw. problematisiert wird?

Soviel ich weiss, gibt es grundsätzlich keine grösseren Probleme. Die meisten der jungen Männer sind ja bereits in ihrem bisherigen Leben damit konfrontiert gewesen, dass es Menschen unterschiedlicher Herkunft gibt. Man ist sich dies in unserer Gesellschaft gewohnt – und das ist auch in der Armee der Fall. Ein besonderer Umgang mit Diversität lässt sich bezüglich nicht-christlichen Armeemitgliedern feststellen, die ihre Religion praktizieren und beispielsweise an religiösen Feiertagen beurlaubt werden möchten oder kein Schweinefleisch essen. Die Armee hat einen Leitfadensprozess erarbeitet, der zu Fragen der Religionsausübung angemessene Regelungen vorsieht.

Werden «Sonderbehandlungen» als störend empfunden?

Nein, grundsätzlich nicht. Bei den Urlaubsregelungen hat das sogar einen positiven Aspekt: Durch die Präsenz von Armeemitgliedern unterschiedlicher Religionszugehörigkeit könnten wir im Prinzip einen 365-Tage-Dienst gewährleisten. Dies geschieht aber selbstverständlich auf freiwilliger Basis. Und was das Essen anbelangt: Es gibt ja auch Leute, die Vegetarier sind. So gesehen muss man heutzutage ohnehin auf entsprechende Bedürfnisse Rücksicht nehmen. Die Pluralisierung der Lebensstile wird auch in der Armee immer stärker gelebt. Da wir eine Milizarmee haben, passt sich die Armee diesen Trends automatisch an.

In der Armee wird Wert darauf gelegt, dass nicht zwischen Schweizern und «Secondos» unterschieden bzw. nicht von «Secondos in der Armee» gesprochen wird. Alle Armeemitglieder seien schliesslich Schweizer, und es sollten keine

La diversité au sein de l'armée

Au sein de l'armée suisse il n'y a – selon la définition officielle – ni « Secondos », ni personnes naturalisées ou issues de la migration. Tibor Szvircsev Tresch, professeur de sociologie militaire et chercheur à l'Académie militaire à l'Ecole polytechnique fédérale de Zurich EPFZ qui s'occupe entre autres des questions de changements sociaux au sein de l'armée, a répondu à quelques questions en tant que scientifique, et non pas en tant que membre de l'armée.

Partant du constat que, dans le groupe d'âge des 18 à 25 ans, environ un tiers des militaires sont naturalisés, Tibor Szvircsev Tresch explique le rôle intégratif de l'armée et soulève des questions portant sur la manière d'aborder la diversité au sein de l'armée. A propos du rôle de l'armée, il déclare: « L'armée joue un rôle de multiplicateur: les jeunes hommes qui connaissent des difficultés d'intégration n'accéderont pas soudainement à un rang plus élevé dans la société du simple fait qu'ils font du service militaire. Mais l'armée peut contribuer à ce que leur position dans la société évolue. D'ailleurs, au sein de l'armée, l'origine, le rang social ou le niveau d'éducation et de formation jouent un moindre rôle que la personnalité de l'individu. En revanche, ce qui est décisif, c'est le comportement d'un individu en situation difficile. Peu importe que l'on ait la peau foncée, qu'on provienne d'Europe de l'Est ou du Valais. Avoir relevé un défi est une expérience qui peut avoir des effets positifs. »

Unterschiede zwischen Gruppen gemacht werden. Wird diese löbliche Haltung in der Realität auch gelebt?

Grundsätzlich ja. Der Grundtenor, der auch von den Offizieren weitergegeben wird, ist: Wir sind hier eine Gemeinschaft, die zusammenhält. Kohäsion ist etwas ganz Wichtiges. Dies insbesondere auch, weil in den kurzen Perioden von drei Wochen, in denen man im Wiederholungskurs zusammen ist, alles rasch und gut funktionieren muss. Reale oder vermeintliche Unterschiede dürfen die Abläufe nicht stören.

Der Sozialdienst der Armee beschreibt im Video «Alles im grünen Bereich» verschiedene Situationen, in welchen junge Armeeangehörige Unterstützung bekommen können; u.a. kommt auch die Situation eines Herrn Berisha, ursprünglich aus Albanien stammend, zur Sprache. Dabei werden einige Stereotypen verwendet, die in der Öffentlichkeit dieser Gruppe von Menschen häufig zugeordnet werden: geringe Qualifizierung, nie festen Job gehabt, arbeitslose Eltern, verschuldet, mit einer Frau verheiratet, die kaum Deutsch spricht. Steht das nicht im Widerspruch zur Haltung, dass es in der Armee keine Unterschiede geben soll?

Ehrlich gesagt, musste ich selber schmunzeln, als ich das Video sah (*lacht*). Die Stereotypen entsprechen selbstredend denjenigen, die teilweise in der Gesellschaft vorhanden sind. Aber auch der Schweizer Bauernsohn wurde klischiert dargestellt. Die Dinge etwas überspitzt darzustellen, kann eventuell sogar jenen helfen, die wirklich solche Probleme haben, sich tatsächlich zu melden. So gesehen muss das kein Widerspruch sein.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Tibor Szvircsev Tresch ist promovierter Soziologe und Dozent für Militärsoziologie an der Militärakademie MILAK der ETH Zürich. Das Interview führte Simone Prodolliet.



Die Flugreise bleibt ein Traum | Le voyage en avion demeure un rêve | Il viaggio in aereo rimane un sogno

Vermeintliche und reale Konfliktlinien.

Im frühen 21. Jahrhundert scheint der Konflikt zwischen den Klassen von einem neuen Gegensatz abgelöst zu werden, dem so genannten Generationenkonflikt. In Zusammenhang mit der Alterung der Gesellschaft werden Debatten um die Verteilung der Lasten der Finanzierung der Altersrenten und die Nachhaltigkeit der Sozialwerke gerade zwischen Jung und Alt kontrovers diskutiert. Im Folgenden wird diskutiert, inwiefern die Migration für die Schweiz eine Chance darstellt und sie sozialpolitische Auseinandersetzungen zwischen Privilegierten und Benachteiligten sowie zwischen den Generationen mildern kann.

Klassenkonflikte scheinen «von gestern» zu sein, in den Vordergrund gerückt sind heute so genannte Generationenkonflikte (Kaufmann 2005: 161). Die Bevölkerung der Schweiz wird älter, und es stellt sich die Frage – so der Diskurs – wer für die steigenden Kosten dieser Entwicklung aufkommt. So entsteht der Eindruck, primäres Ziel von Sozialpolitik müsse es sein, die Solidarität zwischen den Generationen zu stärken. Die Solidarität zwischen den Privilegierten und Benachteiligten in der Gesellschaft tritt derweil in den Hintergrund. Eine weitere vermeintliche Konfliktlinie innerhalb moderner Gesellschaften, auch in der Schweiz, scheint sich – zumindest für einen Teil der Bevölkerung – zwischen Migranten und Migrantinnen einerseits und Einheimischen andererseits zu befinden. Gerade im Zuge der Personenfreizügigkeit innerhalb der Europäischen Union werden zunehmend Verteilungskämpfe zwischen diesen Gruppen wenn auch nicht sichtbar, so zumindest thematisiert.

In der Schweiz wird diskutiert, ob die steigende Zahl der Migrantinnen und Migranten für die schweizerische Wirtschaft förderlich sei, wie viel Migration die Infrastruktur des Landes verfrage oder ob Migration nicht die sozialen Sicherungssysteme belaste. Implizit wird also die Frage gestellt, ob die verstärkte Migration der Schweiz nun schade oder nütze und

inwiefern sie zur Sicherung der Solidarität zwischen bzw. innerhalb von Generationen beiträgt. «Gutes Altern» und eine Gesellschaft, in der alle Generationen gerne leben, benötigt nicht nur die Solidarität zwischen den Generationen, sondern auch die Solidarität *innerhalb* einer Generation. Dies bedeutet nichts anderes als eine gewisse Solidarität zwischen *allen* Bevölkerungsgruppen, also zwischen Generationen, zwischen Privilegierten und Benachteiligten sowie zwischen der einheimischen und der eingewanderten Bevölkerung. Ähnlich wie Martin Kohli (2011) warnt, dass Ungleichheiten zwischen den Generationen nicht missbraucht werden dürften, um Ungleichheiten innerhalb von Generationen zu verschleiern, sollten unserer Meinung nach Verteilungskonflikte nicht als Konflikte zwischen der einheimischen und der eingewanderten Bevölkerung gedeutet werden.

Anhand empirischer Befunde möchten wir zeigen, dass (junge und qualifizierte) Migration positive Effekte für (alternde) Gesellschaften allgemein und für Institutionen der sozialen Sicherung im Sinne der Solidarität zwischen Generationen im Speziellen haben. Dabei beschränken wir uns auf die Perspektive innerhalb eines Landes; Auswirkungen der Migration auf die Herkunftsländer (wie Brain Drain oder Ausbildungskosten) und Solidarität auf globaler Ebene zwischen Ländern werden dabei nicht berücksichtigt. Wir fragen, inwiefern die Migration für die Schweiz eine Chance darstellt und sie sozialpolitische Auseinandersetzungen zwischen Privilegierten und Benachteiligten sowie zwischen den Generationen insgesamt mildern kann.

In der Schweiz fehlt es nicht an intergenerationeller Solidarität, sondern an der Solidarität *innerhalb* von Generationen, also zwischen benachteiligten und privilegierten Gruppen in unserer Gesellschaft (Budowski/Schief 2013). Sozialpolitische Massnahmen, die diesen Mangel an Solidarität ausgleichen könnten, sind jedoch rar. Die Frage stellt sich, welche Rolle die Migration in dieser Entwicklung spielt. Dazu diskutieren wir die folgenden drei Thesen:

1. Migration stärkt die schweizerische Wirtschaft und damit auch den Arbeitsmarkt.

2. Migration stärkt die sozialen Sicherungssysteme und damit gesellschaftliche Solidarität.
3. Migration wird kulturell zu einem konfliktiven Thema, wenn gesamtgesellschaftliche Probleme zu Konflikten zwischen Migrantinnen und Migranten und Einheimischen gemacht werden.

These 1: Migration stärkt die schweizerische Wirtschaft und damit auch den Arbeitsmarkt.

Wie die Statistiken zu Migration und deren Analysen belegen, hat sich die Migration bislang positiv auf die wirtschaftliche Entwicklung in der Schweiz ausgewirkt (Weber/Straubhaar 1996, Favre et al. 2013, Siegenthaler/Sturm 2013, Ramel/Sheldon 2013). Generell zeigt sich, dass die Zuwanderung das gesellschaftliche Gesamteinkommen erhöht. In der Schweiz ist zudem eine Erhöhung des Pro-Kopf-Einkommens zu beobachten (Eichenberger/Stadelmann 2011). Die Einwanderung hochqualifizierter Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer aus den EU- und EFTA-Ländern erhöht die Nachfrage nach Dienstleistungen und Produkten und trägt damit zu einer Zunahme von Arbeitsstellen für weniger qualifizierte Personen bei.

Ausserdem führt ein höheres Qualifikationsniveau zu einer anpassungsfähigeren und innovativeren Wirtschaft, was sich positiv auf die Produktivität auswirkt. Dabei zeigt sich, dass auf dem Arbeitsmarkt kaum Verdrängungseffekte durch Migration beobachtet werden. Migration verursacht demnach keine höhere Arbeitslosenquote bei der einheimischen Bevölkerung (Favre et al. 2013).

Insgesamt erweist sich die Migration von Hochqualifizierten als vorteilhaft für die Schweizer Wirtschaft, da die Wettbewerbsfähigkeit und damit auch die Nachfrage nach Arbeitskräften erhöht wird. Insofern trägt die Migration von Arbeitskräften in die Schweiz zur intragenerationellen Solidarität innerhalb des Landes bei, auch wenn dies in den Debatten und Diskussionen weniger thematisiert wird als mögliche diesbezügliche Problemfelder.

These 2: Migration stärkt die sozialen Sicherungssysteme und damit auch gesellschaftliche Solidarität.

Die in der Schweiz ansässigen ausländischen Personen sind jünger als die durchschnittliche Schweizer Bevölkerung und häufiger im erwerbsfähigen Alter. Sie tragen zu den sozialen Sicherungssystemen bei, sofern sie erwerbstätig und nicht selbst auf Sozialhilfe angewiesen sind. Seit 1990 diversifizieren sich die Einwanderungsgruppen (Wanner et al. 2002); die Zahl der Personen aus den EU-25 und EFTA-Ländern nimmt seit der Unterzeichnung des Freizügigkeitsabkommens (1999) zu, während die Anzahl aus anderen Ländern laut Bundesamt für Statistik abnimmt. Die fünf grössten Gruppen der ausländischen Bevölkerung in der Schweiz sind aus Italien, Deutschland, Portugal, Frankreich und Spanien eingewandert und machen mehr als die Hälfte der ausländischen Bevölkerung aus. Auffallend ist die Zunahme der ausländischen Beschäftigten mit hoher Bildung (BFS, Ramel/Sheldon 2012). Qualifizierte erwerbstätige Zugewanderte verdienen mehr als unqualifizierte und bezahlen deswegen mehr Sozialabgaben. Ausserdem weisen Personen aus den EU-25 und EFTA-Ländern keine höhere Sozialhilfebezugsquote auf (Bieri et al. 2012: 22). Obschon der Anteil der Sozialhilfe beziehenden Personen ausländischer Herkunft mit 45 Prozent im Jahr 2011 hoch ist, zeigen komplexere Berechnungen, dass insgesamt der Beitrag der ausländischen Haushalte auf gesamtgesellschaftlicher Ebene positiv ist, das heisst, dass sie mehr zum Staatshaushalt beitragen als sie benötigen (Ramel/Sheldon 2012).

Die Einwanderung von Hochqualifizierten führt somit einerseits zu einer Erhöhung staatlicher Einnahmen, was dem Staat die Möglichkeit gibt, öffentliche Gelder produktiv zu investieren (Grossmann/Stadelmann 2012). Andererseits werden höher Qualifizierte weniger häufig arbeitslos und hilfebedürftig und entlasten damit staatliche Ausgaben. Eine schon ältere Studie mit Daten aus dem Jahr 1990 zeigt, dass der Beitrag niedergelassener Ausländerinnen und Ausländer zum Staatsbudget die Einheimischen entlastete (Weber/Straubhaar 1996). *Insgesamt legen die präsentierten Daten nahe, dass Angehörige der aktuellen Migrationsbewegung gemessen am Anteil*

der ausländischen Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter, ihrem Alter, ihrem Bildungsgrad und ihrem Anteil an Sozialhilfebezüglerinnen und -bezügern die sozialen Sicherungssysteme und damit auch die intergenerationelle Solidarität stärkt.

These 3: Migration wird kulturell zu einem konfliktiven Thema, wenn gesamtgesellschaftliche Probleme zu Konflikten zwischen Migrantinnen und Migranten und Einheimischen gemacht werden.

Unserer These folgend werden gesellschaftliche Probleme, die eigentlich Verteilungskonflikte zwischen Privilegierten und Benachteiligten sind, zu Konflikten zwischen Einheimischen und Migrantinnen und Migranten umgedeutet. Man kann dies anhand einfacher Beispiele deutlich machen. Trotz der oben dargelegten insgesamt positiven Bilanz der Migration im Hinblick auf die Wirtschaft, den Arbeitsmarkt und die sozialen Sicherungssysteme zeigt sich, dass die Frage der Migration von der in der Schweiz ansässigen Bevölkerung als grosses Problem angesehen wird. Gemäss dem Sorgenbarometer der Credit Suisse rangiert das Problemfeld «AusländerInnen / Integration von AusländerInnen / Personenfreizügigkeit» mit 37 Prozent als zweitwichtigstes Problem gleich nach dem Problemfeld Arbeitslosigkeit mit 49 Prozent (gfs.bern 2012: 9).

Diese Sorge kommt deutlich in der so genannten Ecopop-Initiative zum Ausdruck, in der Verteilungskonflikte um natürliche Ressourcen und die Lebensqualität auf das Feld der Migration reduziert werden. Die Ecopop-Initiative hat sich zum Ziel gesetzt, die Umweltbelastungen zu vermindern, die Lebensqualität zu schützen und die Nachhaltigkeit zu stärken. Sie sieht diese Bereiche durch die «Überbevölkerung» in der Schweiz (aber auch international) bedroht. Um ihre Ziele (in der Schweiz) zu erreichen, fordern die Initianten neben der Unterstützung freiwilliger weltweiter Familienplanung die Beschränkung der Nettoeinzugswanderung der Schweiz. Die Initiative greift zwar ein wichtiges Zukunftsthema – die ökologische Nachhaltigkeit, die Umweltbelastung sowie die Lebensqualität – auf. Allerdings wird das Problem nicht auf den «ökologischen Fussabdruck der Schweiz» zurückgeführt, der für unser

Land sehr unvorteilhaft ausfällt, sondern in erster Linie mit der Frage der Migration in der Schweiz verknüpft. *Wichtige Fragen der Ressourcennutzung und Ressourcenverteilung werden auf diese Weise ausgeblendet und auf die Frage der Migration in der Schweiz reduziert.*

Als zweites Beispiel der Umdeutung gesellschaftlicher Probleme mag die Diskussion um den Ausstieg aus der Kernenergie dienen. Im Zuge der Katastrophe in Fukushima wurde auch in der Schweiz diskutiert, wann und ob die Schweiz diese Form der Energiegewinnung auslaufen lassen sollte. Die Schweizerische Volkspartei brachte diesbezüglich die Argumentation ins Spiel, dass man ohne die Migrantinnen und Migranten, die seit 2007 zugewandert sind, auf eines der schweizerischen Kernkraftwerke verzichten könne. *Auch in diesem Fall lässt sich die Verschiebung eines gesamtgesellschaftlichen Problems der nachhaltigen Ressourcennutzung hin zu einem Konflikt zwischen Einheimischen und Migrantinnen und Migranten attestieren.*

Konfliktlinien zwischen verschiedenen Gruppen

In der Schweiz wie in anderen modernen Gesellschaften verlaufen Konfliktlinien zwischen verschiedenen Gruppen gleichzeitig. So gibt es Konflikte zwischen Privilegierten und Benachteiligten, zwischen den Generationen oder zwischen Einheimischen und Migrantinnen und Migranten. Migration kann aber gerade in Bezug auf die Frage der Solidarität zwischen Generationen positive Effekte zeitigen. Zum einen stärkt sie die Wirtschaft und damit den Arbeitsmarkt, zum anderen stützt sie die sozialen Sicherungssysteme. Oftmals werden aber gesellschaftliche Probleme der Nachhaltigkeit und des Umweltschutzes, die auf Verteilungskonflikte (Ressourcen und Lebensqualität) hinweisen, auf ein «Migrationsproblem» reduziert. Das Thema Migration wird missbraucht, und es wird konfliktiv, weil gesamtgesellschaftliche Probleme und Verteilungskonflikte zu Konflikten zwischen der Mehrheitsgesellschaft und der Minderheit der Migrantinnen und Migranten umgedeutet werden. Das ist weder zutreffend noch zielführend.

Solidarität intergenerationnelle et migration

Literatur

- Bieri, Annegret; Jan Boruvka; Markus Braun; Bettina Gerber und Norbert Riesen**, 2012, Die Schweizerische Sozialhilfestatistik 2010. Ausgewählte Ergebnisse. Soziale Sicherheit 13, 766–1202. Bundesamt für Statistik: Neuchâtel.
- Bundesamt für Statistik**, o.J., Einwanderung der ständigen Wohnbevölkerung nach detaillierter Staatsangehörigkeit, 1991–2010.
- Bundesamt für Statistik**, o.J., Schweizerische Arbeitskräfteerhebung – Höchste abgeschlossene Ausbildung der ständigen Wohnbevölkerung nach Nationalitätengruppe.
- Budowski, Monica und Sebastian Schief**, 2012, Solidarität zwischen den Generationen – über Familiengrenzen hinweg. Gerontologie Information 3/2012: 5–6.
- Favre, Sandro; Rafael Lalive und Josef Zweimüller**, 2013, Verdrängungseffekte des Freizügigkeitsabkommens Schweiz-EU auf dem Schweizer Arbeitsmarkt. Universität Lausanne, Lausanne.
- Eichenberger, Rainer und David Stadelmann**, 2011, Zuwanderung: Wohlstandsgewinne für wen? Stadtblick, 23, 18–20.
- gfs.bern**, 2012, Schlussbericht. 36. Credit Suisse Sorgenbarometer: Abstrakte Wirtschaftssorgen konkretisieren sich im EU-Raum. Credit Suisse, Zürich.
- Grossmann, Volker und David Stadelmann**, 2012, Does High-skilled Migration Affect Publicly Financed Investments? Review of International Economics, 20, 5: 944–959.
- Kaufmann, Franz-Xaver**, 2005, Gibt es einen Generationenvertrag? In: Kaufmann, Franz-Xaver (Hg.), Sozialpolitik und Sozialstaat: Soziologische Analysen. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 161–182.
- Kohli, Martin**, 2011, Brüchiger Generationenkitt? Generationen im 21. Jahrhundert: Konflikt oder Solidarität?, 17.09.2011. Forum für Universität und Gesellschaft, Bern.
- Ramel, Nathalie und George Sheldon**, 2012, Fiskalbilanz der Neuen Immigration in die Schweiz. Forschungsstelle für Arbeitsmarkt- und Industrieökonomik (FAI), Universität Basel, Basel.
- Siegenthaler, Michael und Jan Egbert Sturm**, 2012, Das Personenfreizügigkeitsabkommen Schweiz-EU/EFTA und das Wachstum des BIP pro Kopf in der Schweiz. KOF Studien 36. KOF, Zürich. www.tagesanzeiger.ch/schweiz/standard/Die-SVP-klinkt-sich-in-die-Atomdebatte-ein/story/22016088.
- Wanner, Philippe; Rosita Fibbi; Marc Spescha; Andrea Lanfranchi; Calderón-Grossenbacher, Ruth und Jürg Krummenacher**, 2002, Familie und Migration. Beiträge zur Lage der Migrationsfamilien und Empfehlungen der Eidgenössischen Koordinationskommission für Familienfragen. Eidgenössische Koordinationskommission für Familienfragen (EKFF), Bern.
- Weber, René und Thomas Straubhaar**, 1996, Immigration and the Public Transfer System: Some Empirical Evidence for Switzerland. Review of World Economics 132, 2: 330–355.

Des conflits générationnels ou entre la population autochtone et immigrée laissent présager que la répartition inégale des ressources ou des privilèges entre les générations ou entre les populations indigène et immigrée n'est pas légitime et par conséquent injuste. Dans les débats concernant la migration, nombreux sont ceux qui estiment que les immigrés desservent davantage la Suisse qu'ils ne lui sont utiles. Se fondant sur trois thèses, les auteurs démontrent que ces débats sont empiriquement peu fondés. De fait, il s'avère que la migration a un effet positif tant sur le marché suisse de l'emploi que sur l'économie et que les migrants apportent davantage au régime de la sécurité sociale qu'ils n'en retirent.

La migration de la main-d'œuvre en Suisse contribue donc à la solidarité intergénérationnelle au sein de notre pays, même si cet aspect est beaucoup moins abordé dans les débats que d'autres éléments qui peuvent poser problème dans le contexte de la migration. En outre, sur la base de données statistiques, on peut partir de l'idée qu'en l'état actuel, la migration – considérée sous l'angle du taux de sa population en âge d'être active, de son âge, de son degré de formation, mais aussi de la part qu'elle représente dans les bénéficiaires de l'aide sociale – renforce le système de sécurité sociale et du même coup la solidarité entre les générations. Enfin, les auteurs démontrent à l'aide de deux exemples – à savoir l'initiative populaire Ecopop et les débats sur la sortie du nucléaire – comment des problèmes sociétaux sont réduits à des questions de migration. De par cette manière d'envisager la problématique, le thème de la migration prend une connotation conflictuelle injustifiée.

Monica Budowski ist Inhaberin des Lehrstuhls «Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit» an der Universität Freiburg. Ihre Forschungsfelder sind soziale Ungleichheiten, Lateinamerika und Sozialpolitik.

Sebastian Schief ist Lehr- und Forschungsrat im Studienbereich «Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit» der Universität Freiburg. Er befasst sich schwerpunktmässig mit Sozialpolitik, Arbeitsorganisationen und Wirtschaftssoziologie.

Fachkräftemangel als grösste demographische Herausforderung.

Die oft beklagte Alterung der Gesellschaft ist eine Folge von sozialen Errungenschaften. Es besteht kein Grund, dies negativ zu beurteilen und «Korrekturen» vorzunehmen. Die grösste Herausforderung der demographischen Entwicklung ist der Arbeitskräftemangel, der in den nächsten Jahrzehnten durch die Pensionierung der Babyboomer verstärkt wird. Zur Bewältigung dieser Herausforderung kann und wird Migration einen Beitrag leisten. Sich alleine auf Zuwanderung zu verlassen, wäre jedoch verfehlt. Vielmehr müssen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft eine möglichst hohe Partizipation der ansässigen Bevölkerung am Arbeitsmarkt ermöglichen und die nötigen Anpassungen im Hinblick auf eine wachsende Bevölkerung in der Schweiz sicherstellen.

Unsere Wahrnehmung der Demographie ist geprägt von der Idealform der Alterspyramide. Den Sockel der Pyramide bilden viele Kinder – oben an der Spitze gibt es wenige alte Menschen. Eine solche Darstellung wird der aktuellen Situation in der Schweiz nicht mehr gerecht. Die Alterspyramide in ihrer klassischen Form entspricht dem Altersaufbau einer Agrargesellschaft mit tiefem Wohlstand, fehlendem Sozialsystem und geringer medizinischer Versorgung. Es werden viele Kinder geboren, weil sie für die Absicherung der Eltern im Alter nötig sind.

Die Abweichung von dieser Altersstruktur, nämlich weniger Kinder im unteren und mehr ältere Menschen im mittleren und oberen Teil, veranlasste Politiker bereits seit gut zwei Jahrzehnten, Horrorszenarien zu zeichnen. Stichworte dazu sind: Vergreisung der Gesellschaft, Schrumpfung der Bevölkerung, wirtschaftlicher Niedergang und finanzieller Kollaps der Altersvorsorge. All dies ist nicht eingetroffen. Der zentrale Grund dafür ist die Entwicklung der Schweiz zu einer modernen Dienstleistungsgesellschaft. Die Kindersterblichkeit ist tief, die medizinische Versorgung gut und die Altersvorsorge soli-

darisch organisiert. Das heisst, die einzelnen Jahrgänge werden in der Entwicklung von der Kindheit zum Erwachsenenalter nicht zunehmend kleiner. Die höhere Lebenserwartung von mehr Menschen führt deshalb zu einer sanften Rundung der «Spitze». Die neue Norm der Altersstruktur stellt sich somit als ein umgekehrtes U dar. Eine solche Altersstruktur ist das Ergebnis sozialer Errungenschaften – es besteht kein Grund, dies negativ zu bewerten und «Korrekturen» anbringen zu wollen.

Babyboom überlagert Entwicklung

In vielen westlichen Gesellschaften wird die Altersstruktur durch das Phänomen der Babyboomer beeinflusst. Zwischen 1880 und 1937 hat die Geburtenhäufigkeit von durchschnittlich 4 Kindern auf 1,76 Kinder pro Frau stetig abgenommen. Danach stieg sie auf 2,5 Kinder pro Frau an. Ab Mitte der 1960er-Jahre bis 1973 sank sie durch das Aufkommen der Pille auf 1,5 Kinder pro Frau. Seither ist die Geburtenrate ungefähr konstant geblieben.

Die Generation der Babyboomer ist im Vergleich zur vorangehenden und nachfolgenden Altersgruppe deutlich grösser. Dies wirkt sich auf Altersstruktur und Arbeitsmarkt aus. Die Babyboomer bilden einen so genannten «Demographiebuckel», der sich sowohl von der klassischen Alterspyramide als auch vom umgekehrten U deutlich abhebt. Während von Mitte 1960er- bis Mitte 1980er-Jahre mehr junge Menschen in den Arbeitsmarkt eintraten als pensioniert wurden, wird es in den nächsten zwanzig Jahren gerade umgekehrt sein: Weniger Menschen im Erwerbsalter stehen mehr Menschen im Pensionsalter gegenüber. Was sich zunächst als Verjüngung der Gesellschaft darstellte, wird sich künftig als «Unterjüngung» manifestieren. Das Phänomen der Babyboomer ist allerdings ein vorübergehendes: Ab ca. 2035 werden die Jahrgänge der Pensionierten wieder kleiner, die Altersstruktur stabilisiert sich.

Migration als Konsequenz wirtschaftlichen Erfolgs

Seit Anfang der 1950er-Jahre ist die Schweiz ein Einwanderungsland. Dabei haben sich verschiedene Phasen der Migra-

tion abgelöst. Ende 1950er- und Anfang 1960er-Jahre erlebte die Schweiz die höchste Zuwanderung ihrer Geschichte. Allein 1961 betrug der Wanderungssaldo ca. 100 000 Personen – und das bei einem Bevölkerungsstand von 5,4 Millionen Personen. Zusätzlich kam jedes Jahr eine grosse Zahl von Saisoniers für die Bauwirtschaft oder die Hotellerie in die Schweiz. Ab Mitte der 1960er-Jahre nahm die Zuwanderung ab, und von 1973 bis 1978 resultierte sogar ein negativer Migrationssaldo. Während bis Mitte der 1980er-Jahre die Einwanderung auf relativ tiefem Niveau verharrte, kam es von 1987 bis 1994 zu einem erneuten Anstieg. Nach einer weiteren «tiefen» Phase in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre folgte ab 2000 ein weiterer Zuwachs. Diese letzte Phase mit verstärkter Immigration dauert bis heute an.

Zwei Erkenntnisse aus dieser kurzen Übersicht sind zentral für die Zusammenhänge von Migration und demographischer Entwicklung. Erstens lässt sich Ende 1960er-Jahre und in den 1970er-Jahren eine Paralleltät zwischen Geburtenrate und Einwanderungsquote ausmachen: Die tiefe Geburtenrate wird von einem tiefen bzw. sogar negativen Migrationssaldo begleitet. Diese gleichgerichteten Entwicklungen führen zu einer Verstärkung des «Demographiebuckels». Nicht nur der Rückgang der Geburten, sondern auch die tiefere Einwanderungsquote sorgt dafür, dass die Altersgruppen, die auf die geburtenstarken Jahrgänge folgen, zahlenmässig kleiner sind.

Zweitens zeigt der Rückblick, dass die Höhe der Einwanderung mit der wirtschaftlichen Entwicklung stark korreliert. Wenn die Wirtschaft gut läuft, kommen mehr Menschen in die Schweiz, um zu arbeiten. Sie bringen oft die Familie mit, die entweder ebenfalls in den Arbeitsmarkt integriert ist oder die Konjunktur durch Konsum steigert. Dieser zweite Punkt weist im Übrigen auf die Zukunft der Migration in der Schweiz: In einer kleinen und offenen Volkswirtschaft bestimmt nicht die Grösse der Bevölkerung das wirtschaftliche Wachstum. Es ist vielmehr so, dass der globale Erfolg von Schweizer Unternehmen die Grösse der Bevölkerung bestimmt. Das wird auch zukünftig so bleiben. Wenn die Schweiz wirtschaftlich erfolgreich ist, wenn sie ihren Wohlstand erhalten und die Lebensqualität sichern will, dann wird sie auch zukünftig auf Menschen angewiesen sein, die hierher kommen, um zu arbeiten.

Migration bremst Alterung der Gesellschaft

Die Altersstruktur in der Schweiz wurde durch Zuwanderung tendenziell verjüngt. Migrantinnen und Migranten sind in der Regel deutlich jünger als bereits Ansässige. Drei Viertel der Migrationsbevölkerung sind unter 40 Jahre alt, das mittlere Alter (Median) der Gesamtbevölkerung liegt bei 41,8 Jahren. Da der Anteil der ausländischen Personen an der Gesamtbevölkerung relativ klein ist, kann Zuwanderung die Alterung der Gesellschaft allerdings lediglich verlangsamen.

Im Hinblick auf die AHV ist das Verhältnis zwischen der Anzahl Personen im erwerbsfähigen Alter (Alter 20 bis 65) und der Zahl der Pensionierten (Alter über 65) relevant. Dieses Verhältnis wird auch Altersquotient genannt. Der Effekt der Migration auf diesen Wert ist (bisher) praktisch unbedeutend und eher als positiv zu beurteilen, da fast keine über 65-jährigen Personen in die Schweiz einwandern. Ein Blick zurück zeigt: Der Altersquotient verändert sich stetig. Von 1941 bis 2011 ist das Verhältnis von 6,5 zu 1 auf 3,5 zu 1 gesunken. Trotz dieser massiven Veränderung erzielt die AHV nach wie vor ein positives Umlageergebnis, das heisst die Einnahmen übersteigen auch ohne Anlageerfolge die Ausgaben. Das liegt daran, dass die AHV nicht über eine Kopfsteuer finanziert wird, sondern vorwiegend über Lohnprozente. Deshalb ist für deren Finanzierung nicht das Verhältnis zwischen der Anzahl Personen im erwerbsfähigen Alter und der Zahl der Rentner entscheidend, sondern die Entwicklung der beitragspflichtigen Lohnsumme bzw. der Anzahl Beschäftigten und der Lohnentwicklung. Diese Entwicklung hat in den letzten Jahrzehnten die Veränderung des Altersquotienten (fast) vollständig kompensiert.

Zur Entwicklung der Lohnsumme beigetragen haben auch die Ausländerinnen und Ausländer, die zum Arbeiten in die Schweiz gekommen sind. Berechnungen des Bundesamts für Sozialversicherungen zeigen, dass ohne Migration die Rechnungsergebnisse der AHV seit 2000 jährlich um ein bis drei Milliarden Franken tiefer ausgefallen wären. Insgesamt wären seit 2000 ca. 20 Milliarden Franken weniger in die AHV geflossen und die Abschlüsse jedes Jahr defizitär ausgefallen.

Arbeitskräftemangel als grösste Herausforderung

Im Gegensatz zum häufig vorgebrachten Argument, welches die Altersvorsorge als das grösste Problem einer alternden Gesellschaft identifiziert, zeigt ein genaueres Hinsehen, dass die grösste Herausforderung der demographischen Entwicklung vielmehr der Arbeitskräftemangel ist. Bereits heute fehlt Berufsnachwuchs in vielen Branchen. Das Gesundheitswesen funktioniert nur noch dank Personal aus ganz Europa. In der Volksschule herrscht Lehrermangel – zudem werden in den nächsten zehn Jahren 30 000 Lehrkräfte pensioniert. Der Fachkräftemangel bei den Ingenieuren wird auf mehrere Zehntausend Personen geschätzt, desgleichen im Handwerk und im Gewerbe. Im Bereich der öffentlichen Sicherheit fehlen derzeit rund 3000 Polizisten, im öffentlichen Verkehr ca. 1000 Lokomotivführer.

Die Schweiz wird nicht in der Lage sein, die benötigten Personen in Medizin, Krankenpflege und Altenbetreuung, die Lehrkräfte, die Ingenieure und Informatikerinnen, die Fachleute im Baugewerbe und weiteren Branchen allein stellen zu können. Sie ist zur Befriedigung grundlegender gesellschaftli-

cher Bedürfnisse zunehmend auf ausländische Arbeitnehmende angewiesen. Das Gleiche gilt für eine florierende Wirtschaft, die auch für die Finanzierung der AHV von Bedeutung ist.

Migration allein ist nicht die Lösung

Die Schweiz wird die bevorstehende demographische Herausforderung nicht ohne Migration bewältigen können. Das gilt für Arbeitsmarkt, Lebensqualität und Finanzierung der Altersvorsorge gleichermaßen. Dabei muss es in den nächsten zwanzig bis dreissig Jahren unter anderem darum gehen, durch Migration die Probleme, die der «Demographiebuckel» mit sich bringt, abzufedern.

Es ist aber auch falsch zu meinen, Migration löse alle demographischen Probleme. Wollte man das tatsächlich tun, würde dies eine Einwanderung in einem Umfang voraussetzen, die gesellschaftlich nicht tragbar wäre und die die Lebensqualität in Frage stellen würde. Politik und Wirtschaft müssen deshalb dafür sorgen, dass die heute bereits in der Schweiz ansässigen Personen nicht aus dem Arbeitsmarkt hinaus gedrängt werden. Sie müssen sich dafür einsetzen, ihren Beitrag zur Behebung des Arbeitskräftemangels und zur Finanzierung der Altersvorsorge zu leisten. Zentral sind hier Massnahmen, die eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie ermöglichen. Gefragt ist auch eine Weiterbildungs- und Anstellungspolitik von Arbeitgebern, die das Potential älterer Personen berücksichtigt. Politik und Gesellschaft müssen sich jedoch auch den durch die Einwanderung verursachten Problemen stellen. Hierzu gehört eine glaubwürdige Integrationspolitik gegenüber den Eingewanderten, aber auch die Anpassung von Infrastruktur und Wohnungsbau an eine wachsende Bevölkerung.

Literatur

Bundesamt für Sozialversicherungen, 2012, Babyboom-Generation und AHV 2010-2060. Forschungsbericht Nr. 9/12, Bern 2012.

Bundesamt für Statistik, 2013, Wanderung der ständigen ausländischen Wohnbevölkerung 1950-2011.

Fundort: <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/07/blank/data/01.html>

Economiesuisse, o.J., Zuwanderung. Positive Auswirkungen auf die Sozialwerke. Informationsblatt Nr. 4: Sozialwerke.

Travail.Suisse, 2011, Zehn Thesen zur Demographie – Ein Manifest für die Arbeit. Bern 2011.

Le plus grand défi démographique: le manque de main-d'œuvre spécialisée

En Suisse, la structure de l'âge de la population s'est fortement modifiée grâce à des acquis sociaux tels que l'amélioration des soins médicaux ou la prévention-vieillesse solidaire. A cette évolution vient se greffer l'effet de la génération du baby-boom. Il en résulte une «bosse démographique» qui implique de grands défis à relever.

Depuis soixante ans, le développement économique est le moteur principal de la migration à la recherche d'un travail, qui freine le vieillissement de la société et simultanément contribue au maintien de l'AVS dans les chiffres noirs. Mais ce qui importe encore plus, c'est l'effet de la migration sur le marché de l'emploi, car le manque de main-d'œuvre constitue le défi majeur en matière d'évolution démographique. Tant pour satisfaire les besoins sociétaux vitaux que pour bénéficier d'une économie prospère, la Suisse sera tributaire d'une main-d'œuvre étrangère. A elle seule, la migration ne pourra pallier le manque de main-d'œuvre. Il s'agira, pour la politique et la société civile, de veiller à ce que les travailleurs résidant déjà en Suisse puissent être motivés à être partie prenante du marché de l'emploi, grâce à une politique pertinente et à de bonnes conditions d'engagement. A ce sujet, il est crucial d'élaborer des mesures qui améliorent la compatibilité entre l'activité professionnelle et la vie de famille. Par ailleurs, il convient de disposer d'une politique en matière de formation continue et d'embauche par les employeurs qui prenne en compte le potentiel de travail des aînés encore en âge de travailler.

Martin Flügel studierte Philosophie, Volkswirtschaftslehre und allgemeine Ökologie. Er ist seit 2008 Präsident und Geschäftsführer von Travail.Suisse, dem unabhängigen Dachverband der Arbeitnehmenden. 2011 verfasste er die «Zehn Thesen zur Demographie – ein Manifest für die Arbeit».



Ludmilla + Slawik: Slawik am Computer | Slawik à l'ordinateur | Slawik al computer



Ludmilla bei der Arbeit im Spital | **Ludmilla** au travail à l'hôpital | **Ludmilla** al lavoro in ospedale

«Rund um die Uhr für Sie da.»

In der Schweiz boomt der private Markt für ambulante Pflege und Betreuungs- sowie Haushaltsdienste. Dabei etabliert sich gegenwärtig ein Rotationssystem von Pendelmigrantinnen zur 24h-Betreuung in Privathaushalten. Im Rhythmus von zwei Wochen bis drei Monaten pendeln sie zwischen zwei Haushalten hin und her: ihrem Familien-Haushalt im Herkunftsland und dem Erwerbsarbeits-Haushalt in der Schweiz. Hier umsorgen die Frauen aus Ländern wie Polen, der Slowakei oder Ungarn rund um die Uhr pflegebedürftige Menschen in deren eigenen vier Wänden und füllen damit eine akuter werdende Versorgungslücke im Schweizer Pflegesystem.

«Wir helfen Ihnen, das Leben angenehmer zu gestalten und bis ins hohe Alter in den eigenen vier Wänden zu meistern. Wir stellen Ihnen schnell und unkompliziert eine Haushaltshilfe oder Betreuungsperson ganz nach Ihren individuellen Bedürfnissen zur Seite, die rund um die Uhr für Sie da ist.» So wirbt die Schweizer Agentur homecareservice24 auf ihrer Internetseite für ihre Dienste. Das private Care-Arrangement mit Pendelmigrantinnen wird in den Werbebroschüren von Vermittlungsagenturen als «angenehme, hilfreiche und kostengünstige Alternative» zur Pflege in einem Heim präsentiert. Laut der Agentur McCare bieten 24h-Betreuerinnen Unterstützung bei den Aktivitäten des eigenen Lebens, sind rund um die Uhr ansprechbar und können Überlastungen der Familienangehörigen vermeiden. Wie die Firma Pflege-Fee auf ihrer Website ausführt, muss dank der 24h-Präsenz nicht wie bei den herkömmlichen ambulanten Pflegediensten «nach Minuten oder Anzahl der Verrichtungen» einzeln abgerechnet werden. Die Firma Home Instead – ein US-amerikanisches Franchise-Unternehmen, das weltweit rund 900 Filialen (davon 20 in der Schweiz) betreibt – hat sich «zum Ziel gesetzt, pflegende Angehörige zu entlasten»: «Wir beginnen dort, wo die öffentlichen Angebote enden.» Den Spitex-Angestellten bleibe für das Zwischenmenschliche oft zu wenig Zeit. Die «Care-

Givers», wie die Mitarbeitenden der Firma genannt werden, «sind Gesprächspartner und Vertraute, helfen im Haushalt, erinnern an Medikamente, kochen Lieblings Speisen oder erledigen Einkäufe».

Betreuung von Pflegebedürftigen

«Daheim statt ins Heim» – das ist ein steigendes Bedürfnis einer Generation von Seniorinnen und Senioren, die sich mehr Autonomie wünscht. Dazu gehören die Vertrautheit der eigenen Wohnung, die Nachbarschaft, die gewohnte soziale Umgebung im Quartier oder Dorf – und die Gefühle und sozialen Beziehungen, die damit verbunden sind. Die Mehrheit der älteren Menschen möchte heute so lange wie möglich zu Hause leben. «Ambulant vor stationär» – so lautet auch das Credo, das von politischer Seite bezüglich Alterspolitik verfolgt wird – mit dem Ziel, die vergleichsweise teure Pflege in Institutionen zu reduzieren. Die von den Agenturen angepriesenen Vorteile eines privaten Care-Arrangements mit Migrantinnen deuten zudem auf Überlastungssituationen von Angehörigen hin, auf nicht zufriedenstellende öffentliche Pflegeinstitutionen – und auf die Tatsache, dass Pflege und Betreuung in der Schweiz sehr stark eine Privatangelegenheit ist. Zwar existieren gut ausgebaute professionelle Dienste (Altersheime, ambulante Pflegedienste), doch die staatlich subventionierte Unterstützung beschränkt sich hauptsächlich auf medizinische Pflegeleistungen. Wie eine aktuelle internationale Studie (OECD 2011) aufzeigt, ist die Selbstbeteiligung der privaten Haushalte an den Kosten für die Langzeitpflege in der Schweiz vergleichsweise hoch. Mit der Einführung der neuen Pflegefinanzierung ist der finanzielle Druck auf Pflegebedürftige und ihre Familien weiter gestiegen, weil neu in diversen Kantonen eine Patientenbeteiligung für die Kosten der Spitex-Pflege erhoben wird. Gleichzeitig führen Ökonomisierungstrends im öffentlich (mit-)finanzierten Pflegesektor zu einer Wegrationalisierung zentraler Aspekte der Care-Arbeit, die über eng gefasste Verabreichungen pflegerisch-medizinischer Leistungen hinausgehen. Spitex-Mitarbeitende müssen ihre Tätigkeit mit einer mobilen Stechuhr ausführen und jede einzelne Handlung im Minutentakt abrechnen. Für ein persönliches Gespräch oder die Erfüllung eines Bedürfnisses der pflegebedürftigen Person

ausserhalb des stark reglementierten Aufgabenkatalogs bleibt da wenig Zeit.

Für die betreuenden und haushaltsbezogenen Tätigkeiten sind die Angehörigen – in der Mehrheit Frauen – stark gefordert. Häufig kommt es zu einem Care-Patchwork: Die Spitex leistet medizinische Pflege, Angehörige unterstützen in der alltäglichen Lebensführung. Falls es die finanziellen Ressourcen erlauben, werden einzelne Aufgaben an den privaten Dienstleistungsmarkt delegiert.

Innerhalb dieses Marktes hat die Rundum-Betreuung durch Pendelmigrantinnen in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen. In den Medien wird die Zahl von rund 30 000 Osteuropäerinnen in Schweizer Haushalten herangereicht. Diese Schätzung ist wohl zu hoch gegriffen. Offizielle Zahlen zur Verbreitung privater Care-Arrangements mit osteuropäischen Pendelmigrantinnen gibt es nicht – nur schon wegen des bedeutenden Anteils an irregulärer Arbeit, die statistisch nicht erfasst werden kann. Denn obwohl seit dem 1. Mai 2011 die Personenfreizügigkeit auf die EU-Ostländer ausgedehnt worden ist und die Betreuerinnen bei Kurzaufenthalten bis zu 90 Tagen keine Bewilligung mehr brauchen, sind viele Arbeitsverhältnisse nicht gemeldet.

Migrieren, um im Herkunftsland bleiben zu können

Die in den Haushalten tätigen Betreuerinnen nutzen die Pendelmigration als eine transnationale (Über-)Lebensstrategie: Sie entscheiden sich, temporär im «Westen» einer Lohnarbeit nachzugehen, weil zu Hause für viele Menschen *«die Löhne zu hoch sind um zu sterben und zu niedrig, um davon leben zu können»* – wie es Barbara Janowska ausdrückt, die zwischen Polen und der Schweiz hin- und herpendelt.

Bei den interviewten Pendelmigrantinnen aus Polen zeigen sich vielfältige Wege und Motive zur transnationalen Mobilität, unterschiedliche Familienkonstellationen und verschiedene Lebensperspektiven. Gemeinsam ist ihnen, dass sie mit ihrem Verdienst einen wesentlichen Beitrag zur Sicherung eines Einkommens für sich und für die Familie in Polen leisten. Die Migrationsmotive zeugen von schwierigen ökonomischen Verhältnissen in der postsozialistischen Transformationsgesellschaft, die durch eine hohe Erwerbslosigkeit und durch Prekarisierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse geprägt ist.

«Warum ich hier in der Schweiz arbeite?» Anna Nowak reagiert erstaunt auf die Frage nach ihren Motiven, in der Schweiz eine Stelle als Seniorenbetreuerin angetreten zu haben. *«Weil wir das liebe Geld brauchen!»* Die 44-jährige Mutter von drei Kindern und Grossmutter eines Enkelkinds lebt mit ihrer Familie in einem Dorf im oberschlesischen Industriegebiet. Ihr Mann hat als Mineur in einer Grube gearbeitet, die geschlos-

sen wurde. Auch Anna Nowak hat ihre Stelle bei einem Süsswarenunternehmen verloren: *«Die Firma, bei der ich früher im Büro arbeitete, gibt es nicht mehr, sie verkaufen jetzt alles über Internet. Mich braucht's da nicht mehr.»* Um ihre Familie zu ernähren, pendelt Anna Nowak jeden zweiten Monat nach Basel, wo sie für eine private Spitex-Firma einen Mann betreut, der auf den Rollstuhl angewiesen ist.

Die studierte Ökonomin Magdalena Rutkowska arbeitet seit vielen Jahren in der Schweiz, um ihren Kindern eine Universitätsausbildung zu ermöglichen. Für Monika Zielinski ist die Alterssicherung ein wichtiger Antrieb, eine temporäre Arbeit in einem Schweizer Haushalt aufzunehmen. Die 60-jährige alleinstehende Gymnasiallehrerin sagt, dass ihre karge Rente nicht zu einem anständigen Leben reiche. Sie brauche den Verdienst, um Geld für die Zukunft auf die Seite zu legen. Für die 50-jährige Karina Jalowy ist die Pendelmigration eine Strategie, um sich aus einer unglücklichen Ehe zu lösen. *«In Polen braucht es für eine Familie zwei Löhne, eine Person arbeitet für die Rechnungen, Miete, Strom, die andere für das Essen.»* Das höhere Einkommen in der Schweiz bietet ihr die Möglichkeit, eine eigenständige Existenz aufzubauen.

Das Hin- und Herpendeln zwischen zwei Haushalten steht für eine transnationale Lebenspraxis, die ein Fortführen des Lebens im eigenen Land trotz prekärer Bedingungen ermöglicht und auch zu einem gewissen Autonomiegewinn führen kann. Die Care-Arbeiterinnen richten sich in der Mobilität ein. Sie migrieren dabei nicht, um das Land zu verlassen, sondern um bleiben zu können (Morokvasic 1994).

Prekäre Arbeit, entgrenzte Arbeit

Care-Arbeiterinnen aus Polen übernehmen in den Schweizer Privathaushalten Tätigkeiten, für die sie nach gesellschaftlich konstruierten Vorstellungen eine «angeborene Affinität» haben. Ihre häufig sehr hohen beruflichen Qualifikationen werden dabei nicht anerkannt. Die 63-jährige Jadwiga Mazur sagt, sie hätte in der Schweiz eine *«neue Berufskarriere»* gestartet, bei der sie täglich vor grossen Herausforderungen stehe. *«Für diese Arbeit braucht es die Kraft eines Elefanten, die Haut eines Nilpferds und die Zärtlichkeit eines Schmetterlings. Du musst mental sehr stark sein, eine schwache Psyche geht nicht.»* Etwas verbittert spricht die studierte Psychotherapeutin über die fehlende Anerkennung, die sie für ihre Arbeit bekomme: *«In Polen bin ich wer, wie man so sagt. Ich hier bin auch was: Ich bin nötig.»*

Jadwiga Mazur ist über ein polnisches Entsendeunternehmen angestellt und verdient monatlich 1200 Euro – plus Kost und Logis. Ihre Arbeit ist behördlich nicht gemeldet: Die Firma agiert ohne staatliche Bewilligung, denn Personalverleih aus dem Ausland ist in der Schweiz nicht erlaubt (Medici und Schilliger 2012: 19). Jadwiga hat damit keinen Anspruch auf

Sozialleistungen in der Schweiz und kann auch nicht auf juristischem Weg den ihr zustehenden Mindestlohn einklagen, da ihre Arbeit als «Schwarzarbeit» gilt. Meist etwas besser bezahlt sind die Care-Arbeiterinnen, die über eine Schweizer Personalverleih-Agentur angestellt sind: Die Löhne schwanken – nach Abzug von Kost und Logis – mehrheitlich zwischen 2500 und 3500 Franken. Das muss im Normalfall für zwei Monate reichen, denn in der Zeit, in der die Pendelmigrantinnen in ihrem Herkunftsland weilen, haben sie kein Einkommen.

Zwar gilt in der Schweiz seit 2011 in der Hauswirtschaft ein Mindestlohn von 18.20 Franken (20 Franken bei mind. 4 Jahren Berufserfahrung). Doch entschädigen die Agenturen die Care-Arbeiterinnen – trotz fast permanenter Anwesenheitspflicht – lediglich zwischen 6 und 9 Stunden täglich. «*Keine Hausfrau der Erde arbeitet körperlich täglich mehr als fünf Stunden*», gibt eine Agenturleiterin zu Protokoll. Sie deutet damit an, wie die Agenturleiter «Arbeit» in der Sphäre des Haushalts auslegen: Dazu zählen Tätigkeiten wie Kochen, Einkaufen, Waschen, Bügeln oder Pflegeleistungen wie Körperpflege, Hilfe bei Toilettengängen oder Unterstützung bei der Mobilität. Spaziergänge, Gespräche führen, zusammen Kaffee trinken, Spielen, gemeinsam Fernsehen, am Betrand sitzen – diese Tätigkeiten werden von den Agenturen meist nicht als Leistung gezählt, die entlohnt werden muss. Auch die Präsenzzeit, in der die Care-Arbeiterinnen im eigenen Zimmer auf Abruf anwesend sein müssen – die sogenannten Stand-by-Stunden – sowie Zuschläge für Nacht- und Wochenendarbeit werden in den wenigsten Fällen ausbezahlt.

Karina Jalowy deutet an, wie zeitlich und räumlich entgrenzt die Arbeit im Privathaushalt ist, wo Care-Arbeiterin und pflegebedürftige Person Wand an Wand leben. «*Es ist ja keine Fabrik, wo man hinein und wieder hinaus geht. Auch wenn du in dein Zimmer gehst, wenn dann die Grossmutter schreit oder aus ihrem Zimmer hinausgeht, musst du schauen gehen, was passiert und ob sie vielleicht etwas braucht. Du bist immer auf Abruf.*» Wie Barbara Janowska ausführt, ist der Tagesablauf stark geprägt von den Bedürfnissen der Person, deren Wohl an die Präsenz der Betreuerin gebunden ist: «*Da hat man Pause und eigentlich hat man auch nicht wirklich Pause. Das ist jeden Tag gleich, am Wochenende auch. Da kann man nicht sagen, jetzt lassen wir diesen Kunden. Der ist doch lebendig!*»

Eine emotionale Verbundenheit der Care-Arbeiterin mit der pflegebedürftigen Person ist eine Grundvoraussetzung und fördert die Zufriedenheit beider Beteiligten im Care-Arrangement. Doch gleichzeitig erfordert es einen zeitlich wie emotional fast grenzenlosen Einsatz der Betreuerin, deren Subjektivität und intimste Eigenheiten in Wert gesetzt werden. Arbeitsbeziehung und intime Privatbeziehung verfließen dabei. Karina Jalowy sagt: «*Wir müssen immer lächeln, immer mit Freude, immer zu Diensten sein, wir leben nicht unser Leben, nur für die Anderen.*»

Win-Win-Win-Lösung?

Das 24h-Betreuungsarrangement wird im öffentlichen Diskurs teilweise als eine Win-Win-Win-Lösung dargestellt, die den Staat entlastet, dem Pflegenotstand entgegenwirkt und allen individuell Beteiligten einen Nutzen bringe: Pflegebedürftigen Menschen werde eine umfassende Versorgung im eigenen Zuhause ermöglicht, gleichzeitig würden Angehörige entlastet und schliesslich könnten Migrantinnen dank der Beschäftigung in Privathaushalten den prekären Bedingungen in ihrem Herkunftsland entfliehen, ein Vielfaches ihres Lohns im Herkunftsland verdienen und dabei auch noch Entwicklungshilfe für ihr Land leisten.

Die Vermittlungsagenturen und die transnational agierenden Dienstleistungsunternehmen im Bereich der Betreuung, die teilweise sehr hohe Gebühren für ihren Service verlangen, bleiben in diesem Win-Win-Win-Diskurs als Gewinner nicht erwähnt. Nicht thematisiert werden im Win-Win-Win-Diskurs zudem die prekären Arbeitsverhältnisse, mit denen sich Migrantinnen konfrontiert sehen, die den «Gewinn» für die Zielländer mit tiefen Löhnen, geringer Arbeitsplatzsicherheit, eingeschränkter sozialer Sicherheit und äusserst entgrenzten Arbeitszeiten bezahlen. Verschwiegen werden weiter die globalen Enteignungsprozesse, die Arlie Hochschild (2001) mit dem Konzept der «globalen Sorgketten» verdeutlicht: Reichere Länder füllen ihre Versorgungslücken mit der Aneignung von physischer und emotionaler Care-Arbeit durch Migrantinnen, während in deren Herkunftsländern gleichzeitig neue Lücken und Entbehrungen entstehen. Dies zeigt sich im polnischen Kontext einer äusserst schwach ausgestalteten sozialstaatlichen Infrastruktur im Bereich der Altenpflege beispielsweise darin, dass die Abwesenheit der Töchter zu einem Pflege-Defizit führen kann. In Polen werden die meisten Pflegebedürftigen informell durch deren Familie betreut. Die Care-Arbeiterinnen, die in der Schweiz arbeiten, sind häufig in einem Alter, in dem sie Eltern haben, die betreut werden müssen. So auch Barbara Janowska, die sich in der Schweiz rund um die Uhr um einen Senior kümmert, um mit dem erwirtschafteten Einkommen die Ausbildung ihrer Tochter zu finanzieren. Ihre beiden bettlägerigen Eltern leben zu zweit in einem 9-Quadratmeter grossen Zimmer in einem privaten Pflegeheim im Osten Polens, wo wegen des Pflegenotstands dreissig pflegebedürftige Betagte von gerade mal zwei Betreuerinnen umsorgt werden.

Ausgeblendet werden im Win-Win-Win-Diskurs schliesslich auch die Implikationen dieser neuen internationalen Organisation der Care-Arbeit für die Geschlechterverhältnisse und den niedrigen Status, welcher der Care-Arbeit als typisch weibliche Arbeit dabei (erneut) zugewiesen wird. Die Care-Arbeiterin wird hier nicht primär als «Arbeiterin» (mit sozialen Rechten und einem gesellschaftlichen Status), sondern als Hilfskraft

in der Familie abgewertet und aus der öffentlichen Sphäre ausgeschlossen.

Gleichzeitig ist jedoch auch ein skandalisierender Diskurs über «moderne Sklaverei», wie er teilweise in den Medien geführt wird, nicht angemessen. Denn dies versetzt die Care-Arbeiterinnen in einen Objektstatus, womit ihnen jegliche Handlungsfähigkeit abgesprochen wird. Jüngste Organisationsprozesse zeigen eindrücklich, dass Care-Arbeiterinnen keineswegs passive Spielbälle der Migrations- und Arbeitsmarktpolitik sind, sondern handlungsmächtige Akteurinnen, die ihr Leben in die eigenen Hände nehmen und sich zunehmend auch kollektiv gegen Ausbeutungsverhältnisse engagieren. So zogen im Raum Basel Care-Arbeiterinnen jüngst zwei private Spitex-Unternehmen vor Gericht, um sich mit Lohnklagen gegen unbezahlte Überstunden und fehlende Freizeit zu wehren. Die im Frühling 2013 gegründete Gruppe namens «Respekt» – ein Netzwerk polnischer Care-Arbeiterinnen in der Schweiz – hat sich zum Ziel gesetzt, durch Selbstorganisation aus der sozialen Isolierung im Privathaushalt auszubrechen und mehr Respekt, bessere Arbeitsbedingungen und soziale Rechte einzufordern. Barbara Janowska, die das Respekt-Netzwerk mitlanciert hat, will dafür sorgen, dass sich kein prekärer Sonderarbeitsmarkt für Migrantinnen etabliert: *«Wir leisten unsere Arbeit gern, aber wir sind nicht mehr bereit, uns auszunutzen zu lassen, wir wollen faire Löhne und Arbeitsbedingungen nach den hier geltenden Gesetzen.»*

Alle Namen der zitierten Personen sind Pseudonyme.

Literatur

Hochschild, Arlie Rusell 2001, Globale Betreuungsketten und emotionaler Mehrwert. In: Hutton, Will; Giddens, Anthony (Hg.): Die Zukunft des globalen Kapitals. Frankfurt am Main/New York: Campus, 157-176.

Medici, Gabriela und Sarah Schilliger, 2012, Arbeitsmarkt Privathaushalt. Pendelmigrantinnen in der Betreuung von alten Menschen. In: Soziale Sicherheit CHSS, 17-20.

Morokvasic, Mirjana, 1994, Pendeln statt auswandern. Das Beispiel der Polen. In: Morokvasic, Mirjana; Rudolph, Hedwig (Hg.), Wandlungsraum Europa. Menschen und Grenzen in Bewegung. Berlin: sigma, 166-187.

OECD, 2011, Help Wanted? Providing and Paying for Long-Term Care. OECD, May 2011.

Care Migration: un encadrement 24 heures sur 24

En Suisse, le marché privé pour les soins ambulatoires, de l'encadrement et des services à domicile est florissant. De ce fait, un système de rotation de migrants pendulaires s'établit en vue d'assurer un encadrement 24 heures sur 24 dans des ménages privés. Les migrants font ainsi la navette, à un rythme variant entre deux semaines et trois mois, entre deux ménages: le leur dans le pays de provenance et celui du pays d'accueil où ils gagnent leur vie. Des femmes en provenance de pays, tels que la Pologne, la Slovaquie ou la Hongrie s'occupent, 24 heures sur 24, de personnes nécessitant des soins à domicile. Ces immigrées comblent ainsi une lacune de plus en plus aiguë en termes de services de soins et d'encadrement au sein du système suisse de santé.

«A la maison plutôt qu'en EMS», tel est le désir croissant d'une génération d'âinés souhaitant davantage d'autonomie. Les seniors désirent rester dans leur propre logement, garder le voisinage et l'environnement social qui leur est familier dans la commune ou le quartier ainsi que les relations sociales qui y sont liées. «L'ambulatoire doit primer sur le placement en institution», tel est le credo des milieux politiques en matière de politique de la vieillesse, ce credo ayant toutefois pour objectif de réduire les coûts des soins en EMS, très élevés par rapport à ceux des soins à domicile. Les avantages que prônent les agences proposant des formules de soins privés dispensés par des personnes étrangères démontrent qu'il existe des situations de surcharge pour les familles et des établissements publics de soins qui ne donnent pas satisfaction. Preuve en est qu'en Suisse, les soins et l'encadrement de personnes âgées constituent une affaire grandement privée. Les formules de soins privés recourant à des personnes étrangères sont souvent présentées comme des solutions win-win. Mais la réalité est souvent bien différente: les conditions de travail du personnel d'encadrement sont souvent précaires.

Sarah Schilliger ist wissenschaftliche Assistentin und Lehrbeauftragte am Seminar für Soziologie an der Universität Basel. Im Rahmen ihrer Dissertation unternahm sie von 2009 bis 2013 eine ethnographische Spurensuche zur Pendelmigration aus Polen in Schweizer Privathaushalte von Pflegebedürftigen.

Occorre una politica per la terza età attenta alla diversità.

In Svizzera la popolazione migrante sta invecchiando e l'eterogeneità di provenienza geografica aumenta. Le vicende personali degli immigrati, ma anche l'assetto delle politiche di migrazione, asilo e integrazione all'epoca del loro arrivo in Svizzera, influenzano il processo d'invecchiamento nel nostro Paese. I tratti biografici peculiari si riflettono sui diversi modi d'invecchiare; si tratta di un aspetto che va considerato quando si attuano servizi, politiche o interventi assistenziali a favore della terza età.

In Svizzera gli immigrati anziani godono in generale di scarsa attenzione, il che vale per la ricerca sulla migrazione e l'integrazione, ma ancora di più per quella sulla vecchiaia. Vi sono diverse ragioni che spiegano tale disinteresse: per molto tempo si è pensato che gli immigrati tornassero nel loro Paese di origine al più tardi al raggiungimento della pensione. Non c'era pertanto nessun motivo stringente per interessarsi alle condizioni della loro vecchiaia in Svizzera. Inoltre occorre aggiungere che, sebbene in aumento, il numero degli immigrati anziani continua comunque a essere piuttosto ridotto.

Nuovi gruppi di utenti – nuovo interesse della ricerca

Oggi circa un quinto degli over 65 non è nato in Svizzera. Sebbene si tratti per lo più di anziani di origine italiana, la provenienza della popolazione migrante anziana è molto varia ed è probabile che nei prossimi anni tale eterogeneità aumenti ancora. Alla fine del 2010 i 135 000 cittadini stranieri ultrasessantacinquenni presenti in Svizzera provenivano da 161 Paesi diversi. Secondo gli scenari di sviluppo demografico tracciati dall'Ufficio federale di statistica, nel 2020 gli stranieri al di sopra dei 65 anni saranno 191 000 – 400 000 calcolando anche i naturalizzati.

Un terzo motivo per il quale la ricerca è arrivata relativamente tardi a occuparsi delle condizioni degli immigrati anziani in

Svizzera è stata la priorità accordata, negli scorsi decenni, ad aspetti dell'integrazione socialmente rilevanti: negli anni Settanta e Ottanta l'attenzione dei ricercatori si è infatti concentrata sull'integrazione scolastica e professionale dei figli degli immigrati di prima generazione; parallelamente, negli anni Novanta, l'interesse della ricerca si è rivolto alla migrazione per motivi d'asilo di provenienza prima europea e poi extra-europea. Simultaneamente, le vicende della prima generazione proveniente dall'Europa meridionale e successivamente dal Sudest europeo riscuotevano scarso interesse scientifico. Intanto queste persone invecchiavano nel nostro Paese senza sollevare troppo clamore né costituire più un problema specifico per la politica.

Date le premesse e ignorando le condizioni di questa fetta di popolazione, non c'è da stupirsi se il dibattito sugli immigrati anziani è spesso generico, poco dettagliato oppure infarcito di speculazioni o di stereotipi. Questi immigrati penserebbero solamente a ritornare nel Paese Natale e lo vorrebbero fare al raggiungimento dell'età pensionabile. Al termine della vita lavorativa non si sentirebbero infatti più legittimati a rimanere in Svizzera, Paese dove sarebbero poco integrati a causa delle lacune linguistiche, e farebbero volentieri ritorno nella propria rete sociale fortemente connotata a livello etnico o nazionale. Influenzato dalla ricerca americana sull'etnicità, il dibattito ha posto l'accento sull'origine dei migranti anziani e sull'impatto di tale origine sul loro processo d'invecchiamento. Il «ripiegamento etnico», più volte citato, degli immigrati anziani (Dietzel-Papakyriakou 1993) è stato spesso interpretato partendo da una prospettiva orientata alle carenze di una mancata integrazione nella società d'accoglienza. Questo ripiegamento potrebbe invece essere interpretato anche come un modo di superare l'instabilità sociale e le crisi d'identità tipiche della terza età (Reinprecht 2006), in quanto si tende a scegliere strategie che nel corso della propria vita hanno dato buoni risultati. In questo senso, riscoprire le categorie etniche può aiutare a reagire ad esempio agli svantaggi sociali e a migliorare le proprie condizioni di vita in età avanzata.

Da quando gli immigrati della terza età sono diventati un vero e proprio gruppo di utenti del sistema sociosanitario,

i servizi di assistenza e cure geriatriche sono particolarmente interessati ai risultati della ricerca su come gestire la nuova categoria di clienti e di pazienti. La ricerca si concentra dunque anche sul tema dell'assistenza e delle cure geriatriche, mentre manca ancora un'analisi dell'interazione di diversi fattori come l'ambiente socioeconomico, la formazione, il vissuto minoritario, l'esperienza della discriminazione e lo statuto giuridico.

Diversi percorsi migratori – diverso modo di invecchiare

Secondo la gerontologia i tratti biografici condizionano fortemente anche il processo d'invecchiamento. Le vicende personali legate alla migrazione giocano un ruolo centrale per gli immigrati anziani. I motivi di migrazione e le condizioni variano molto: alcuni sono partiti da giovani per trovare un lavoro che permettesse loro di mantenere la famiglia, altri sono fuggiti dalla guerra, dalla repressione e dalla persecuzione. C'è chi è arrivato in Svizzera in età avanzata per un ricongiungimento familiare oppure come rifugiato in seguito a un'azione umanitaria. Altri ancora vivono e invecchiano come i «sans-papiers». Spesso queste persone condividono l'esperienza di un trauma subito. Un'altra differenza fondamentale è l'età in cui si è lasciato il proprio Paese: c'è chi è partito in gioventù per lanciarsi in un progetto migratorio oppure chi lo ha fatto solo in età avanzata, senza avere altra scelta se non quella di lasciare il proprio ambiente socioculturale. Chi gode di un diritto garantito di soggiorno, ad esempio grazie a un permesso di residenza, vive in modo del tutto diverso la vecchiaia rispetto a chi ha prospettive meno certe di rimanere in quanto è stato ammesso solo provvisoriamente.

Oltre alle differenze vi sono però anche similitudini: per la maggior parte delle persone la migrazione ha costituito un drastico spartiacque nella propria vita. Come immigrati hanno dovuto cercare la propria strada in un ambiente sociale sconosciuto che non li ha quasi mai accolti come concittadini benvenuti, bensì li ha spesso relegati ai margini arrivando persino a discriminarli (Maiolino 2011). Molti migranti si sono sentiti richiesti come manodopera, ma indesiderati come membri della società.

Tutti gli immigrati di prima generazione hanno in comune l'aspetto pionieristico della loro esperienza. Non hanno beneficiato dell'appoggio di una rete sociale già esistente, ma sono stati costretti a crearne una. Un esempio a tale riguardo è stata la comunità degli italiani che si è organizzata in associazioni; ma anche altri gruppi di immigrati, provenienti ad esempio dalla Spagna, dal Portogallo, dalla Turchia o dallo Sri Lanka, si caratterizzano per un alto livello di autorganizzazione. Del resto, in tutta la Svizzera vi è una gran varietà di associazioni e organizzazioni di migranti.

In passato, lo spirito di aggregazione e solidarietà ha rafforzato l'organizzazione collettiva dell'identità come comunità «esiliata» di fronte a un ambiente sociale poco accogliente. Oggi le stesse associazioni, nel frattempo invecchiate insieme ai loro membri, continuano a rappresentare strutture socialmente connotate nelle quali gli immigrati si sentono un po' a casa. In questo senso costituiscono una risorsa, legata alla storia personale, per superare le crisi e il senso della perdita. Gli immigrati in età avanzata fanno più volentieri ricorso a tali reti che non alle strutture di sostegno specializzate delle istituzioni o dei servizi svizzeri per la terza età.

La situazione economica, sociale e sanitaria

La situazione economica, sociale e sanitaria degli immigrati anziani è condizionata da vari fattori tra cui in particolare le condizioni sociali, le risorse personali, il supporto familiare e della società, ma anche la tempra individuale. Dai rapporti sulla povertà degli anziani (Consiglio federale 2007; Pilgram/Seifert 2009) e sullo stato di salute della popolazione dei migranti in Svizzera (Guggisberg/Gardiol/Graf 2011), emerge che, in media, gli immigrati anziani conoscono condizioni economiche peggiori di quelle in cui versano gli Svizzeri della stessa età. Gli stranieri inoltre sono più esposti al rischio di povertà e sono meno sani.

I problemi emersi in età più giovane si aggravano sensibilmente con la vecchiaia, e questo vale anche per gli immigrati. I migranti del lavoro provenivano di regola da povere regioni periferiche dell'Europa meridionale; privi o quasi di forma-

zione, erano fermamente decisi a migliorare la propria situazione economica con il duro lavoro. Venivano per lo più impiegati in settori economici contraddistinti da orari di lavoro lunghi, da attività manuali, pesanti e usuranti, da un elevato rischio infortunistico e spesso da scarse possibilità di carriera. Conseguentemente, molti smettevano presto di lavorare per ragioni di salute. I rifugiati, invece, giunti in Svizzera già in età avanzata, spesso per un ricongiungimento familiare o in un'azione umanitaria – traumatizzati da guerre, violenze e fughe – raramente riuscivano a integrarsi nel mondo del lavoro con la professione che esercitavano nel loro Paese. Molti sono dovuti ricorrere fin dall'inizio all'assistenza sociale.

A salari bassi corrispondono pensioni basse che, solamente sommate a una prestazione complementare, possono garantire nella vecchiaia il necessario per vivere. Alla fine del 2012 beneficiava infatti di una prestazione complementare il 24 per cento dei pensionati stranieri e solo l'11 per cento di quelli svizzeri (UFAS 2013). Questa differenza si spiega anche col fatto che la popolazione straniera aveva un reddito da lavoro inferiore rispetto a quello dei lavoratori svizzeri ed era anche più colpita dalla disoccupazione. Tra il 1993 e il 2008, la percentuale dei pensionati stranieri che percepiva una prestazione complementare è più che raddoppiata. Dai sondaggi presso il personale specializzato nel settore dei servizi agli anziani, emerge persino che molti ignorano di aver diritto a prestazioni complementari. È quindi probabile che il numero degli immigrati aventi diritto superi le cifre ufficiali: insicurezze linguistiche, mancanza d'informazione e scarsa autostima impediscono a molti immigrati anziani di far valere questo diritto e quindi di presentare una richiesta. Di conseguenza, per molti di loro le ristrettezze economiche della vecchiaia rispecchiano le condizioni degli anni passati.

Percorsi migratori: una risorsa nella vecchiaia

Se si chiede agli immigrati di una certa età di parlare della propria vita, si rimane sorpresi anzitutto per le difficoltà che molti hanno incontrato nel corso del loro passato migratorio e poi per le incredibili strategie che hanno sviluppato per superarle e per riuscire a convivere con tali esperienze. Questo secondo punto solleva la questione delle risorse che gli immigrati hanno acquisito affrontando le sfide e le crisi nel corso della loro vita. Nonostante fatti e cifre indichino che gli immigrati in pensione stanno peggio dei loro coetanei svizzeri, la loro personale opinione sulle proprie vicende può sorprendere.

Arben S., 63 anni, ex lavoratore stagionale del Kosovo, così ripensa alla sua vita: «Ho sempre voluto lavorare bene e onestamente. Sono fiero e contento di aver lavorato per i miei figli perché potessero avere una formazione e per mio fratello che ha potuto studiare.» Lan N., 78 anni, è arrivata dal Vietnam in Svizzera a 55 anni a causa della guerra, ha perso alcuni figli e in seguito ha curato il marito traumatizzato finché non è morto. Ripensa alla sua vita con soddisfazione: «Sono sana, forte e

bella, ho molti figli che hanno avuto successo, niente è andato storto. Tutto quello che volevo si è realizzato: sono fiera di me stessa e della mia vita.» Alexandra Z. faceva la ballerina ed è giunta dal Cile nel nostro Paese dove ha sposato uno Svizzero morto nel frattempo. Oggi ha 76 anni e anche lei guarda al passato con un atteggiamento positivo: «Ho attraversato dei momenti difficili. Con tutto quello che mi è capitato quando ero giovane, con tutte quelle morti, mio padre, mia madre. Ma ogni prova ti rende più forte: non si smette mai di imparare.»

Molti immigrati anziani rilevano quanto sia importante per loro la rete sociale della propria comunità di migranti, ma anche quanto siano aperti allo scambio e alla collaborazione nell'ambito di iniziative lanciate dai servizi svizzeri agli anziani (Hungerbühler/Bisegger 2012). Anche loro, come gli anziani svizzeri, si chiedono inoltre di cosa hanno bisogno per sentirsi bene nella vecchiaia, dove e come possono rendersi ancora utili, che cosa succede se si ammalano e hanno bisogno di cure, quale tipo di residenza per anziani e quale assistenza fanno al caso loro se non vogliono dipendere dai figli che lavorano.

Una prospettiva diversa nella politica per gli anziani

Sebbene complessivamente soltanto un decimo circa degli attuali ospiti di istituti di assistenza di lunga durata abbia un passato migratorio (Ufficio federale di statistica 2010), tale percentuale è destinata a crescere nei prossimi anni. Con l'aumento dei pensionati immigrati, sia i servizi ospedalieri e ambulatoriali che offrono cure per gli anziani sia i servizi agli anziani dovranno affrontare nuove sfide. Da un lato occorre sensibilizzare gli addetti in merito ai nessi tra percorsi migratori e disparità di opportunità economiche, sociali e sanitarie nella terza età. Dall'altra chi lavora presso questi servizi dovrà avere una mentalità più aperta, maggiore flessibilità e competenza nei confronti della diversità. Inoltre occorre passare da un'ottica imperniata sulle carenze a una calibrata sulle risorse: i migranti anziani non sono semplicemente clienti o pazienti, ma pionieri della prima generazione di immigrati, dotati di una serie di preziose risorse personali. Pertanto devono essere opportunamente coinvolti nella definizione, impostazione e attuazione di servizi, politiche o interventi assistenziali a favore della terza età. Potrebbe ad esempio risultare molto utile tener conto per tempo dell'esperienza e delle competenze dei migranti anziani nello sviluppare nuovi modelli assistenziali e abitativi. Infatti questo gruppo di utenti potrebbe indurre tali strutture a semplificare l'accesso ai propri servizi e ad adottare misure per proporsi in modo mirato agli stessi anziani immigrati. Oppure ne potrebbero scaturire progetti pilota come ad esempio reparti etno-specifici nelle case per anziani.

Non tutti desiderano comunque trascorrere la vecchiaia con i propri concittadini. Un immigrato italiano intervistato sosteneva proprio questo, ossia che non poteva immaginarsi di vi-

vere in una casa per anziani solamente insieme ad altri Italiani. Per tutta la vita ha lavorato nel settore edilizio insieme a Spagnoli, Portoghesi, Svizzeri, Turchi e Kosovari, insieme a persone di diversa provenienza insomma. Si sente pertanto una persona aperta. Vista la crescente varietà, occorrerà diversificare anche gli approcci disponibili per garantire la capacità di soddisfare la molteplicità dei bisogni.

Anche la politica cantonale e comunale va coinvolta: deve creare le condizioni che consentano agli immigrati anziani, anche se non naturalizzati, di partecipare con gli stessi diritti nel proprio luogo di residenza al dibattito sui temi e il sostegno a misure negli ambiti che li coinvolgono e li interessano.

Bibliografia

- Consiglio federale**, 2007, Strategia in materia di politica della vecchiaia. Rapporto del Consiglio federale in risposta al postulato 03.3541 Leutenegger Oberholzer del 3 ottobre 2003. Berna.
- Dietzel-Papakyriakou, Maria**, 1993, Altern in der Migration. Die Arbeitsmigration vor dem Dilemma: zurückkehren oder bleiben? Stoccarda: Ferdinand Enke Verlag.
- Guggisberg, Jürg; Lucien Gardiol; Iris Graf et al.**, 2011, Gesundheitsmonitoring der Migrationsbevölkerung (GMM II) in der Schweiz. Schlussbericht. Arbeitsgemeinschaft BASS, ZHAW, ISPM, M.I.S TREND.
- Hungerbühler, Hildegard und Corinna Bisegger**, 2012, «Und so sind wir geblieben...». Ältere Migrantinnen und Migranten in der Schweiz. Commissione federale della migrazione CFM in collaborazione con il Forum nazionale anzianità e migrazione. Documentazione sulla politica migratoria. Berna: UFCL, pubblicazioni federali. (Disponibile solo in tedesco e francese)
- Hungerbühler, Hildegard und Viviana Abati**, 2011, MIGRALTO – Ein partizipatives Modell für die aktive Bürgerschaft der älteren Migrationsbevölkerung in Schweizer Gemeinden. Masterarbeit im Rahmen des Studiengangs Master of Advanced Studies in Gerontologie: Altern – Lebensgestaltung 50+ am Kompetenzzentrum Gerontologie. Berner Fachhochschule Soziale Arbeit. Berna: manoscritto non pubblicato.
- Maiolino, Angelo**, 2011, Als die Italiener noch Tschinggen waren. Der Widerstand gegen die Schwarzenbach-Initiative. Zurigo: Rotpunktverlag.
- Matthäi, Ingrid**, 2005, Die «vergessenen Frauen» aus der Zuwanderungsgeneration. Zur Lebenssituation von alleinstehenden Migrantinnen im Alter. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pilgram, Amelie und Kurt Seifert**, 2009, Leben mit wenig Spielraum. Altersarmut in der Schweiz. Zurigo: Edition Pro Senectute.
- Reinprecht, Christoph**, 2006, Nach der Gastarbeit: prekäres Altern in der Einwanderungsgesellschaft. Vienna: Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung.
- Soom Ammann, Eva**, 2006, MigrantInnenorganisationen: Partizipation oder Selbstausschluss? In: Stienen, Angela (Hg.), Integrationsmaschine Stadt? Interkulturelle Beziehungsdynamiken am Beispiel von Bern. Berna: Haupt Verlag.
- Ufficio federale delle assicurazioni sociali UFAS**, 2012, Statistik der Ergänzungsleistungen zur AHV und IV, tabella a pag. 7.
- Ufficio federale delle assicurazioni sociali UFAS**, 2013, Statistiken zur sozialen Sicherheit.
- Ufficio federale di statistica UFS**, 2010, Gesundheitszustand von betagten Personen in Institutionen 2008/09.

Zur Situation der älteren Migrationsbevölkerung

Die Migrationsbevölkerung ist verglichen mit der Schweizer Bevölkerung jung. Gleichzeitig verweist die demographische Entwicklung der letzten Jahre auf eine neue Realität: Zunehmend bleiben Migrantinnen und Migranten auch nach ihrer Pensionierung in der Schweiz oder pendeln zwischen dieser und ihrem Herkunftsland. Mit dieser Situation haben weder die Politik noch die Institutionen und Organisationen der Alterspflege und -arbeit gerechnet. Dementsprechend sind sie auch nicht darauf vorbereitet. Auch in der Integrations- und erst recht in der Altersforschung genießt die ältere Migrationsbevölkerung bisher erst ein marginales Interesse. Entgegen des häufig undifferenzierten Diskurses über diese Gruppe hat die ältere Migrationsbevölkerung in der Schweiz eine vielfältige Geschichte und daher viele verschiedene Gesichter vorzuweisen.

Ältere Migrantinnen und Migranten sind trotz ihrer im Durchschnitt schlechteren ökonomischen und gesundheitlichen Situation nicht einfach Opfer ihrer Biographie. Vielmehr stellen die gemachten Erfahrungen eine wichtige Ressource im Umgang mit den Anforderungen des Alterns im Migrationskontext dar. Entsprechend braucht es einen Perspektivenwechsel: Ältere Migrantinnen und Migranten sind nicht nur Klientinnen und Patienten unseres Sozial- und Gesundheitswesens. Aufgrund der grossen Bandbreite an Erfahrungen können sie für die Ausgestaltung einer diversitätsgerechten Alterspolitik, -arbeit und -pflege beigezogen werden. Dies dient nicht nur ihnen selbst, sondern auch der Entwicklung von Modellen des Alterns in unserer Gesellschaft.

Eine ausführliche Darstellung der Situation älterer Migrantinnen und Migranten findet sich in:
Hungerbühler, Hildegard und Corinna Bisegger, 2012, «Und so sind wir geblieben...». Ältere Migrantinnen und Migranten in der Schweiz. Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM. Materialien zur Migrationspolitik, in Zusammenarbeit mit dem Nationalen Forum Alter und Migration, Bern.

Hildegard Hungerbühler è etnologa e gerontologa. Dirige lo Stato maggiore Basi e sviluppo della Direzione della Croce rossa svizzera ed è specialista di questioni della terza età nel contesto migratorio.

Nicht nur ein Ghetto der Reichen und Privilegierten.

«Die kommen doch nur, weil sie ihr Geld vor Steuerforderungen ihres Landes bewahren können», versichert mir eine Dame mit ausländischen Wurzeln. «Das mag für Einzelne der Fall sein, doch wegen der hohen Lebenskosten und eines andern Steuersystems kommen wir hier nicht besser weg», erwidern Rentner aus verschiedenen Ländern.

Eine Zumutung sei es zu fragen, weshalb ausländische Rentnerinnen und Rentner ins Tessin kämen; es sei doch klar, dass man komme, weil man Steuern hinterziehen könne. Doch das gebe man nicht zu, erläutert meine Gesprächspartnerin am Telefon. Die eingebürgerte Rentnerin räumt ein: «Das Klima, die Landschaft mögen auch eine Rolle spielen, aber ausschlaggebend ist das Sparen von Steuern.» Andere Rentner sind ganz anderer Meinung. Sind sie alle Heuchler? Dieser Beitrag versucht einige Antworten zu geben. Doch zunächst wird das Phänomen der ausländischen Rentner im Tessin umschrieben; zu diesem Thema gibt es bisher noch keine Untersuchungen.

Viele Alte, aber nicht als Folge von Einwanderung

Der Kanton Tessin hat in der Schweiz den höchsten Anteil von älteren und alten Menschen: Jede fünfte Person ist über 65, jede zwanzigste über 80 Jahre alt. Doch die Zuwanderung von Ausländern senkt das Durchschnittsalter, wie Matteo Borioli vom Statistischen Amt in Bellinzona erläutert. 2009 war jeder siebte aus der Deutschschweiz zugewanderte Schweizer über 64-jährig, aber nur jeder dreissigste Ausländer. Andererseits sind viele italienische Arbeitskräfte, die während des Wirtschaftsbooms der Nachkriegszeit in die Schweiz kamen, heute im Pensionsalter. So überrascht es nicht, dass sich die Zahl der über 65-jährigen Italienerinnen und Italiener in den letzten 20 Jahren auf über 11 000 verdoppelt hat. Sie stellen mehr als 80 Prozent der ausländischen älteren Menschen im Tessin. Ein-

zig die Deutschen übertreffen knapp die Zahl von 1000 über 65-Jährigen, während bloss zwischen 30 und 178 ältere Menschen aus andern EU-Staaten stammen.

Tessin als Brücke zwischen Deutschschweiz und Italien

Obschon die erste Generation der italienischen Arbeiter der Nachkriegszeit, mehrheitlich weder geschult noch ausgebildet, auch nach Jahrzehnten oft kaum Deutsch spricht, bleiben viele nach der Pensionierung in der Schweiz. Sie kommen nur zu einem kleinen Teil in den Genuss der Pensionskassen, die in der Schweiz 1985 als obligatorisch erklärt wurden. Infolge dieser für den Lebensunterhalt ungenügenden Rente haben sie Anrecht auf AHV-Ergänzungsleistungen, eine sehr geschätzte finanzielle Sicherung. In vielen Fällen bleiben die Kinder in der Schweiz, und wegen der Enkel kehren viele Pensionierte nicht in die alte Heimat zurück. Einfacher ist es, in der italienischen Schweiz zu leben, wo die eigene Sprache gesprochen wird. Das Tessin erweist sich für zahlreiche pensionierte Italienerinnen und Italiener, die aus der Deutschschweiz dorthin gezogen sind, als Brücke zwischen Süd und Nord, wie Antonio Cartolani erläutert. Er selber ist in jungen Jahren aus Kalabrien in die deutsche Schweiz ausgewandert. Als ihm in den 1980er-Jahren im Tessin die Leitung der Christlichen Organisation italienischer Arbeiter (Acli) angeboten wurde, packte er zu – auch um seinen in der Schweiz geborenen Kindern den Schulbesuch in seiner Sprache zu ermöglichen. Die Acli, die sich damals der Aus- und Weiterbildung italienischer Arbeitskräfte annahm, ist seit einiger Zeit für alle offen.

Pensionierte Mitglieder dieser Organisation sind häufig als Freiwillige tätig, nicht nur in der Bar am Vereinssitz in Lugano, sondern unter anderem auch beim Projekt «Tischlein Deck Dich». Sie helfen beispielsweise beim Mittagstisch, wo einsame und arme Menschen eine warme Mahlzeit erhalten. Die Erklärung für dieses Engagement ist einleuchtend, denn Spiritual der christlichen Arbeitnehmerorganisation ist Fra Martino, ein Kapuziner, der sein Leben den Armen widmet und das Projekt leitet.

Manche Italiener sind im Tessiner «Verein Drittes Alter» tätig. Die «associazione ticinese terza età» ist eine Selbsthilfeorganisation, die Tageszentren führt, wo sich ältere Menschen treffen. Sie bietet zudem Ausflüge, Vorträge, Kurse und Museumsbesuche an. Viele Mitglieder sind als Freiwillige in all diesen Tätigkeiten aktiv. Da fast alle die gleiche Sprache sprechen, fragt man nicht lange, ob ein Pensionierter Tessiner, Eingebürgerter oder Italiener ist: Die Integration ist gelungen.

Tessiner werden von reichen Ausländern verdrängt

Es gibt auch reiche Italiener, die sich im Pensionsalter im Tessin niederlassen; sie haben allerdings kaum Kontakt zu ihren Landsleuten, die als Gastarbeiter eingewandert sind. Ein Teil dieser Wohlhabenden hat sich in komfortablen Altersresidenzen in bester Lage eingemietet, andere haben Villen oder Wohnungen erworben. In den letzten Jahren scheinen reiche Leute aus vielen Ländern das Tessin entdeckt zu haben, und das macht Antonio Cartolani Sorgen, aber nicht nur ihm. Weshalb?

Bis vor etwa 15 Jahren konnten sich im Tessin noch viele Familien ein Haus oder eine Eigentumswohnung leisten, doch jetzt werden Villen gebaut. Manchen Mietern wird die Wohnung in schöner Lage gekündigt, um sie in Luxusapartements umzuwandeln und zu Preisen in Millionenhöhe zu verkaufen. In Lugano haben die Sozialdemokraten bereits eine Volksinitiative eingereicht, damit die Stadt künftig den Bau preisgünstiger Wohnungen für Familien mit mittleren und kleinen Einkommen unterstützt. Am Fernsehen der italienischen Schweiz waren in den letzten Monaten eindruckliche Reportagen zu sehen, in denen Immobilienvermittler ihre Genugtuung darüber äusserten, dass viele reiche Ausländer in Lugano Villen und Luxuswohnungen suchen. Andere Tessiner klagen, so würden Einheimische aus den schönen Stadtquartieren und ganz allgemein den privilegierten Lagen verdrängt. Für diese Entwicklung darf man allerdings nicht einfach die ausländischen Rentner verantwortlich machen, denn es gibt auch viele jüngere reiche Ausländer, die ins Tessin ziehen.

«Im Tessin zahle ich nicht weniger Steuern.»

Kommen reiche ausländische Rentner wirklich nur, weil sie in der Schweiz ihr Vermögen dank des Bankgeheimnisses vor den Steuerbehörden ihres Herkunftslandes verbergen können und wenig Steuern zahlen? Dieser Ansicht ist eine Gesprächspartnerin, die sich entschieden weigert, Namen von reichen Freunden anzugeben, die ich über ihre Wahl des Tessins als Alterssitz hätte befragen wollen. Die ältere Dame meint, die günstigen finanziellen Bedingungen seien unter reichen Rentnern ein beliebter Gesprächsstoff, doch auf Fragen eines Ausenstehenden würden sie das nicht zugeben. Das Klima und die Landschaft seien keine entscheidenden Gründe; ohne das Bankgeheimnis verlöre die Schweiz die reiche Klientel, ist sie überzeugt.

Johannes M. Raiser, Präsident des «Deutschen Clubs Tessin» hat eine andere Sicht der Dinge: «Das Klima, die prächtige Landschaft und die guten staatlichen Dienstleistungen wirken als Magnet für meine Landsleute», sagt er. Sein Club zählt über 250 Mitglieder, pflegt die Geselligkeit, hilft den «Neuen», sich im Tessin zurechtzufinden, unterstützt sie im Verkehr mit den Behörden. Auf dem Programm des Clubs stehen zudem Konzerte, Wanderungen und Ausflüge sowohl auf die Alpennordseite wie nach Italien. Sind nicht auch die niedrigeren Steuern ein Grund, ins Tessin zu kommen? «Hier sind die Lebenskosten viel höher als in Deutschland. Die mildereren Steuern helfen, die Mehrkosten auszugleichen», betont Raiser, der früher im Tessin gearbeitet hat. Die Gliederung der Schweiz in Bund, Kanton und Gemeinde habe es ihm angetan, und er fügt hinzu: «Hier sieht man, wofür die Steuern dienen, da ist man eher bereit zu zahlen, während die hohen Steuern in Deutschland sich im Staatshaushalt verlieren.»

Ein Deutscher, der mit seiner Frau nach der Pensionierung ins Tessin gekommen ist, bestreitet, Steuern sparen zu können: «Ich muss in der Schweiz im Unterschied zu Deutschland meine Rente voll versteuern, und der Eigenmietwert meines Hauses wird mir als Einkommen angerechnet: Deshalb zah-

le ich hier nicht weniger.» Der Rentner, der seinen Namen nicht nennen möchte, erinnert sich an den grossen Stress beim Bau seines Hauses am Luganersee. In der Schweiz, so habe er geglaubt, seien Vorschriften und Handwerker präzise, doch die Handwerker im Tessin hätten ihn immer wieder überrascht und neue Forderungen angemeldet; es sei ein Albtraum gewesen. Inzwischen ist der Ärger verflogen, das Ehepaar fühlt sich wohl im Tessin, und es geniesst die Nähe zu Italien und dessen faszinierende Städte. Beeindruckt sind die beiden von der Freundlichkeit des Personals in den Tessiner Geschäften. Und nachdem sie die Nachbarn einmal eingeladen hatten, hätten sie mehrere Gegeneinladungen erhalten.

Die meisten deutschen Rentner im Tessin sind wohlhabend, einige sind reich und profitieren von der Globalbesteuerung. Sie sind nicht leicht zu finden, und wenn man einen von ihnen erreicht, will er nicht zitiert werden. Immerhin bestätigte mir ein «Globalbesteuerter», er sei über seine Wahl glücklich; mit den Steuern habe sie aber nichts zu tun, das Tessin sei ein wunderschöner Kanton zum Leben und zum Wandern. Die Deutschen fühlten sich im Tessin wohl. Zwei Rentnerinnen beteuern, sie schätzten sich glücklich, im Tessin den Lebensabend verbringen zu können, und sie dächten nicht daran, im hohen Alter nach Deutschland zurückzukehren. Wenn man Italienisch spreche, sei es viel einfacher, Freundschaften zu knüpfen. Italienisch lernen sei ratsam – auch aus Respekt gegenüber dem Gastland.

Die Rentner aus andern Ländern sind weniger zahlreich. Gemäss Statistik lebten vor zwei Jahren im Tessin zum Beispiel 61 Schwedinnen und Schweden im Pensionsalter, aber gut doppelt so viele, die jünger als 65 sind. Einer von ihnen ist der Unternehmer Peter Brandel, dessen Firma ihren Sitz vor wenigen Jahren von Italien ins Tessin verlegt hat. Er fühle sich sehr wohl im Tessin, doch wisse er nicht, ob er nach der Pensionierung bleiben oder nach Italien zurückkehren werde; seine Frau ziehe es nach Como. Doch im Hochsommer wollen Brandels weiterhin zum Segeln nach Schweden reisen.

Vorteilhafte Wahl zwischen zwei Steuersystemen

Vermögende Schweden, die im Ausland leben, verzichten offenbar nicht auf die langen schwedischen Hochsommertage. Der Unternehmer Owe Andersson hat seinen Posten als CEO eines Unternehmens, das an der Stockholmer Börse quotiert ist, aufgegeben und ist im Herbst 2009 mit seiner Frau ins Tessin gezogen. Den Hochsommer verbringt der leidenschaftliche Segler aber weiterhin in Schweden. Was hat die Anderssons ins Tessin gezogen? «Wir besuchten Lugano zuvor ein paar Mal, es war Liebe auf den ersten Blick, die Landschaft ist fantastisch, wir wandern viel, und es ist nicht weit zum Skifahren. Wir schätzen das südliche Klima, jedenfalls von September bis Mai, aber auch die südliche Lebensart und das Essen. Lugano liegt mitten in Europa, nahe bei Italien, zwei Stunden von der Mittelmeerküste entfernt, und wir können vom Flugplatz Agno und den guten Zugverbindungen profitieren.»

In Bezug auf die Steuern sagt der Schwede: «In der Schweiz mit zwei sehr unterschiedlichen Steuersystemen für Ausländer – die Pauschalbesteuerung und das ordentliche Steuersystem – besteht der Vorteil, in Zusammenarbeit mit den Steuerbehörden entscheiden zu können, welches Steuermodell man anwenden will.» Er weist darauf hin, dass viele wohlhabende schwedische Rentner sich an der Mittelmeerküste in Frankreich, in Spanien und in Italien niederlassen, wo die Lebenskosten viel tiefer seien, doch er ziehe das Tessin als eine besser organisierte und sicherere Gesellschaft vor – trotz der viel höheren Kosten. Die Anderssons haben sich offenbar gut eingelebt, und denken nicht daran, nach Schweden zurückzukehren: «Ich spreche zwar nicht gut Italienisch, meine Frau ist viel gewandter, aber ich habe neben meinen schwedischen Freunden auch einheimische Bekannte, mit denen ich Englisch sprechen kann.»

So unterschiedlich wie Schweizer Pensionierte

Die Recherchen zeigen: Ausländische Rentner im Tessin sind nicht einfach nur Reiche und Privilegierte, die von der Glo-

balbesteuerung profitieren. Es gibt sie zwar, die Reichen, die ins Tessin ziehen, um Steuern zu sparen. Doch mehrheitlich handelt es sich um pensionierte ehemalige Gastarbeiter aus Italien, die im Tessin gearbeitet haben oder wegen der Sprache von der Deutschschweiz in den südlichen Kanton umgezogen sind. Weiter finden sich auch Deutsche und andere Europäer, die das milde Klima geniessen oder gut gestellte Italiener, die es schätzen, dass die öffentliche Verwaltung gut funktioniert. Den typischen ausländischen Rentner im Tessin gibt es nicht. Sie sind so unterschiedlich und leben in so verschiedenen Welten wie auch die schweizerischen Pensionierten.

Pensionati stranieri in Ticino

Il Canton Ticino ospita la più alta percentuale di anziani della Svizzera: un abitante su cinque ha più di 65 anni e uno su 20 più di 80. L'immigrazione tuttavia abbassa l'età media, come spiega Matteo Borioli dell'Ufficio di statistica di Bellinzona. Nel 2009 uno Svizzero su sette proveniente dalla Svizzera tedesca aveva più di 64 anni, mentre solamente uno straniero su trenta aveva questa età. D'altra parte i lavoratori italiani, giunti numerosi nel dopoguerra sull'onda del boom economico interrotto poi dalla crisi petrolifera del 1975, sono ormai in pensione. Dunque non stupisce che il numero degli ultrasessantacinquenni Italiani sia raddoppiato negli ultimi 20 anni, raggiungendo quota 11 000. Tale gruppo costituisce più dell'80 per cento dei pensionati stranieri in Ticino, mentre gli ultrasessantacinquenni Tedeschi sono poco più di 1000, e il numero degli anziani originari di altri Stati dell'UE oscilla appena tra i 30 e i 178.

Chi sono i pensionati stranieri che vivono in Ticino? Sono persone ricche e privilegiate che approfittano della globalizzazione? Stando alle ricerche dell'autore, le cose non stanno proprio così. Ci sono sì i ricchi che si sono trasferiti in Ticino per pagare meno tasse, ma anche i lavoratori italiani immigrati, ormai pensionati, che per motivi linguistici hanno scelto il Ticino lasciando la Svizzera tedesca. Non mancano Tedeschi e Svedesi che si godono il clima mite o Italiani benestanti che apprezzano un'amministrazione pubblica efficiente. Conclusione: non esiste il pensionato straniero tipo. La varietà degli stili di vita e delle caratteristiche, propria agli anziani autoctoni, contraddistingue anche i pensionati stranieri.

Beat Allenbach war Korrespondent des Tages-Anzeigers für Italien und die italienische Schweiz. Er ist freier Journalist und lebt seit vielen Jahren im Tessin.

« Nous sommes une oreille bienveillante pour eux. »

A Baden (AG), les seniors ne profitent pas seulement de leur temps pour flâner dans les jolies rues piétonnes au bord de la Limmat. Nombre d'entre eux se dévouent pour épauler de jeunes étrangers arrivés très récemment en Suisse dans le cadre d'un regroupement familial. Déjà plusieurs fois récompensé, le programme de mentorat lancé en 2004 est un véritable succès. Les jeunes suivis pendant une année – au moins – sont non seulement plus stables, mais ils trouvent aussi, dans le meilleur des cas, une place d'apprentissage ou, parfois, décrochent même leur ticket pour le gymnase. Pour la plus grande fierté de leur famille – et de leur mentor.

Elles se serrent l'une contre l'autre, Elisabeth et Hasibe. La première, Suisseuse retraitée, a pris sous son aile la deuxième, une jeune fille de 17 ans venue de Macédoine il y a moins de deux ans. Ce soir-là, dans l'aula de l'école Pfaffeckappe de Baden, une petite fête clôt une année bien remplie pour elles, mais aussi pour les autres élèves de la classe d'intégration et d'orientation professionnelle de Baden. Les dix élèves viennent de présenter un petit film réalisé avec leurs enseignants. Ces jeunes, provenant de tous horizons et à l'allemand parfois encore un peu chaotique, sont fiers de leur prestation et rient en chahutant un peu, en bons ados qu'ils sont.

Regroupement familial après des années de séparation

Car ils ne sont pas en Suisse depuis très longtemps, ces jeunes. Ils ont émigré juste avant que la porte de l'immigration facilitée ne se referme. Dans le cadre du regroupement familial, les enfants peuvent en effet rejoindre le parent jusqu'à un âge variant de 12 à 16, voire 18 ans, selon leur origine.

Petit problème : le parent ayant émigré quand ils étaient petits, voire, pour certains, avant même leur naissance, lorsque

papa était un saisonnier rentrant chaque été « à la maison » mais laissant épouse et progéniture au pays le reste de l'année, ces jeunes ne connaissent pas vraiment leur géniteur. « Ils débarquent en pleine puberté dans un pays étranger, chez une mère ou un père presque inconnu, qui s'est peut-être remarié et a eu d'autres enfants. A l'école, ils ont une année pour se mettre à jour et trouver comment ils continueront leur formation. Ça fait beaucoup de choses en même temps ! »

Ce résumé, saisissant, est signé Sandra Razic, collaboratrice du Bureau de l'intégration de la ville de Baden. C'est ici que, voilà bientôt dix ans, deux retraités membres du Conseil des seniors de la région de Baden étaient venus frapper pour savoir comment ils pourraient se rendre utiles. Un article de la NZZ sur un projet bâlois de mentorat avait attiré leur attention. Le bureau prend les choses en main et met les seniors en contact avec Martin Brunner, directeur, à l'époque, de la classe d'intégration.

« Avant l'arrivée des mentors, j'ai fait tout le travail d'accompagnement des élèves seul », explique Martin Brunner. La proposition du Conseil des seniors tombe donc très bien et, dès le début, l'expérience se révèle concluante.

« Vous êtes importants pour la Suisse, nous prenons soin de vous ! »

Originalité : ce sont les jeunes qui choisissent leur mentor, venus se présenter devant la classe. « J'ai choisi Elisabeth, car elle a précisé que son mari travaillait à l'hôpital », explique Hasibe. « Or il est clair depuis longtemps que je veux travailler dans la santé. » Le « mentee » et le mentor signent ensemble un contrat de collaboration, nommé « tandem ». Pendant une année au moins, le tandem se verra à des rythmes qu'ils choisissent eux-mêmes, en général une fois toutes les deux semaines. Elisabeth a soutenu Hasibe pour l'allemand, puis le dialecte, et elle a aussi impliqué son fils, qui a aidé la jeune femme en mathématiques.

Les maths, c'est aussi la branche d'expertise de Peter Lacheta, un ingénieur à la retraite qui, avec son épouse Ute, qui fut as-

sistante de direction, participe au programme depuis son lancement. «L'accompagnement ne couvre pas seulement les aspects scolaires», explique-t-il. «Nous les aidons aussi, s'il le faut, pour toutes sortes de démarches. Nous sommes une oreille bienveillante pour eux.» Tout se passe-t-il toujours pour le mieux entre «mentees» et mentors? «Non, évidemment. Parfois, la chimie ne prend pas. Certains jeunes ne viennent pas aux rendez-vous. Si les manquements se répètent, le mentorat s'arrête.»

Heureusement, la chimie prend souvent. C'est patent entre Elisabeth et Hasibe, qui se regardent mutuellement avec des yeux brillants. L'avenir de la jeune fille, «autonome, volontaire, brillante» lui tient tellement à cœur qu'Elisabeth va continuer à l'aider. «Les relations ne s'arrêtent pas après l'année officielle du mentorat», confirme Peter Lacheta. «Je reçois encore des appels de jeunes que j'ai accompagnés il y a plusieurs années.»

Un jeune homme plaisante avec son mentor. Une cinquantaine d'années les sépare. «On va continuer à se voir, c'est sûr», lâche le jeune, à l'intention de Peter Lacheta. «Jusqu'à ce que je sois grand-père!», dit en riant le jeune Sud-Américain dans un allemand tout à fait compréhensible.

Les enseignants eux non plus ne pourraient plus se passer des mentors. «Les différences de niveau sont un des principaux défis pour notre travail», note l'enseignante Manuela Schelbert. «Les mentors nous aident beaucoup en nous déchargeant de certaines tâches d'accompagnement.»

Faut-il avoir des compétences particulières pour être mentor? «Ils doivent être ouverts, avoir les pieds sur terre, être capables de comprendre d'autres normes et valeurs et être souples et disponibles», explique Peter Lacheta. «Ils doivent faire preuve de patience et de ténacité, pouvoir compter sur un bon réseau mais aussi savoir prendre leurs distances.» Certains jeunes se retrouvent en effet tenaillés dans des situations familiales complexes. Les parents sont parfois dépassés. Baden met aussi à disposition des médiateurs culturels, si nécessaire. La commune verse 50 francs par semestre pour les frais de bureau des mentors. Tout le reste est bénévole. Pour Sandra Razic, «les mentors donnent un signal fort à ces jeunes, en leur disant «Vous êtes importants pour la Suisse, nous prenons soin de vous.» car, qu'ils restent ici ou non, ces jeunes ont droit à une formation, ce qui, à mon avis, permet aussi d'économiser des frais à long terme. On ne peut pas les laisser tomber.»

Le programme de mentorat a déjà reçu plusieurs récompenses, parmi lesquelles le Prix suisse de l'intégration 2005 décerné par la Commission fédérale des étrangers. Les sommes reçues ont été investies dans des projets de soutien aux jeunes, tels que des cours supplémentaires d'allemand. Martin Brunner n'a pas de mots assez louangeurs pour les mentors: «Ce programme est

Schweizer Senioren begleiten spät nachgezogene Jugendliche

In Baden im Kanton Aargau engagieren sich Seniorinnen und Pensionierte für Jugendliche, die im Rahmen des Familiennachzugs in die Schweiz gekommen sind. Diese jungen Menschen – die meisten zwischen 15 und 17 Jahre alt – sind durch die Einwanderung in die Schweiz im jugendlichen Alter mit verschiedenen Herausforderungen konfrontiert: Eltern im Alltag kennen lernen, die man nur aus den Ferien kannte, mit Geschwistern umgehen, die aus einer neuen Partnerschaft des Vaters oder der Mutter entsprangen, eine fremde Umgebung entdecken und eine unbekannte Sprache lernen – und dies alles zu einem Zeitpunkt, zu dem Weichenstellungen für die Zukunft angesagt sind.

Das Mentoringprogramm des Seniorenrats in Baden richtet sich spezifisch an Jugendliche in solchen Situationen. Zu Beginn des Schuljahres wählen sich die Jugendlichen einen Mentor oder eine Mentorin aus einer Gruppe, die sich in der Integrations- und Berufsbildungsklasse (IBK) vorstellen. Rund zehn junge Männer und Frauen besuchen jährlich die IBK. Während des Schuljahres erhalten die «Mentees» Unterstützung von den Seniorinnen und Senioren. Dies beinhaltet zum einen Aufgabenhilfe, aber auch eine Vielfalt anderer Unterstützungsleistungen, die über die Schule hinausgehen. Die Beziehungen, die über Tandems geknüpft werden, halten oft über die vertraglich festgelegte Zeit hinaus an und werden manchmal bis weit ins Erwachsenenalter gepflegt.

extrêmement précieux. Les mentors apportent de la stabilité aux jeunes.» Et lui qui a pris sa retraite en 2010 conclut, en riant: «Confrontés à des jeunes venant de cultures où l'homme a toujours une place forte, les seniors ont un grand avantage: le vieil homme jouit d'un grand respect.»

Ariane Gigon, licenciée en philosophie et histoire de l'art de l'Université de Neuchâtel, est journaliste indépendante. Mère de deux enfants, elle vit à Zurich depuis 1994 et couvre l'actualité alémanique pour différents médias francophones.



Unterwegs im Bus | Sur la route en bus | Sulla strada in bus



Infothek:

Demographie, Migration, Generationen

Infothèque:

Démographie, migration, générations

Infoteca:

Demografia, migrazione, generazioni



Mit dieser Nummer wird die Rubrik «Infothek» neu gestaltet. Sie wird sich künftig auf Literatur zum Schwerpunktthema der jeweiligen Nummer konzentrieren. Beachten Sie für weiterführende Literatur auch die Bibliographien der einzelnen Artikel.

Auf Neuerscheinungen zu ändern thematischen Bereichen, die einen Bezug zu Migration haben, wird laufend im Newsblog Swiss Migration News der EKM hingewiesen: www.migration-news.ch.

A partir du présent numéro, la rubrique «infothèque» est remaniée. Désormais, elle se concentrera sur les ouvrages de référence portant sur le thème principal du numéro en question. Le lecteur pourra par ailleurs aussi se référer aux bibliographies des divers articles publiés.

Les nouvelles parutions concernant d'autres domaines thématiques en lien avec la migration figurent dans le Newsblog de la CFM, Swiss Migration News. www.migration-news.ch

Con questo numero, la rubrica «Infoteca» assume una veste nuova: d'ora in poi comprenderà le opere di riferimento sul tema del relativo numero. Per eventuali approfondimenti rimandiamo anche alla bibliografia dei singoli articoli.

Le pubblicazioni più recenti, riguardanti altre tematiche sulla migrazione, sono sempre consultabili sul newsblog della CFM Swiss Migration News: www.migration-news.ch.

Demografie, Ressourcen und die Bedeutung der Migration. Eine Literaturstudie.

Démographie, ressources et la signification de la migration. Une étude bibliographique.

Ilka Steiner, Aronne Watkins, Gianni D'Amato

Themen wie Bevölkerung, Migration und Umwelt werfen schwierige Fragen der Bevölkerungspolitik und -struktur wie auch des schonenden Umgangs mit unseren Ressourcen, unseres «ökologischen Fussabdrucks» auf. Verknüpft werden diese mit Fragen der Mobilität und der damit verwobenen wirtschaftlichen und sozialen Rechte. Diese Publikation bietet eine Literaturübersicht über die aktuelle Forschung auf nationaler und internationaler Ebene zum Thema «Demographie, Ressourcen und die Bedeutung der Migration».

Les sujets comme la population, la migration et l'environnement thématisent des questions difficiles de la politique et de la structure démographiques, ainsi que des sujets d'actualité comme la gestion raisonnée de nos ressources et notre «empreinte écologique», en les associant aux questions de mobilité et aux droits sociaux et économiques qui y sont liés. Cette publication analyse la bibliographie consacrée aux travaux de recherche actuels, à l'échelle nationale et internationale, portant sur le thème «Démographie, ressources et la signification de la migration».

Materialien zur Migrationspolitik/
Documentation sur la politique de migration
Bern: EKM/CFM
Vertrieb/ Distribution: BBL/OFCL
Art.-Nr. 420.931.D/420.931.F (gratis)
www.bundespublikationen.admin.ch

Demografiepolitik. Herausforderungen und Handlungsfelder.

Michael Hüther, Gerhard Naegele (Hg.)

Diese Publikation will die aus den kollektiven Entwicklungen der Schrumpfung und der Alterung der Bevölkerung einerseits und aus der individuellen Per-

spektive des längeren Lebens andererseits resultierenden Probleme und Handlungsbedürfnisse politikübergreifend thematisieren. Demografischer Wandel wird dabei als politische Gestaltungsaufgabe verstanden.

Wiesbaden: Springer VS 2013
ISBN 978-3-658-00778-2, CHF 43.–

Le Temps des immigrés. Essai sur le destin de la population française.

François Héran

Les projections démographiques annoncent que la migration sera d'ici une génération le principal facteur de croissance de la population. Effet d'une infusion durable et non d'une intrusion massive, le brassage des populations dans la société française est un défi à relever, au même titre que le vieillissement. Pour y faire face, mieux vaut discuter des principes que de briser des tabous. Quitte à repenser nos conceptions du volontarisme et de la souveraineté.

Paris: Éditions du Seuil 2007
ISBN 978-2-02092-246-3, €11.–

Demografie und Demokratie. Zur Politisierung des Wohlfahrtsstaates.

Jens Kersten, Claudia Neu, Berthold Vogel

Die Gesellschaft altert, die Bevölkerung schrumpft, regionale Ungleichgewichte nehmen zu. Die daraus entstehenden Konflikte, Verteilungskämpfe und Anforderungen an Integration beeinflussen Gestalt und Form des Sozialen. Ist der Wohlfahrtsstaat flexibel genug, um den Herausforderungen des demografischen Wandels zu begegnen?

Hamburg: Hamburger Edition 2012
ISBN 978-3-86854-253-0, CHF 12.–

La démographie des étrangers en Suisse.

Philippe Wanner (éd.)

A ce jour, aucune étude n'a étudié spécifiquement les comportements et l'im-

pact démographique de la migration. Cet ouvrage remplit un vide et fournit des informations sur ce thème, en abordant le sujet de quatre manières complémentaires. D'une part, il décrit les comportements de natalité, les migrations internes, la naturalisation et les retours des étrangers vivant en Suisse.

Zürich et Genève : Seismo Verlag 2012
ISBN 978-2-88351-056-2, CHF 38.–

Zehn Thesen zur Demografie – Ein Manifest für die Arbeit.

Travail.Suisse (Hg.)

Nachdem die Demografie jahrzehntelang zur Schwarzmalerei in Bezug auf die Altersvorsorge gedient hat, wird sie nun als Einwanderungsdebatte zelebriert. Beide Diskussionen lenken vom eigentlichen Problem ab: einem Arbeitskräftenotstand, der die Lebensqualität der Menschen in der Schweiz bedroht. In diesem Thesenpapier skizziert *Travail.Suisse* eine andere Sicht der Demografie und der damit verbundenen Herausforderungen.

Bern: *Travail.Suisse* 2011
www.travailsuisse.ch

Les scénarios de l'évolution de la population de la Suisse 2010-2060.

Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Schweiz: 2010 – 2060.

*Raymond Kohli, Office fédéral de la
statistique OFS/
Bundesamt für Statistik BFS*

Afin de tenir compte d'une part des changements dans l'évolution démographique et d'autre part des nouvelles situations politiques, économiques et sociales, il est nécessaire de mettre à jour régulièrement les scénarios de l'évolution future de la population de la Suisse. L'Office fédéral de la statistique a ainsi

décidé de produire de nouveaux scénarios portant sur l'évolution de la population de la Suisse de 2010 à 2060.

Damit sowohl die Änderungen in der Bevölkerungsentwicklung als auch jene in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft berücksichtigt werden können, müssen die Szenarien zur zukünftigen Bevölkerungsentwicklung der Schweiz regelmässig aktualisiert werden. Vor diesem Hintergrund hat das Bundesamt für Statistik neue Szenarien zur zukünftigen Bevölkerungsentwicklung der Schweiz in den Jahren 2010 bis 2060 erarbeitet.

Neuchâtel : Office fédéral de la statistique
OFS/Bundesamt für Statistik BFS 2010
ISBN 978-3-303-01252-9
ISBN 978-3-303-01251-2, CHF 18.–

Statistisches Jahrbuch der Schweiz 2013.

Annuaire statistique de la Suisse 2013.

*Bundesamt für Statistik BFS (Hg.)/
Office fédéral de la statistique OFS (éd.)*

Dieses Jahrbuch fasst die wichtigsten statistischen Ergebnisse über den Zustand und die Entwicklung von Bevölkerung, Wirtschaft, Gesellschaft, Bildung, Forschung, Raum und Umwelt des Landes zusammen. Es dient nicht nur als Nachschlagewerk, sondern zeichnet auch ein umfassendes Bild der sozialen und wirtschaftlichen Lage der Schweiz.

Cet Annuaire présente la synthèse des résultats concernant l'état et l'évolution de la population, de l'économie, de la société, de l'éducation, de la recherche, de l'espace et de l'environnement. A travers ses articles de fond, il décrit en outre toutes les facettes de la situation économique et sociale en Suisse.

Zürich/Neuchâtel: Verlag Neue Zürcher
Zeitung 2013
ISBN 978-3-03823-814-0, CHF 130.–

Bundesamt für Statistik: «Bevölkerung»

Office fédéral de la statistique: «Population»

Ufficio federale di statistica: «Popolazione»

Auf der Website des Bundesamtes für Statistik BFS finden sich auf der Themenseite «Bevölkerung» umfassende Informationen und Statistiken zur Bevölkerungsstruktur, Bevölkerungsbewegung, zu Migration und Integration, zur zukünftigen Bevölkerungsentwicklung, zu Familie und Haushalten, sowie Religion und Sprache.

Sur le site de l'Office fédéral de la statistique OFS sous « Population » se trouvent des informations et des statistiques complètes sur la structure de la population, le mouvement de la population, la migration et l'intégration, l'évolution future de la population, les familles et les ménages ainsi que les religions et les langues.

Sul sito dell'Ufficio federale di statistica UFS si può trovare sulla pagina «Popolazione» informazioni e statistiche complete sulla struttura della popolazione, il movimento della popolazione, la migrazione e l'integrazione, l'evoluzione futura della popolazione, le famiglie e le economie domestiche, così come le religioni e le lingue.

www.bfs.admin.ch

Sozialbericht 2012: Fokus Generationen.

Rapport social 2012: Générationen en jeu.

*Felix Bühlmann, Céline Schmid Botkine
(Hg./éd.)*

Der Sozialbericht 2012 gibt anhand systematisch aufbereiteter Daten und Indikatoren Auskunft über die aktuelle Lage und Entwicklungstendenzen in der Schweizer Gesellschaft. Diese Ausgabe legt den Schwerpunkt auf intergenerationale Beziehungen: Gibt es alters-

spezifische Diskriminierung? Sind junge Erwachsene politisch weniger engagiert als ihre Eltern?

A partir de données et d'indicateurs systématiques, le Rapport social 2012 rend compte de la situation actuelle de la société et des changements importants qui s'opèrent en Suisse. Cette édition met un accent particulier sur les relations entre les générations: Peut-on parler de discriminations selon l'âge? Les jeunes adultes sont-ils politiquement moins engagés que leurs aînés?

Zürich: Seismo Verlag 2012
ISBN 978-3-03777-122-8
ISBN 978-2-88351-058-6, CHF 42.–

**Wir Zukunftssucher.
Wie Deutschland enkeltauglich wird.**
Wolfgang Gründinger

An den demografischen Wandel knüpfen sich Horrorszenerarien ohne Ende. Der Autor denkt in diesem Buch über eine gerechte und zukunftsorientierte Gesellschaft nach und zeichnet das Bild einer jungen Generation, die im Gegensatz zur wachstumsverwöhnten alten Generation für ihr Recht auf Zukunft streitet.

Hamburg: edition Körber-Stiftung 2012
ISBN 978-3-89684-092-9, CHF €16.–

**Alterung und Wanderung:
alternative Projektionen der Bevölkerungsentwicklung der Schweiz.**
Rainer Münz, Ralf Ulrich

Diese Publikation rechnet unter Verwendung bestehender BFS-Daten, aber aktualisierter Rahmenbedingungen die zukünftigen Bevölkerungsszenarien der Schweiz nach. Die Studie zeigt, dass die Bevölkerung der Schweiz älter und in der ethnischen Zusammensetzung vielfältiger sein wird, als bisher in den offiziellen Szenarien des Bundesamtes für Statistik angenommen wurde. Die Höhe der Zuwanderung ändert daran kaum etwas. Eine aktive Einwanderungspolitik kann aber verhindern, dass die Bevölkerung insgesamt und vor allem im aktiven Alter abnimmt.

Zürich: Avenir Suisse 2001
www.avenir-suisse.ch

**Brüchiger Generationenkitt?
Generationenbeziehungen im Umbau.**
*Pasqualina Perring-Chiello,
Martina Dubach (Hg.)*

Dieser Sammelband gibt anhand aktueller wissenschaftlicher Befunde und praktischer Beispiele Antworten auf zentrale Fragen rund um die Solidarität zwischen den Generationen. Das Konzept des Buches basiert auf theoretischen Reflexionen und empirischen Arbeiten, wonach die intergenerationelle Solidarität sowohl eine Frage der realen Kontextbedingungen wie auch von emotionalen und ethisch-moralischen Wertehaltungen ist.

Zürich: Hochschulverlag AG an der ETH
Zürich 2012
ISBN 978-3-7281-3507-0, CHF 52.–

Wisch und Weg! Sans-Papiers-Hausarbeiterinnen zwischen Prekarität und Selbstbestimmung.
*Alex Knoll, Sarah Schilliger,
Bea Schwager*

Dieses Buch bietet einen Einblick in den Alltag der rund 8000 Sans-Papiers, die im Kanton Zürich in Privathaushalten als Hausarbeiterinnen beschäftigt sind. Dabei werden vielfältige Strategien des Widerstands und des Umgangs mit Prekarität sichtbar und es werden politische Perspektiven zu Care-Arbeit in Privathaushalten formuliert.

Zürich: Seismo Verlag 2012
ISBN 978-3-03777-109-9, CHF 38.–

Yes we care. Care-Arrangements in Privathaushalten in Basel-Stadt.
*Sina Stingelin, Sarah Schilliger,
Nadia Baghdadi*

Wie organisieren Angehörige in Basel die Betreuung von Kindern, von kranken oder alten Menschen? Wer erledigt diese Arbeit und unter welchen Bedingungen? Antworten geben 14 Portraits, welche die Vielfalt dieser Arbeit und deren Organisation dokumentieren und deren Bedeutung für unsere Gesellschaft erkennen lassen.

Basel: Abteilung Gleichstellung von Frauen und Männern des Kantons Basel-Stadt 2012
www.gleichstellung.bs.ch

Who cares? Pflege und Solidarität in der alternden Gesellschaft.
Schweizerisches Rotes Kreuz (Hg.)

Unsere Gesellschaft altert. Dies stellt neue gesellschaftliche und individuelle Herausforderungen an die Pflege und Betreuung unterstützungsbedürftiger Menschen. Gesellschaftliche Solidarität und die Zusammenarbeit aller Beteiligten wird wichtiger denn je: Wie kann der künftig stark erhöhte Pflegebedarf gedeckt werden trotz des prognostizierten Mangels an Pflegenden? Und wie sieht es mit der internationalen Arbeitsteilung im Bereich der Care-Arbeit aus?

Zürich: Seismo Verlag 2013
ISBN 978-3-03777-128-0, CHF 38.–

Wenn es um die Wurst geht, kämpfe ich. 16 Portraits neuer Schweizerinnen und Schweizer.

Ursula Binggeli, Roland Maurer, Beat Mazenauer, Frank Von Niederhäusern, Bruno Rauch, Willi Wottreng, Karl Wüst

Viele Menschen sind in die Schweiz eingewandert, waren fremd, sind teilweise immer noch fremd, vermissen ihre ursprüngliche Heimat – und haben doch den Wunsch zu bleiben. Weshalb? Das vorliegende Buch rückt sechzehn solche Menschen ins Licht, erzählt von ihren Beweggründen, in der Schweiz zu leben, Schweizerinnen und Schweizer zu werden.

Zürich: Limmat Verlag 2012
ISBN 978-3-85791-650-2, CHF 34.–

**Secondas – sichtbar vielfältig.
Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik.**
Jael Bueno et al.

Diese Ausgabe von Olympe eröffnet eine Debatte, die die soziale Ausgrenzung hinterfragt und die Sichtbarkeit und Vielfalt der Secondas in den Vordergrund stellt. Secondas wurden angefragt, ihre Berufs- und Lebenserfahrung niederzuschreiben, um auf die Frage der Selbstrepräsentation sowie der sozialen und politischen Positionierung zu antworten.

Ottenbach: Redaktion Olympe, 2005
ISBN 3-905087-45-6, CHF 21.–

**Kinder mit Migrationshintergrund:
ein grosses Potential.**

**Les enfants de migrants:
un véritable potentiel.**

Dina Bader, Rosita Fibbi

In der kollektiven Wahrnehmung werden Kinder mit Migrationshintergrund oft mit sozialen Problemen gleichgesetzt. In diesem Grundlagenpapier werden weniger bekannte Aspekte des Erfolgs junger Migrantinnen und Migranten herausgearbeitet und sichtbar gemacht. Es bietet einen Überblick über die relevante Fachliteratur und zeigt anschliessend den Werdegang junger Migrantinnen und Migranten mit Erfolg auf.

Dans la perception collective, les enfants de migrants riment souvent avec problèmes sociaux. Cette publication vise à rendre visible la réussite des jeunes d'origine immigrée qui constitue un aspect méconnu de la réalité des enfants de migrants. Elle fournit un aperçu de la littérature et dresse ensuite le portrait de quelques jeunes migrants réussissant leur parcours scolaire et professionnel.

Neuchâtel : Swiss Forum for Migration and Population Studies SFM 2012
www.migration-population.ch

Jugendliche mit Migrationshintergrund im Übergang ins Erwachsenenalter – eine biografische Längsschnittstudie.

Eva Mey, Miriam Rorato

Diese Studie möchte vertiefte Kenntnisse darüber zu Tage fördern, wie Jugendliche mit Migrationshintergrund den Übergang von der Schule in die nachobligatorische Ausbildung gestalten: unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen sie dies tun, auf welche Ressourcen sie dabei zurückgreifen können, welche Ziele sie selber verfolgen, welche Strategien sie beim Verfolgen dieser Ziele und beim Verarbeiten allfälliger Rück-

schläge anwenden und welche sozialen Einbindungen (Familie, Gleichaltrige, Vereine usw.) für sie in der Phase des Übergangs besonders wichtig sind.

Luzern: Hochschule Luzern,
Soziale Arbeit 2010
www.hslu.ch/sozialarbeit

La migration italienne dans la Suisse d'après-guerre.

*Morena La Barba, Christian Stohr,
Michel Oris et Sandro Cattacin*

Ce livre qui traite de la migration italienne se veut un instrument de compréhension d'une trop longue histoire... d'incompréhension. L'analyse se focalise sur la période chaude de l'après-guerre, là où débutent les mouvements qui veulent restreindre l'immigration et qui sont aujourd'hui installés au centre du système politique suisse.

Lausanne : Éditions Antipodes 2013
ISBN 978-2-88901-069-1, CHF 42.–

**Kampf gegen unerwünschte Fremde.
Von James Schwarzenbach bis
Christoph Blocher.**

Thomas Buomberger

Kein Abstimmungskampf hat die Schweizer Bevölkerung je so aufgewühlt wie die Abstimmung über die Schwarzenbach-Initiative 1970. Das Volk musste entscheiden, ob es 300 000 Ausländer aus der Schweiz ausweisen wollte. Viele hatten das Gefühl, die Schweiz sei überfremdet. Der Autor geht den Anfängen der Überfremdungsdebatte nach, analysiert das Phänomen Schwarzenbach und zieht Parallelen zur SVP, die fremdenfeindliche Positionen mehrheitsfähig gemacht hat.

Zürich: Orell Füssli Verlag 2004
ISBN 978-3-28006-017-9

**L'immigration en Suisse.
60 ans d'entrouverture.**

Etienne Piguet

Aujourd'hui, tous les Etats européens sont concernés par l'immigration. Ce

n'est pas un hasard si les questions migratoires sont depuis un certain temps l'un des thèmes les plus importants à l'agenda politique. Le livre d'Etienne Piguet donne un aperçu complet des divers aspects de l'immigration en Suisse caractérisée par les différentes phases de l'immigration.

Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes 2004
ISBN 978-2-88074-815-9, CHF 18.–

**Einwanderungsland Schweiz.
Fünf Jahrzehnte halb geöffnete
Grenzen.**

Etienne Piguet

Immigration macht heute allen europäischen Staaten zu schaffen. Kein Zufall, dass Migrationsfragen seit längerem eines der wichtigsten Themen auf der politischen Agenda sind. Piguets Buch liefert einen Gesamtüberblick über die verschiedenen Aspekte der Einwanderung in die Schweiz und zeichnet dabei die unterschiedlichen Phasen der Einwanderung nach.

Bern: Haupt Verlag 2006
ISBN 3-258-07055-5, CHF 20.–

**L'immigrazione in Svizzera.
60 anni con la porta semiaperta.**

Etienne Piguet

Oggi, l'immigrazione concerne tutti i paesi europei. Non a caso le questioni migratorie sono da un certo tempo una delle questioni più importanti nell'agenda politico. Il libro di Etienne Piguet fornisce una panoramica completa dei vari aspetti dell'immigrazione in Svizzera caratterizzata dalle diverse fasi dell'immigrazione.

Bellinzona : Editione Casagrande 2009
ISBN 978-88-7713-549-0, CHF 28.–

Destination Liebe.

Liebe ist der schönste Migrationsgrund! Jährlich zieht es Tausende von Menschen in ein anderes Land, weil sie sich auf einer Reise, während eines längeren Aufenthalts fernab der Heimat oder über einen virtuellen Kontakt kennen gelernt haben und fortan das Leben gemeinsam verbringen möchten. Migration aus Liebe ist im wahrsten Sinne des Wortes beflügelnd. Mehr als ein Drittel aller Ehen in der Schweiz werden zwischen Menschen unterschiedlicher Nationalität geschlossen. Virtuelle Kommunikation rund um den Globus und die enorme Verbilligung von Transport ermöglichen es, dass Partnerschaften zwischen Personen aus immer weiter entfernten Ländern ermöglicht werden. *terra cognita 24* wirft einen Blick auf die statistischen Entwicklungen, fragt nach den Besonderheiten grenzüberschreitender Beziehungen und beleuchtet die rechtlichen Rahmenbedingungen, die binationale Paare betreffen.

Migration aus Liebe hat auch seine komplizierten Seiten: Es wird von «Stolpersteinen» in der interkulturellen Kommunikation gesprochen, von speziellen Problemen und Herausforderungen, mit denen binationale Paare konfrontiert sind. Oft wird ihnen mit Vorurteilen begegnet, es gibt Schwierigkeiten bei der Stellensuche für die ausländische Partnerin oder den Partner, es stellen sich aufenthaltsrechtliche Probleme für Familienangehörige, oder es stossen unterschiedliche Vorstellungen von Familienleben aufeinander.

Manchmal ist bei binationalen Eheschliessungen nicht Liebe im Spiel, sondern es soll traditionellen Auffassungen des «richtigen» Partners gefolgt oder über Heirat eine Aufenthaltsgenehmigung erwirkt werden, und gelegentlich wird schlicht kommerzieller Gewinn angestrebt. *terra cognita* nimmt sich auch der Fragen rund um Zwangsverheiratungen und arrangierten Ehen an, lässt Expertinnen zum Phänomen von so genannten Scheineheiraten sprechen, geht Partnervermittlungsgagenturen nach und berichtet über Präventions- und Sensibilisierungsprojekte.

Destination amour.

L'amour est sans aucun doute la plus belle des raisons d'émigrer. Chaque année, des milliers de personnes s'établissent dans un autre pays parce qu'au cours d'un voyage, d'un séjour loin de leur patrie, ou par un contact virtuel, elles se sont découvertes et souhaitent continuer leur vie ensemble. La migration par amour donne des ailes ! En Suisse, plus d'un tiers de toutes les unions sont contractées entre des personnes de nationalités différentes. Grâce à la communication virtuelle qui donne accès au monde entier et à l'énorme réduction des tarifs de transport aérien, il est désormais possible à des personnes provenant de pays de plus en plus lointains de former un couple. *terra cognita 24* se penche sur l'évolution statistique de ce phénomène sociétal, s'interroge sur les particularités des relations qui naissent par-delà les frontières, et éclaire les conditions cadre juridiques concernant les couples binationaux.

La migration par amour a également des aspects compliqués. On parle d'obstacles dans la communication interculturelle, de problèmes et de défis spécifiques auxquels les couples binationaux sont confrontés. Souvent, les couples binationaux sont victimes de préjugés ; ils rencontrent des difficultés lors de la recherche d'un emploi pour le partenaire de nationalité étrangère, des problèmes liés au statut de séjour en Suisse pour les membres de la famille ou sont confrontés à une conception différente de la vie de famille.

Parfois, ce n'est pas l'amour le motif d'un mariage binational, mais plutôt des conceptions traditionnelles du « bon » partenaire, ou alors l'obtention d'une autorisation de séjour ou tout simplement des raisons économiques. *terra cognita* aborde aussi la question des mariages contraints ou arrangés, donne la parole à des experts au sujet du phénomène des mariages blancs, se penche sur le rôle des agences matrimoniales et évoque des projets de prévention et de sensibilisation.

Destinazione amore.

L'amore è il motivo di migrazione più bello! Ogni anno migliaia di persone emigrano in un altro Paese perché durante un viaggio o un lungo soggiorno all'estero oppure mediante un contatto virtuale hanno conosciuto una persona con cui vogliono condividere la loro vita. La migrazione per amore mette letteralmente le ali! Più di un terzo dei matrimoni in Svizzera sono celebrati tra persone di nazionalità diversa. La comunicazione virtuale con tutto il mondo e l'enorme riduzione dei prezzi dei viaggi fanno sì che nascano legami sentimentali tra persone che vivono in Paesi sempre più distanti. *terra cognita* 24 getta uno sguardo sull'evoluzione statistica, s'interroga sulle particolarità che contraddistinguono le coppie di binazionali e illustra le condizioni giuridiche che le concernono.

La migrazione per amore ha anche aspetti complessi. Vi sono ostacoli nella comunicazione interculturale, problemi e sfide particolari cui si trovano di fronte le coppie binazionali. Spesso nei loro confronti esistono dei pregiudizi: il partner straniero può avere difficoltà a trovare un posto di lavoro, sorgono problemi riguardo allo statuto di soggiorno dei familiari oppure si scontrano idee diverse sulla vita familiare.

A volte non è l'amore il motivo per un matrimonio binazionale, ma idee tradizionali sul partner «giusto» oppure l'ottenimento del diritto di soggiorno o semplicemente vantaggi economici. *terra cognita* si occupa anche delle questioni inerenti ai matrimoni forzati o arrangiati, interroga esperti in merito ai cosiddetti matrimoni fittizi, osserva il lavoro delle agenzie matrimoniali e presenta progetti di prevenzione e sensibilizzazione.

terra cognita 01*
«Welche Kultur? Quelle culture?»

terra cognita 02*
«Bildung/ Formation»

terra cognita 03*
«lulvrrar/arbeiten / travailler / lavorare»

terra cognita 04*
«einbürgern / naturaliser»

terra cognita 05
«wohnen / habitat»

terra cognita 06
«Gewalt / Violence / Violenza»

terra cognita 07
«Ouverture»

terra cognita 08
«Créations suisses»

terra cognita 09
«Welche Integration?
Quelle integration?»

terra cognita 10
«Sprachen / Langues / Lingue»

terra cognita 11
«Die Medien/ Les médias/ I media»

terra cognita 12
«Sport»

terra cognita 13
«Identitäten / identités / identità»

terra cognita 14
«Neue Migrationslandschaft /
Le nouveau paysage migratoire»

terra cognita 15
«Transnationalität/Transnationalité/
Transnazionalità»

terra cognita 16*
«Kinder und Jugendliche/
Enfants et jeunes/Bambini e giovani»

terra cognita 17
«Citoyenneté»

terra cognita 18
«Die Schweiz verlassen/
Quitter la Suisse/Lasciare la Svizzera»

terra cognita 19
«Föderalismus/Fédéralisme/Federalismo»

terra cognita 20
«Essen und trinken/Manger et boire/
Mangiare e bere»

terra cognita 21
«Öffnung und Abwehr im Widerstreit/
Esprit d'ouverture et attitude défensive en
conflit/Apertura e difesa in conflitto»

terra cognita 22
«Übers Land/De la campagne/
Dalla campagna»

*vergriffen/épuisé/esaurito
Für weitere kostenlose Exemplare von terra cognita wenden Sie sich an:

Pour obtenir gratuitement d'autres exemplaires de terra cognita s'adresser à:

Per ottenere gratuitamente esemplari supplementari di terra cognita indirizzarsi a:

www.bundespublikationen.admin.ch

Suchbegriff/Critère de recherche/Parola da cercare: terra cognita

Die Zusammenhänge von Demographie und Migration sind komplex. *terra cognita* macht eine Auslegeordnung dazu, präsentiert demographische Trends, geht der Bedeutung von Migration in einer alternden Gesellschaft nach und nimmt politische Antworten unter die Lupe, die bezüglich der Begrenzung von Zuwanderung vorgebracht werden.

Thema dieser Ausgabe ist zudem die «Generationenfrage» in der Migrationsbevölkerung selber. Wo stehen Menschen der ersten Einwanderergenerationen heute? Welche Positionen nehmen Menschen der zweiten und der dritten Generation ein? *terra cognita* widmet sich auch den Typologien, die zur Erfassung der Migrationsbevölkerung gebildet werden. Was heisst «Migrationshintergrund» in der Statistik? Sind solche Kategorienbildungen überhaupt hilfreich und was können sie aussagen? Ein Heft zum kritischen Nachdenken!

Les rapports de connexité entre démographie et migration sont complexes. *terra cognita* en fait le bilan, présente des tendances démographiques, aborde l'importance de la migration dans une société vieillissante et étudie à la loupe les réponses politiques données concernant la restriction de l'immigration. La « question des générations » au sein de la population migratoire constitue également un thème de cette édition. Quelle est la situation des premières générations ? Quelles positions adoptent les deuxième et troisième générations ? *terra cognita* se penche également sur les typologies élaborées pour catégoriser la population migratoire. Que signifie « population issue de la migration » en matière de statistique ? La constitution de telles catégories est-elle, somme toute, pertinente et que peut-on en déduire ? Tout ceci pousse à la réflexion !

terra cognita propone un'analisi delle complesse interrelazioni tra demografia e migrazione: illustra trend demografici e approfondisce l'importanza della migrazione in una società che invecchia, soppesando le risposte politiche avanzate per limitare l'immigrazione.

Il fulcro della presente edizione è però anche la «questione generazionale» nella popolazione migratoria. Qual è la situazione delle prime generazioni d'immigrati? Quali posizioni ricoprono i loro figli e i loro nipoti? *terra cognita* esamina inoltre le tipologie attribuite alla popolazione migratoria. Che cosa significa «passato migratorio» in termini statistici? Queste categorizzazioni si rivelano davvero utili e quali informazioni se ne possono trarre? Riflessioni critiche garantite!

